EIN VIELBEWEGTES LEBEN: NACH D. AUFZEICHNUNGEN D. KAIS. RUSS...

Julius von Wickede

Ein vielbewegtes Leben.

Nach den Aufzeichnungen des Kais. Russischen Obersten

Friedrich Reinhardt

bearbeitet von

Julius von Wickede.

Dritter Theil.

Der Feldzug in Rußland im Jahr 1812. Die Belagerung von Danzig 1813. Gefangenschaft in Rußland. Eintritt in Kaiserlich Russische Dienste. Dienstzeit als Genie-Officier in Sibirien. Leben im Altai-Gebirge. Versetzung an das kaspische Meer. Der Feldzug gegen Persien in den Jahren 1826—27. Verwundung und Pensionirung.

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Inhalts-Verzeichniß des dritten Theiles.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Seite

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Befehl mich von Valencia nach Straßburg zu begeben. Bildung eines Genie-Bataillons in Straßburg. Marsch nach Dresden. Flüchtiger Besuch meiner Heimath. Parade in Dresden vor dem Kaiser Napoleon. Verhältnisse im französischen Heere. Versetzung als Genie-Officier zum Armeekorps des Marschalls Ney. Der Uebergang über den Niemen. Marsch in Rußland. Die Eroberung von Smolensk. Die Schlacht an der Moskwa.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel im Jahre 1812, vollständig siegreich für uns beendet gewesen und diese unbedingt der Herrschaft des Kaisers Napoleon unterworfen wäre, wenn nicht der unheilvolle Zug nach Rußland dazwischen gekommen. Schon im Jahre 1809 würden die französischen Heere ganz Spanien und Portugal erobert haben, hätte nicht plötzlich der Krieg gegen Oesterreich, nicht allein viele Officiere, sondern auch manche sehr erprobte Truppentheile über die Pyrenäen zurückgerufen, um an der Donau neuen Kämpfen und Siegen entgegen zu gehen. Diese Schwächung unserer Kriegsmacht, erhöhte den Muth der Spanier in sehr verstärkter Weise, sie verdoppelten

ihre Anstrengungen und zwangen dadurch auch uns wieder zu einer erhöhten Thätigkeit. So floß 1809 und 1810 sehr viel Blut in Spanien, was ohne diesen Krieg gegen Oesterreich, leicht hätte vermieden werden können. Der Kaiser Napoleon, auch diesmal wieder vollständiger Sieger und jetzt auf der Höhe seiner Macht stehend, sandte 1810 und 11 nicht allein viele erprobte Officiere aller Grade, sondern auch neue Regimenter verschiedener Waffengattungen, über die Pyrenäen, mit dem strengsten Befehl zu siegen und somit den unheilvollen Kampf endlich zu beenden. Die bisherige lange Dauer dieses Krieges von 1808 an, welche mit den bisherigen schnellen Kriegs- und Siegeszügen Napoleons in schroffem Widerspruch stand, hatte schon längst seinen Unwillen erregt. Vielbewährte Marschälle und Korpsgeneräle, fielen beim Kaiser in Ungnade und wurden zurückberufen, weil sie nicht so schnell und so entschieden zu siegen verstanden, wie dieser in seiner Ungeduld es verlangte; und höchst ungern nur gingen Officiere wie Soldaten nach Spanien, da sie wußten, daß nicht allein ein blutiger und grausamer Krieg, sondern auch die unausgesetzten Anstrengungen ihrer dort warteten, wenn sie nur halbwegs die Anforderungen erfüllen wollten, welche von Paris aus unablässig an sie gestellt wurden. Im Jahr 1811 waren wir überall vollständige Sieger gewesen; die stärksten spanischen Festungen wurden von uns, oft nach einem sehr hartnäckigen Widerstand, erobert; die wichtigsten Provinzen besetzt,

und es war die gegründete Hoffnung vorhanden, Lord Wellington mit seinen 60,000 Engländern bald vollständig über das Meer nach England zurückzujagen. Und nun trat mitten in allen diesen Siegen und Siegeshoffnungen, plötzlich eine jähe Unterbrechung ein, alle gewonnenen Resultate wieder vernichtend, nämlich die Rüstungen des Kaiser Napoleon gegen Rußland. Ich habe niemals Neigung gefühlt, mich um Politik zu bekümmern, hatte auch höchst selten Zeit oder Gelegenheit dazu und glaubte stets, es sei das Beste, als Soldat mit allen meinen Kräften meine Pflicht zu erfüllen und die mir gewordenen Befehle auf das Eifrigste auszuführen; allein die Ueberzeugung, daß dieser Kriegszug des Kaisers Napoleon gegen Rußland, der unbesonnenste Schritt seines ganzen Lebens sei, durchdrang mich von dem ersten Augenblick an, als ich solchen erfuhr.

Die Verhältnisse in Spanien sollten zuerst darunter leiden, denn von Beginn des Jahres 1812 an, erfolgten massenhafte Zurückberufungen von Regimentern, und von einzelnen Officieren wie alten Unterofficieren und Soldaten, um das kolossale Heer, welches gegen Rußland bestimmt war, zu vermehren. Diese sehr bedeutende Schwächung unserer Streitkräfte auf der pyrenäischen Halbinsel, machte unseren Gegnern, die schon zu verzweiflen anfingen, plötzlich neuen Muth. Die Engländer sandten dem Lord Wellington so viele neue Truppen wie sie nur irgend auszurüsten vermochten, und die Spanier rafften sich noch einmal

zu verstärkten Anstrengungen empor. So traten von Mitte des Jahres 1812 an, vermehrte feindliche Schaaren gegen die französischen Heerführer in das Feld und diese mußten sich von nun an nothgedrungen in der Defensive verhalten, anstatt wie bisher stets die rücksichtsloseste Offensive zu ergreifen. Bleibt aber ein Heer auf die Länge stets in der Defensive, so wird es über kurz oder lang nothwendigerweise besiegt werden; diese Erfahrung habe ich in den vielen Feldzügen, denen ich beiwohnte, hinlänglich gemacht. Wollte der Kaiser Napoleon nun einmal den Krieg an Rußland erklären, obgleich ich niemals die Nothwendigkeit einsehen konnte, daß auch mit diesem mächtigen Staat, der ihn auch nicht im Allermindesten gereizt hatte, der Frieden gebrochen werden sollte, so durfte er dies unter keinen Umständen früher thun, bevor nicht ganz Spanien und Portugal vollständig in seinem sicheren Besitz waren. Im Frühling 1813 wäre dies sehr wahrscheinlich der Fall gewesen und dann war es zum Kriege gegen Rußland immerhin noch früh genug, wenn sein rastloser Ehrgeiz ihn nun doch einmal hierzu trieb.

Ganz unerwartet erhielt ich am 22. Januar, wo ich mich nach den vielen letzten Strapazen, in Valencia ausruhte, und an der Befestigung dieser ebenso schönen wie wichtigen Stadt mit thätig war, von dem Oberkommando des Geniekorps in Paris, den Befehl, mit dem nächsten Transport nach Frankreich zu gehen und mich von der ersten französischen Stadt eiligst

mit der Post nach Straßburg zu begeben, um dort weitere Befehle abzuwarten. Zugleich war meine Beförderung zum Oberstlieutenant mit dieser Nachricht verbunden. Da in Spanien die Belagerung der vielen starken Festungen stets von besonderer Bedeutung gewesen war, hatte man nach Beendigung des Krieges mit Oesterreich, viele junge Genie-Officiere hierher geschickt, um die treffliche Schule durchzumachen und gerade von diesen wurden bei den jetzigen Rüstungen gegen Rußland, sehr viele wieder zurückbeordert.

Obgleich ich mich über meine Ernennung zum Oberstlieutenant sehr freute, empfand ich doch ein gewisses Mißbehagen jetzt wahrscheinlich nach Rußland marschiren zu müssen. Es war als ob ein unbestimmtes banges Vorgefühl mir sagte, dieser Feldzug würde ein unglückliches Ende nehmen und dabei auch eine entscheidende Wendung in meinem ganzen ferneren Lebensschicksal herbeiführen. Dazu kam, daß ich mich vor der Kälte in Rußland fürchtete, und schon ein inneres Frösteln empfand, wenn ich nur an einen gehörigen russischen Winter dachte. Und doch ahnte ich damals dessen Schrecknisse kaum zur Hälfte! Seit ich 1795 in französische Dienste getreten, hatte ich stets nur in Italien, Aegypten, den Tropenländern und jetzt in Spanien gekämpft, und überaus abgehärtet und gewöhnt an die größten Strapazen, fühlte ich mich gegen Kälte doch äußerst empfindlich,

wie ich dies an kalten Wintertagen wiederholt in Spanien höchst unangenehm empfunden hatte.

Aber es blieb sich gleich ob ich gern, oder ungern ging, der schnellste Gehorsam war ja meine Pflicht und so wickelte ich alle meine dienstlichen Verhältnisse möglichst rasch ab und schloß mich wenige Tage nach Empfang der Ordre einem nach Frankreich zurückkehrenden größeren Transport an. Es befanden sich viele Officiere der kleinen deutschen Rheinbunds-kontingente darunter, welche wie ich, ebenfalls nach Rußland bestimmt waren. Der Kaiser Napoleon preßte die Kräfte dieser Staaten ganz gehörig aus und benutzte ihre Kontingente stets als Futter für Pulver. Dabei wurden die deutschen Hülfstruppen von den französischen Officieren ziemlich hochmüthig angesehen und es war z. B. ganz selbstverständlich, daß bei gleichen Gradverhältnissen, ein französischer Officier stets einen höheren Rang hatte, wie der Officier eines fremden Kontingentes.

Im Winter 1812 hatten die Angriffe der Guerillas so ziemlich in ganz Spanien aufgehört und wir legten unseren Marsch ohne weitere Fährlichkeiten zurück. Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, als ich die hoch mit Schnee bedeckten Pässe der Pyrenäen überschritt und somit von einem Lande Abschied nahm, in welchem ich 4 Jahre der unausgesetzten Kriegsanstrengung verlebt hatte, und welches trotzdem mir eine Fülle der angenehmsten Erinnerungen zurückließ. Ich fühlte, daß ich Spanien

in meinem ferneren Leben niemals wieder sehen würde.

In Perpignan nahm ich mit zwei deutschen und einem französischen Officier Extrapost, um so schnell als möglich nach Straßburg zu kommen, während mein Bursche mit meinen Pferden dahin langsam nachreiten mußte. Diese Pferde waren beide erbeutet; das eine ein stolzer, aber etwas langsamer andalusischer Hengst, den ich persönlich einem spanischen Dragoner-Officier abgenommen hatte, das andere ein ganz vorzügliches irländisches Jagdpferd, welches im Besitz eines höheren englischen Officiers gewesen. Als Bursche hatte ich nach dem Tode meines treuen Hassan, einen sehr katholischen Irländer, der von den englischen Husaren zu uns desertirt war.

Was mir jetzt bei meiner Durchreise durch Frankreich sehr auffiel, war der große Mangel an jungen Männern, der sich überall recht bemerklich zeigte, und selbst mitunter so weit ging, daß wir zweimal Mädchen an Stelle der Postillons erhielten. Diese Postknechte in Unterröcken, fuhren aber sehr rasch und gewandt und konnten den Vergleich mit ihren männlichen Kollegen recht wohl aushalten. Daß dieser Mangel an jungen Männern in dem ungeheuren Soldatenverbrauch, den Frankreich fast unausgesetzt seit 20 Jahren gehabt hatte, lag, war leicht begreiflich. Seit 1792 führten die Franzosen, mit geringen Unterbrechungen Krieg und immer wieder Krieg, häufig sogar in verschiedenen Welttheilen zu gleicher Zeit,

und man konnte den Verbrauch von Soldaten seit jener Zeit an die Millionen berechnen. Hiermit noch nicht zufrieden, bereitete der Kaiser Napoleon jetzt wieder einen neuen Feldzug vor, der an Großartigkeit der Ausdehnung und an Unberechenbarkeit des ferneren Zieles, alle bisherigen Kämpfe weit übertreffen sollte. Ich hatte bisher stets zu den unbedingten Verehrern des Kaisers Napoleon gehört und ihn als den gewaltigsten Heros, den je ein Jahrhundert hervorbrachte, angestaunt, allein dieser jetzige Kriegszug nach Rußland, kühlte meine Verehrung ganz gewaltig ab. Ich sah den frevelhaften persönlichen Ehrgeiz dieses Mannes jetzt klarer wie dies früher der Fall gewesen, vor Augen und wenn ich auch das unermeßliche militärische Genie des Kaisers stets bewundern mußte, so war meine Achtung vor ihm als Mensch, jetzt ganz gewaltig geschwunden. Ein gleiches Gefühl beseelte fast alle Officiere wie Soldaten des französischen Heeres. Außer bei den jungen ehrgeizigen Leuten, welche um jeden Preis avanciren wollten, war die Abneigung gegen diesen neuen Krieg, ziemlich allgemein, und machte sich besonders unter den Officieren durch oft sehr lautes und rücksichtsloses Raisonniren Luft. Konnte man sich auch wohl darüber wundern, daß endlich eine Uebersättigung am Krieg, und ein tief inneres Verlangen nach Ruhe und Frieden, bei allen diesen Officieren eintreten mußte, die gleich mir stets von einem Kriegsschauplatz zum anderen geeilt waren und

ein häusliches Leben kaum dem Namen nach mehr kannten! Eine gleiche, ja womöglich noch größere Unlust nach Rußland zu marschiren, wie die Officiere, zeigten viele Soldaten. Die Conscribirten liefen zu Hunderten fort, verbargen sich in den Wäldern und die Gensdarmen mußten oft förmliche Treibjagden auf sie machen und ganze Schaaren mit Stricken gebunden, in die Depots abliefern. Hatten aber diese Conscribirten erst einige Wochen die Uniform getragen, so waren sie muntere, anstellige Soldaten, bei denen Desertionen zu den äußersten Seltenheiten gehörten. Der nationalfranzösische Soldat ist zu stolz und eitel, um zu desertiren und sein glückliches, ewig heiteres Naturell, hilft ihm ziemlich leicht über die vielen Mühseligkeiten des Soldatenstandes hinweg.

In Straßburg angekommen, trennte ich mich von meinen drei liebenswürdigen Reisegefährten, die von hier zu ihren Regimentern abgingen, und erhielt sogleich den Befehl das Kommando über ein in der Neuformation begriffenes Genie-Bataillon zu übernehmen. Die Unterofficiere desselben hatten alle schon gedient, ja Einzelne besaßen bereits 3—4 Chevrons auf ihren Aermeln, und waren alte Kriegskameraden von Aegypten und den italienischen Feldzügen der Republik; ferner erhielt ich noch 100 gediente Soldaten von 2—3 Jahren Dienstzeit, welche größtentheils die letzte Zeit in Straßburg in Garnison gestanden hatten, und 500 Conscribirte aus dem Elsaß und den früher deutsch gewesenen Departements. Zu den

Sappeurs wurden Waldarbeiter aus den Vogesen genommen, welche sich vorzüglich hierzu eigneten und vortrefflich mit dem Beil umgehen konnten; zu den Mineurs hingegen nur frühere Bergleute aus der Gegend von Saarbrücken. Da meine Leute größtentheils besser deutsch wie französisch verstanden, hatte ich jetzt wieder Gelegenheit die deutsche Sprache zu sprechen. Ich war hierin so ziemlich außer Uebung gekommen, denn außer hin und wieder in Spanien mit deutschen Officieren der Rheinbundskontingente, hatte ich stets nur französisch gesprochen und z. B. auf St. Domingo und Guadeloupe, oft in mehreren Jahren kein einziges deutsches Wort nur gehört. So bedurfte es jetzt wirklich zuerst einiger Uebung bis ich mich geläufig in meiner Muttersprache ausdrücken konnte. Einen ganz besonderen Eindruck machte es mir, als ich zuerst den Rheinstrom wieder erblickte. In jener mir stets unvergeßlichen Januar-Nacht des Jahres 1795 wie ich den in Eis gehenden Strom durchschwamm, war ich ein armer preußischer Deserteur, der von grimmigen Feinden gehetzt, entweder dies Wagstück auf Tod oder Leben unternehmen, oder die schmähliche Strafe des Spießruthenlaufens erdulden mußte; jetzt aber ein mit Orden geschmückter französischer Stabsofficier und Kommandant eines trefflichen Bataillons Genietruppen. Das Ziel, welches ich von dem Tage an, da hessische Werber mir gewaltsam die Uniform anzogen, unverrückt vor Augen gehabt, nämlich es dereinst noch zu einem geachteten

Officier zu bringen oder den Tod auf dem Schlachtfelde zu finden, hatte ich mit Gottes gnädiger Hülfe erreicht. Nur durch große Anstrengungen war ich geworden was ich war; denn ich, der arme preußische Deserteur, besaß nicht die mindeste Protection in der französischen Armee als ich in deren Reihen eintrat, und um keinen wohlfeilen Preis hatte ich mir meinen jetzigen Rang erworben. Sieben Wunden, von denen ich 6 für die Fahne Frankreichs erhalten, bedeckten meinen Körper und an 16 Feldzügen hatte ich thätigen Antheil genommen. Noch zwar stand ich in voller Manneskraft und war zu jeder Strapaze fähig, allein es gab doch schon manche Stunde in der ich fühlte, daß mein Körper die Folgen der unendlich vielen Strapazen, die ich erduldet hatte, ganz merklich verspüre und in der dann eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden mich überkam. Doch wo sollte ich heimathsloser Soldat des Kaisers Napoleon, solche wohl finden? —

Straßburg war damals eine jener großen Ausgangspforten, aus denen die mächtige französische Armee von Frankreich nach Rußland zog, und dies verschaffte mir das Vergnügen eine Menge alter Waffengefährten aus meinen früheren Feldzügen zu begrüßen. So sah ich auch Voisin wieder, dem ich es 1798 in Aegypten zu verdanken hatte, von den Husaren zu den Genietruppen übergehen zu dürfen. Er bekleidete jetzt mit dem Rang eines Generals, den Posten des Kommandanten einer großen Festung.

Unser gegenseitiges Wiedersehen war ein sehr freudiges. Auch Officiere von Domingo und Guadeloupe traf ich jetzt manche.

In der ersten Hälfte April erhielt ich die Ordre mit meinem Bataillone bei Kehl über den Rhein zu gehen und vorläufig nach Dresden zu marschiren, dort sollte ich weiteren Befehl bekommen, bei welchem Armeekorps mein Genie-Bataillon eingetheilt würde.

Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, als ich nach 18jähriger Abwesenheit zuerst wieder den deutschen Boden betrat, und rings um mich her die ganze Bevölkerung nur deutsch sprechen hörte. Ich fühlte mich plötzlich in eine ganz neue Welt dadurch versetzt. Wir marschirten in Eilmärschen über Heidelberg und Würzburg, dann durch Franken und das Voigtland nach Dresden, wo wir in den ersten Tagen des Maimonats anlangten. Da ich auf diesem Marsche nur 6 Meilen von meinem Geburtsdorfe vorbei kam, verließ ich mein Bataillon einen Tag und nahm Extrapostpferde, um wenigstens einige Stunden daselbst zuzubringen. Seit 22 Jahren war ich in dem stillen Dörfchen nicht gewesen und als ich nun zuerst dessen kleinen spitzen Kirchthurm aus dem vollen Kranz der blühenden Bäume hervorschimmern sah, da wurde mir gar weh um das Herz. Ich ließ den Postillon halten, gab ihm Anweisung mich im Dorfwirthshause wieder zu erwarten, und ging einen mir wohlbekannten Fußpfad den Berg hinunter, um zuerst den schmucklosen Kirchhof, auf welchem meine beiden Eltern

ruhten, zu besuchen. Unter einem großen Lindenbaume lagen, wie mir noch sehr erinnerlich war, die Gräber der Prediger des Dorfes. Dort fand ich auch sogleich die beiden Grabhügel, welche das Theuerste bargen, was ich jemals auf dieser Welt besessen hatte. Zwei einfache schwarze Holzkreuze trugen die Inschriften. Ich neige von Natur wahrlich nicht allzusehr zu einer übertriebenen Empfindsamkeit, und mein langes rauhes Kriegsleben hat mich ziemlich abgehärtet; als ich aber jetzt an diesen Gräbern meiner Eltern stand, da flossen unwillkührlich meine Thränen und ich sank auf die Kniee, um in langem, inbrünstigem Gebet die Gefühle, welche mich durchdrangen, auszusprechen. Welchen Kummer hatte mein früherer ruchloser Leichtsinn als Student, diesen theuren Eltern bereitet und wie viele bittere Thränen des Schmerzes und Kummers waren ihren Augen über mich, den verlorenen Sohn, entströmt! O hätte doch ein gütiges Geschick gestattet ihnen wieder ersetzen zu dürfen, was ich einst so schwer verschuldet! Der Todtengräber des Dorfes, welchem es wohl sehr auffallen mochte, daß ein fremder bärtiger Officier in glänzender Uniform, hier an den Gräbern so lange gekniet hatte, kam langsam herbeigeschlichen. Es war ein altes kümmerliches Männlein, der schon zu meiner Knabenzeit diesen Posten, zugleich mit dem des Nachtwächters, versah, und ich erkannte ihn daher auf den ersten Blick. Welch Erstaunen gab sich aber in dem Alten, der schon etwas kindisch geworden war, kund, als

ich ihm meinen Namen nannte, und wie groß war seine Dankbarkeit über die 4 Napoleonsd'or, welche ich ihm schenkte mit der Weisung, dafür die Gräber meiner Eltern besonders zu pflegen. Im Dorfe wohin ich nun ging, war Manches verändert, auch das alte Pfarrhaus so umgebauet worden, daß ich es kaum wieder erkannt hätte. In der ebenfalls neu erbauten Dorfschenke, ließ ich mir ein bescheidenes Mittagsmahl, so gut solches daselbst zu haben war, bereiten. Ich erfuhr, daß von meinen früheren Jugendgespielen noch 3 im Dorfe lebten und zwar zwei als Bauern, der dritte als armer Schneider. Auf meinen Wunsch holte der Wirth sie herbei und groß war ihre Verwunderung, als ich der französische Oberstlieutenant, mich ihnen als ihren früheren Spielkameraden vorstellte. Wir setzten uns nun zusammen, ein Paar leidliche Flaschen Wein, welche der Dorfwirth glücklicher Weise noch hatte, wurden ausgetrunken und derselbe verscheuchte die anfängliche Blödigkeit und Befangenheit der drei Männer, so daß sie zuletzt ganz munter wurden, unbefangen mit mir plauderten, und wir uns unter Lachen und Scherzen unserer einstigen wilden Knabenstreiche erinnerten. Es waren köstliche Stunden für mich, in deren Rückerinnerung ich noch oft geschwelgt habe. Wie verschieden hatte sich unser Schicksal gestaltet! Die beiden Bauern waren in ihrem Leben kaum 3 Meilen vom Dorfe entfernt gewesen und alle ihre Lebensanschauungen reichten nicht viel weiter, während der Schneider

als Geselle bis nach Erfurt und Weimar seine Wanderschaft ausgedehnt gehabt. Und was hatte ich seitdem nicht Alles erlebt und mit durchgemacht! Der Schneider schien übrigens in sehr ärmlichen Verhältnissen zu leben und war über das Geschenk von einigen Napoleonsd'or ungemein erfreuet. Auch für die armen Kinder des Dorfes, ließ ich eine kleine Gabe zurück. Gerne wäre ich noch länger in meiner Jugendheimath geblieben und hätte alle Spielplätze meiner Knabenzeit besucht, doch der Officier des Kaisers Napoleon, hatte keine Zeit und des Dienstes eiserne Pflicht fesselte mich an mein Bataillon. So konnte ich auch nur an meine Brüder, den Oberförster und den Handelsgärtner, wie an meine verheiratheten Schwestern schreiben, da es mir an Zeit fehlte, sie in ihren entfernteren Wohnorten aufzusuchen. Am Nachmittag fuhr ich wieder fort, reiste die ganze Nacht durch und war am nächsten Morgen wieder bei meinem auf dem Marsch begriffenen Bataillon.

Am 20. Mai traf ich in Dresden ein, und hatte schon am nächsten Tage eine große Musterung vor unserem Kaiser Napoleon. Trotz meiner großen Narbe über der Stirn, erkannte er mich sogleich und rief laut: „ah Einer meiner alten Veteranen aus Aegypten. Wie befinden Sie sich, Kommandant? Wo waren Sie seitdem? Bei welcher Gelegenheit holten Sie sich die Narbe?“ Als ich ihm kurz und bestimmt diese Fragen beantwortet hatte, sagte er: „Ja so geht's, Sie werden auch gehörig umhergeworfen. Nun nur

noch dieser letzte Feldzug gegen die Russen und später sollen Sie auch schon einen guten Ruheposten als Festungskommandant erhalten.“ Nun zur Erfüllung dieses Versprechens, kam es freilich nicht. Es fiel mir sehr auf, daß der Kaiser bedeutend stärker geworden und sein Gesicht viel aufgedunsener war, seit ich ihn im Frühling 1806 zuletzt sah. Wo war der hagere kleine General mit den scharfgeschnittenen Zügen geblieben, der im Frühling 1796 zu uns nach Nizza kam, um das Kommando über die Alpenarmee zu übernehmen? Welch ein Unterschied herrschte aber auch zwischen der republikanischen Einfachheit des damaligen Generals Napoleon Bonaparte, dessen ganze Feldausrüstung in drei ziemlich mittelmäßigen Reitpferden und einem mäßigen Mantelsack bestand, und der Pracht des jetzigen Kaisers Napoleon I. Was mir besonders in Dresden auffiel und eigentlich mißfiel, war die fast sclavische Demuth und die abgöttische Verehrung, welche so viele deutsche vornehme Herrn und darunter selbst Prinzen und Fürsten, dem Kaiser Napoleon bezeigten. Wenn wir französischen Officiere unseren Kaiser verehrten, ja zum Theil mit Begeisterung an ihm hingen, so hatten wir Grund hierzu, denn sein militärisches Genie hatte uns geachtet gemacht und mit Ruhm und Ehren überhäuft; daß aber ein deutscher Fürst nicht zu stolz war, sich vor diesem fremden Eroberer, der Deutschland auf die unerhörteste Weise knechtete, wie ein Bedienter zu demüthigen, vermochte ich nicht zu begreifen. Es

sah wirklich lächerlich aus, wie dieser Schwarm von Hofschranzen und Diplomaten in allen möglichen glänzenden Uniformen mit bunten Ordensbändern, sogleich die Rücken krümmte und vor Unterthänigkeit fast auf der Erde umherrutschte, sobald der Kaiser Napoleon zu erscheinen geruhte. Ja sogar der König von Sachsen, empfing den Kaiser Napoleon nur mit dem Hut unter dem Arm und benahm sich als wenn er dessen Haushofmeister sei, was uns französischen Officiere damals nicht wenig belustigte.

Ich erhielt in Dresden den Befehl mein Bataillon, welches eine andere Bestimmung bekam und getrennt wurde, zu verlassen und mich als Genie-Officier zum Stabe des Marschalls Ney zu begeben. Da wir in Rußland voraussichtlich weit weniger starke Festungen zu belagern hatten, wie dies in Spanien in so hohem Grade der Fall war, so konnten auch die Genietruppen daselbst nicht jene große Bedeutung als im letzteren Lande erlangen. Aus diesem Grunde wurden jetzt starke Mineurs-Abtheilungen gebildet, welche vorläufig in den von französischen Truppen besetzten Festungen an der Weichsel, Elbe und Oder zurückbleiben und daselbst an deren Verstärkung mit arbeiten sollten, um dann je nach Bedarf, nachzurücken. So kamen jetzt 400 Mineurs von dem Bataillon, welches ich nach Dresden geführt hatte, nach Danzig, während 400 Sappeurs mit zur großen Armee in Rußland stießen.

Mir war diese Aenderung ganz erwünscht, da ich

jetzt den vielen Plackereien und Unannehmlichkeiten entging, welche der Kommandant eines auf dem Marsche befindlichen Bataillons stets haben wird. Mit noch 11 anderen Officieren, welche 22 Pferde und 3 Fourgons bei sich führten, ritt ich am 26. Mai aus Dresden wieder fort. Wir hatten Befehl 8—9 Meilen täglich zurückzulegen und da wir mit unseren Reitpferden wechselten, so konnten wir dies auch recht gut. Wie stark die große Armee, welche jetzt nach Rußland marschirte, und aus wie vielen verschiedenen Bestandtheilen solche zusammengesetzt war, konnte ich jetzt auf diesem Marsche recht deutlich erkennen. Wahrlich das arme Preußen, welches diese Hunderttausende von Soldaten jetzt zu ernähren hatte, mußte furchtbar leiden und es gab viele Gegenden, welche wirklich ratzenkahl dabei aufgefressen wurden. Daß die Preußen im Jahre 1813 den Kaiser Napoleon und die Franzosen so bitter haßten und mit dem Ingrimm der Verzweiflung fochten, war leicht begreiflich, sobald man nur daran dachte, welchen furchtbaren Leiden vorzugsweise das Königreich Preußen seit 1806 ausgesetzt gewesen war und was es Alles in diesen 7 Jahren erdulden mußte. Wir hatten jetzt auf dem Marsch nach dem Niemen, oft recht schlechte Quartiere und eine dürftige Verpflegung, da die Ortschaften von den Truppen überfüllt waren und gute Lebensmittel selbst beim besten Willen, nicht stets herbeigeschafft werden konnten. Sehr interessant war es mir auch die preußischen Truppen, von denen

an 20,000 Mann als Verbündete des Kaisers Napoleon mit nach Rußland marschirten, jetzt näher zu beobachten. Wahrlich eine ganz ungeheure Veränderung sowohl im Aussehen, in der Organisation und besonders auch in dem inneren belebenden Geiste, war bei den preußischen Truppen seit dem Jahre 1795 als ich solche zuletzt gesehen hatte, vorgegangen. Die allgemeine Dienstpflicht war eingeführt und man sah jetzt ganz gebildete junge Männer als Soldaten, was früher zu den alleräußersten Seltenheiten gehört haben würde. Der große Hochmuth und Dünkel, der früher die meisten preußischen Officiere in so unangenehmer Weise bezeichnete, war verschwunden und hiermit auch die weite Kluft, welche den Officiersstand von dem Soldatenstand trennte. Die Behandlung der gemeinen Soldaten war eine ebenso menschliche wie in der französischen Armee, und die vielen Knüffe und Püffe, die Stockschläge und das Spießruthenlaufen kamen gar nicht mehr vor. Die Uniformsveränderungen wollten mir nicht gefallen. Die Tschakos der Soldaten waren häßlich und unzweckmäßig und auch die hohen, steifen Halskragen, die kurzen Taillen und engen Hosen bei allen freien und schnellen Bewegungen sehr hinderlich. Da waren die französischen Truppen doch ungleich besser uniformirt, wie sie sich denn überhaupt auch kriegsgeübter benahmen. Von uns französischen Officieren hielten die preußischen sich möglichst fern und man merkte ihnen an, daß sie nur gezwungen und ganz gegen

ihren Wunsch, für den Augenblick unsere Bundesgenossen abgaben. Aber auch mit den sächsischen, würtembergischen und den übrigen deutschen Rheinbundofficieren, sah ich die Preußen niemals verkehren, sondern stets in kalter Zurückgezogenheit bleiben. Man konnte ihnen dies von ihrem Standpunkt aus auch nicht im Mindesten verdenken, und wäre ich 1812 auf dem Marsch nach Rußland ein preußischer Officier gewesen, würde ich ganz entschieden ebenso gehandelt haben. Die Armee, welche der Kaiser Napoleon jetzt nach Rußland führte, war überhaupt so groß und aus so vielen verschiedenen und sich häufig dabei auf das Bitterste hassenden Bestandtheilen zusammengesetzt, daß von einer wahren Kameradschaftlichkeit darin keine Rede sein konnte. Die Franzosen betrachteten sich als die vornehmsten Personen und sahen mit einer gewissen Suprematie auf alle Uebrigen herab, was sich wieder die verschiedenen, deutschen, polnischen, italienischen, holländischen, schweizerischen, spanischen und portugiesischen Truppen nicht gefallen lassen wollten. So fehlte es denn schon auf dem Marsche nach Rußland nicht an Streitigkeiten, und wenn in den überfüllten Quartieren, die Officiere verschiedener Nationalitäten zusammenkamen, so entwickelten sich häufig die unangenehmsten Scenen. Unter den Soldaten würden gewiß sehr großartige erbitterte Schlägereien entstanden sein, wenn nicht die schärfsten Maßregeln hiegegen getroffen wären; der Kaiser Napoleon hatte strenge Befehle erlassen, damit

unter den Truppen keine Streitigkeiten ausbrechen sollten; die einzelnen Befehlshaber wurden ohne Weiteres dafür verantwortlich gemacht, so bald dies geschah und die vortreffliche französische Armeegensdarmerie schritt sogleich auf das Energischste ein. Die Bestrafung war in solchem Falle sehr hart und ich entsinne mich noch, daß ein französischer Dragoner-Capitain, dessen Mannschaft eine Prügelei mit sächsischen Truppen muthwillig angefangen hatte, auf des Kaisers Befehl sogleich nach Frankreich zurückgeschickt und daselbst ein halbes Jahr auf Festung gesetzt wurde. Auf dem ganzen Marsche nach Rußland war die Disciplin im französischen Heere sehr strenge und zu keiner Zeit wurden alle Strafen mit so rücksichtsloser Härte vollzogen als gerade jetzt. Wie anders war dies in dem republikanischen Heere von 1793—1800. Manche französischen Truppentheile, welche ich jetzt sah, wollten mir nicht sonderlich gefallen. Unter sehr vielen Officieren, besonders unter den älteren und höheren, herrschte Mißmuth, ja sogar entschiedener Widerwille nach Rußland zu ziehen und auch die Mannschaft that nur gezwungen das was ihr befohlen wurde, ohne nur den mindesten Enthusiasmus zu zeigen. Wie ganz anders war dies 1796—98 in Italien, ja selbst auch noch im ersten Jahr in Aegypten gewesen, wo sich zu allen gefährlichen Expeditionen stets zehnmal so viele Freiwillige meldeten wie man gebrauchen konnte. Bei vielen Infanterie-Regimentern sah man auch auffallend zahlreiche Conscribirte und darunter

entschieden zu schwache, kleine und noch nicht ausgewachsene Menschen, welche zur Ertragung der Kriegsstrapazen nichts taugten. Der Menschenverbrauch in Frankreich, war in den letzten zwei Decennien ein so ungeheurer gewesen, daß kräftige Rekruten nicht mehr in genügender Zahl vorhanden waren und man daher auch minder taugliche nehmen mußte. Ganz vortreffliches Material hatten aber die Kürassier-Regimenter, die Artillerie, das Geniekorps und gar vor Allen die Kaisergarde. Letztere befand sich grade beim Beginn des Feldzuges von 1812, auf der Höhe ihres Glanzes und so lange die Welt besteht, dürfte schwerlich ein Korps gewesen sein, was eine so große Menge trefflicher, viel erprobter Soldaten, die in militärischer Hinsicht wahre Musterbilder abgeben konnten, enthielt, wie die alte Garde Napoleons, welche später größtentheils auf den Schneegefilden Rußlands, den Tod fand. Auf diesem Marsche sah ich auch zuerst das 7. Husaren-Regiment wieder, welches ich in Aegypten verlassen und seitdem nicht wieder getroffen hatte. Das Regiment hatte 1805 bei Austerlitz, 1806 bei Jena und Eylau, und 1809 bei Eßlingen und Wagram gekämpft und große Verluste erlitten. Von mir persönlich bekannten Personen, fand ich nur einen Chef d'Escadron, einen Sergeanten und einen uralten Trompeter, der schon seit 1780 daselbst diente.

Da wir Officiere doppelte Märsche machten, so kamen wir am 20. Juni im Lager am Niemen an.

In den nächsten Tagen sollte der Uebergang hier stattfinden und an 90,000 Mann Truppen waren deshalb auf engem Raum concentrirt. Es herrschte ein ganz unbeschreibliches Gewühl und eine militärische Großartigkeit, wie ich solche bisher noch niemals gesehen hatte. Freilich mußte ein unbefangener Beurtheiler jetzt schon erkennen, daß es eine vollkommene Unmöglichkeit sein würde, in einem öden unkultivirten Lande wie Rußland, ein so zahlreiches Heer als das unsrige, verpflegen zu können. Daß wir die russischen Truppen überall würden schlagen können, daran zweifelte zwar so leicht kein französischer Officier, aber viele und besonders solche, welche den Feldzug von 1807 in diesen Gegenden mitgemacht hatten, prophezeiten den schlechtesten Ausgang des Krieges aus der Unmöglichkeit, unsere Heere zu verpflegen. Nur allzurecht hatten diese Propheten darin gehabt.

Schon jetzt, wo wir uns noch in dem verhältnißmäßig kultivirten Preußen befanden, herrschte an manchen Lebensmitteln der empfindlichste Mangel. Besonders Hafer oder Gerste für die vielen Tausende von Pferden war nicht herbeizuschaffen, und die Kavallerie und mehr noch die Artillerie, litten schon häufig den größten Mangel an Fourage. Wie sollte dies aber erst werden, sobald wir in das eigentliche Rußland eindrangen?

Am 24. Juni begann der Bau dreier Schiffsbrücken über den Niemen, was von den Pontonniers

leicht besorgt wurde. Ich hatte jetzt kein bestimmtes Kommando, somit eigentlich nichts zu thun und konnte ein ungehinderter Augenzeuge aller der großartigen militärischen Schauspiele rings um mich herum, sein. Da in diesen nördlichen Gegenden um diese Jahreszeit die Nächte äußerst kurz sind, und es fast bis um die Mitternachtsstunde ziemlich hell bleibt, befahl der Kaiser, daß noch in der Nacht der Uebergang der Truppen beginnen solle. Es schien wirklich als könne er es gar nicht erwarten, den russischen Boden zu betreten, der ihm und dem Heere nur zu bald solch unsägliches Elend bringen sollte. Ich stand mit einigen Bekannten unweit der einen Schiffbrücke, und sah dem Uebergang der kaiserlichen Garde zu, was wirklich ein prächtiger Anblick war. Ich sah diese stolze Truppe, welche in Wahrheit die Elite des ganzen kaiserlichen Heeres bildete, nur 1806 in Paris in ihrem geringsten Theil, und so erfreute mich dies schöne Schauspiel, wie ich noch niemals ein ähnliches gehabt hatte, ganz ungemein. Welch ein Unterschied war es — jetzt diese Kaisergarde auf das Prächtigste ausgerüstet und fast überreichlich mit Allem versehen, was der Soldat im Felde nur bedarf, und dagegen die zerlumpten Haufen, mit denen wir 1796 den Krieg in Italien anfingen, wo oft in einer ganzen Kompagnie kein Dutzend heile Hosen waren und die Husaren sich mitunter die Sporen an die nackten Füße banden, da Stiefeln nicht vorhanden, und selbst die Officiere ihren Dienst in, aus den Quar-

tieren mitgenommenen Pantoffeln versahen. Wie Wenige dieser stolzen Gardisten kehrten aus Rußland zurück und die wirklich so glücklich waren, dies erreichen zu können, in welchem Zustande befanden sie sich! Am Morgen des 25. Juni ritt auch ich über eine Schiffbrücke und befand mich nun auf dem Gebiete Rußlands. Wenn man mir damals gesagt hätte, daß dies Land bald meine zweite Heimath bilden, in der ich noch lange Jahre ruhig und zufrieden leben würde, — welch ein Gesicht hätte ich wohl zu solch einer Prophezeiung gemacht?! Es ist ein großes Glück, daß die Weisheit Gottes die Zukunft des Menschen mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt, denn wie wenige frohe Stunden der Gegenwart dürften wir wohl genießen, wüßten wir im Voraus, was die kommenden Tage uns bringen.

Daß es mir in Rußland gefiel, kann ich nicht behaupten, und Kowno, die erste russische Stadt, welche ich betrat, machte sogar einen höchst unerquicklichen Eindruck auf mich. Es war ein armes, schmutziges, halb zerfallenes Judennest, dessen meiste Einwohner sich geflüchtet hatten. Einen sehr angenehmen Eindruck machte aber der Marschall Ney auf mich, bei dem ich mich jetzt in Kowno meldete und den ich bei dieser Gelegenheit zuerst sah. Er war ganz der muthige, chevalereske, vielleicht etwas eitele und hie und da auch wankelmüthige und charakterlose, aber dabei höchst liebenswürdige, gutmüthige und gefällige französische Soldat, mit Recht geliebt von allen Truppen, welche

unter ihm fochten, und verehrt von den Officieren, die das Glück hatten in seiner Nähe sein zu dürfen.

Von den bekannteren französischen Heerführern, unter deren speciellem Befehl ich stand, waren Ney, Kleber, Mürat, Reynier, Victor mir die liebsten; Gouvion-St.-Cyr war hochmüthig und zurückhaltend; Augereau ein eiteler Narr, aber ein guter Mensch; Massena zwar ein energischer und kluger Soldat, aber ein gemeiner Charakter von unersättlicher Habsucht und schmutzigem Geiz erfüllt. Der Marschall Ney frug mich, wo ich gedient und als ich ihm „Italien, Aegypten, Domingo, Guadeloupe, wieder Italien und Spanien" nannte, meinte er lachend: Ah mein Freund, da sind Sie ja ein wahrer Südländer geworden und es dürfte Ihnen in Rußland schwerlich gefallen, obgleich es jetzt hier noch verdammt heiß ist. Nun ich wünschte auch, der Kaiser machte bald Frieden oder besser noch, hätte diesen verwünschten Krieg gar nicht begonnen, denn ich kann nicht recht begreifen, was es uns für einen großen Vortheil bringt, wenn wir ein Paar hundert Meilen von diesen sandigen Kieferwäldern erobert oder ein Paar tausend Kosacken auseinandergejagt haben. Doch immerhin, an uns französischen Soldaten ist es, stets unsere vollste Schuldigkeit zu erfüllen, und unseren Adlern alle Ehre zu machen und das werden wir sicherlich auch jetzt thun. Der Marschall befahl, mich mit 200 Sappeurs zur Avantgarde zu begeben, um wenn es nöthig sein

würde, für die Herstellung zerstörter Wege und Brücken zu sorgen. — Die Schwierigkeiten unserer Verpflegung steigerten sich jetzt schon mit jedem Marsche beträchtlich und besonders die Pferde fielen täglich zu Hunderten um. Auch mein andalusischer Schimmelhengst starb; ein höchst unangenehmer Verlust für mich. Da ich einsah, daß auch mein englisches Vollblutpferd, den Strapazen hier nicht gewachsen sein würde, verkaufte ich solches für einen sehr hohen Preis an einen deutschen Prinzen, der ein Regiment im Rheinbund kommandirte, und eitel und kriegsunerfahren genug war, in einem Feldzuge wie der voraussichtlich in Rußland sein würde, auf einem stolzen, englischen Rosse paradiren zu wollen. Schon bevor wir nur nach Moskau kamen, war das edle, schöne Thier zu Grunde gegangen. Für kaum ein Viertel des Geldes, welches ich für dies englische Pferd erhalten hatte, kaufte ich mir durch Vermittelung eines polnischen Juden in Wilna, ein Paar kleine zottige, halb verhungert aussehende, aber unermüdliche und abgehärtete polnische Pferdchen, und einen nur aus Holz bestehenden leichten Bauerwagen mit Strohsitzen. Da ich für gewöhnlich nicht zu Pferde zu sein brauchte, so gewährte dieser Wagen ein bequemes Transportmittel, ich konnte Lebensmittel und Fourage darauf mitnehmen, und später mit einer alten Leinwandplane überzogen, bildete er ein ganz angenehmes Nachtlager. Mußte ich einmal ausnahmsweise zu Pferde erscheinen, wie z. B. im Gefecht, so wurde dem besten der

beiden Klepper, ein Dienstsattel und ein Zaum aufgelegt, und ich benutzte ihn dann als Reitpferd. Zwar spielte ich auf solcher Rosinante keine besonders stattliche Figur und meine langen Füße reichten fast bis zur Erde; doch hierauf kam es mir weiter nicht an, denn ich hatte in meinem langen Kriegsleben nun schon zur Genüge die Erfahrung gemacht, daß im Felde wahre Zweckmäßigkeit von ungleich größerer Bedeutung ist, als der stolzeste Glanz. Meine beiden Klepper hielten noch vortrefflich aus, als die meisten stolzen Paraderosse unserer vornehmen Officiere, schon längst den Strapazen erlegen waren. Da mein irländischer Bursche sich das Branntweintrinken angewöhnt hatte und sich überhaupt unbrauchbar zeigte, sandte ich solchen von Wilna aus mit einem Transport nach Danzig zurück, damit er dort als Sappeur, was er noch war, eintreten mußte. Für mein Geld nahm ich mir einen verschmitzten polnischen Judenburschen als Pferdewärter und Privatdiener. Dieser Bengel hat mich zwar zahllos betrogen, versuchte wiederholt mit meinem Wagen heimlich davon zu fahren, und war von einer so lächerlichen Feigheit, daß er um alles Geld der Welt, nicht in das Feuer hineinzubringen gewesen, leistete mir aber sonst die unschätzbarsten Dienste. Wenn irgendwo für Geld, gute Worte oder durch Betrug noch Lebensmittel aufzutreiben waren, fand mein Isaak gewiß solche, darauf konnte ich sicher zählen.

So ausgerüstet, marschirte ich denn mit der Avant-

garde des Ney'schen Armeekorps in das weite russische Reich hinein.

Da es keine Brücken oder Verschanzungen zu bauen, oder Festungen zu belagern gab, hatte ich sehr wenig zu thun. Auch Gefechten mit den Russen wohnte ich nicht bei, da sie sich unaufhörlich zurückzogen und es zu größeren Kämpfen nicht kommen ließen. Diese Unthätigkeit langweilte mich und ließ mich auf trübere Gedanken verfallen, als vielleicht bei einer eifrigen Beschäftigung der Fall gewesen wäre. Wenn wir so durch diese endlosen Fichtenwälder einherzogen, kam es mir häufig vor, als marschirten wir in eine große Falle hinein, in welche zwar der Eingang leicht, der Ausgang aber dafür desto schwieriger sein würde. Dabei war die Verpflegung schlecht, obgleich wir eigentlich noch keinen Hunger litten. Schwarzes Brod, Grütze und Fleisch von vor Hunger fast krepirten Rindern, bildeten unsere Nahrung und Wasser oder schlechter Fuselbranntwein unser Getränk. Zwar hatten wir in Spanien und Italien auch häufig den empfindlichsten Mangel leiden müssen, allein guter Wein war fast stets in Ueberfluß daselbst zu haben gewesen, so hatte ich mir das Weintrinken in den letzten Jahren sehr angewöhnt und entbehrte diesen Genuß schmerzlich.

Wir vereinigten uns nun mit dem Korps von Oudinot und wurden unter den Befehl von Mürat gestellt. So sah ich diesen zwar muthigen, aber abenteuerlichen und phantastischen General, unter

dessen Befehl ich 1797 in Italien und 1799 in Aegypten gestanden hatte, jetzt auch wieder. Seit der Kaiser ihn zum König von Neapel gemacht hatte, war die Eitelkeit Mürat noch mehr zu Kopfe gestiegen und er ritt in einem Kostüm umher, was ungleich mehr dem Anzug eines Kunstreiters, wie dem eines französischen Generals glich. Der Marschall Ney, der die größte Einfachheit und Anspruchslosigkeit liebte, machte sich über diesen theatralischen Anzug von Mürat häufig lustig, und mochte ihn überhaupt nicht leiden. Doch wie hätte auch wohl ein höherer französischer General den anderen leiden können, da Eifersucht und Neid fast stets zwischen Allen herrschten. Die übergroße Eitelkeit, dieser Hauptfehler fast aller Franzosen, war der Grund steter Kabalen und Intriguen, welche zwischen den einzelnen Korpsführern herrschten, und unter denen die Einheit der Operationen — sobald nicht des Kaisers allmächtiger Wille solche gebot, oft sogar bedeutend litt.

Am 16. August erschienen wir vor Smolensk und hier fand ich zuerst Gelegenheit, in diesem Kriege einem ernsthaften Gefecht mit beizuwohnen. Die russischen Truppen unter dem General Bagration, hatten Smolensk besetzt, einige Befestigungswerke in Eile aufgeworfen und schienen sich hier zu einem lebhaften Kampfe rüsten zu wollen. Im Gefolge des Marschalls Ney, beritt ich die ganze Umgebung und mußte mehrfach mein Urtheil als Genie-Officier über die Festigkeit der vor uns liegenden Schanzen und

der alten Mauern und Thürme der Stadt abgeben, wobei wir wiederholt recht in das heftigste Feuer der russischen Infanterie geriethen. In der Nacht vom 16. auf den 17. kam der Kaiser Napoleon persönlich mit sehr bedeutenden Truppenmassen an. Um eine längere regelmäßige Belagerung auszuhalten und dem Feuer der schweren Geschütze widerstehen zu können, war die Stadtmauer von Smolensk mit ihren vielen Thürmen zu schwach, allein gegen leichte Feldgeschütze wie wir solche nur hier hatten, konnte sie einen erfolgreichen Widerstand auf einige Tage versuchen; dies war das ziemlich einstimmige Urtheil von allen Officieren.

Am Nachmittag um 2 Uhr befahl der Kaiser Napoleon, der sehnlichst hoffte, daß es hier zu einem größeren Kampfe kommen möchte, einen allgemeinen Angriff. Eine große Batterie von 60 Feldgeschützen war auf des Kaisers Befehl auf einem günstig gelegenen Platze aufgestellt, und donnerte gewaltig in die Stadt hinein. Seit Valencia hatte ich keinen starken Kanonendonner mehr gehört, und freute mich jetzt über dies Gekrache. So leicht wie der Kaiser glaubte und hoffte, konnte aber das Feldgeschütz keine Bresche in die dicken Mauern schießen; hievon mußte er sich bald überzeugen. Er befahl nun mit Granaten über die Mauer in die Stadt hinein zu schießen, und bald zeigten die ausbrechenden Flammen die Wirkung der französischen Geschosse. Die eintretende Dunkelheit machte dem ferneren Kampfe ein Ende. Auf

Befehl des Marschalls Ney, schlich ich mich noch in der Nacht mit einem Capitain der Artillerie, bis unmittelbar an die Stadtmauer heran, um diese genau zu besichtigen. Wir fanden, daß unsere Kanonenkugeln bisher hier wenig Schaden gethan und nur ein sehr concentrirtes Feuer der Feldgeschütze in 3—4 Tagen eine gangbare Bresche zu schießen vermöge. Bei dieser nächtlichen Rekognoscirung wären wir fast gefangen genommen; die Kugeln einer uns verfolgenden russischen Patrouille, rissen mir meine Mütze vom Kopf.

Wir glaubten bestimmt, daß es am nächsten Tage zu einem Hauptangriff kommen würde und der Marschall Ney hatte zu diesem Zwecke schon mit der ihm eigenen Klarheit, die Dispositionen für sein Korps getroffen und auch mir mit 300 Sappeurs eine wichtige Thätigkeit dabei angewiesen. Der russische Feldmarschall Bagration hatte aber die Räumung von Smolensk befohlen, in der Nacht waren die Truppen heimlich abgezogen und zu unserem Erstaunen konnten wir am nächsten Morgen ungehindert einrücken. Es sah sehr schlecht in der von fast sämmtlichen Einwohnern verlassenen Stadt aus; eine große Zahl von Häusern war abgebrannt und Trümmerhaufen, untermischt mit vielen Leichen von Pferden und Menschen, versperrten die Straßen. Meine Sappeurs mußten mehrere Stunden hart arbeiten, um für die einrückende Artillerie einen nothdürftigen Weg zu bahnen.

Die abziehenden Russen, welche die Vorstadt auf

dem rechten Ufer des Dniepr noch besetzt hielten, hatten die Holzbrücken, welche hier über den Fluß führten, abgebrannt. Ich erhielt vom Marschall Ney den Befehl dieselben, deren Pfeiler noch aus dem Wasser hervorragten, in aller Eile wieder herzustellen. Da wir unter dem Feuer der russischen Scharfschützen, die sich bis dicht an das Ufer schlichen, arbeiten mußten, war es sehr gefährlich für uns und über ein Dutzend Sappeurs wurden getödtet oder verwundet. Mit Hülfe von Balken und Brettern aus den nächsten Häusern, fertigten wir aber eine leidliche Brücke für die Infanterie, während Reiterei und Artillerie durch den hier ziemlich seichten Fluß gehen mußten. Es kam nun bald noch zu lebhaften Kämpfen zwischen unseren über den Dniepr gegangenen Truppen und der Nachhut der sich langsam und in bester Ordnung zurückziehenden russischen Truppen, an denen ich jedoch keinen Antheil nahm, da ich noch einige Tage in Smolensk zurückblieb, wo es mit Hinwegschaffung der Trümmer und Herstellung einiger zerstörten Gebäude, um solche zu Lazarethen benutzen zu können, so viel zu thun gab, daß ich einige Tage unaufhörlich in Thätigkeit war und kaum 2—3 Stunden des Nachts schlafen konnte. Zur Aushülfe und um die härtesten Arbeiten zu beschaffen, waren mir einige hundert russische Gefangene überlassen worden. Die Ausdauer, Genügsamkeit, Willfährigkeit und leichte Anstelligkeit der russischen Arbeiter, lernte ich bei dieser Gelegenheit zuerst kennen und schätzen. Wie-

häufig habe ich später noch Gelegenheit gehabt, mich über diese vielen vortrefflichen Eigenschaften der braven Russen lebhaft zu freuen.

Am 1. September verließ ich Smolensk und da ich mit meinen ziemlich ausgeruhten Pferden schnell fuhr, kam ich am 4. September Abends, wieder im Hauptquartier des Marschalls Ney an. Wir erwarteten in den nächsten Tagen eine große Hauptschlacht und so traf ich gerade zur rechten Zeit ein, um an solcher theilnehmen zu können. Die Freude, daß es jetzt endlich zu einer großen Schlacht kommen würde, war im ganzen Heere allgemein. Die Soldaten zweifelten nicht im mindesten daran, die Russen vollständig zu besiegen und hofften dann, daß dieser Sieg den Frieden und eine baldige Rückkehr nach Frankreich bringen würde. Die Unlust an diesem Kriege war allgemein, die Officiere wie Soldaten mißfielen sich auf das Aeußerste in Rußland, und noch in keinem anderen Feldzug habe ich die französischen Truppen so friedliebend und jedem Kriege abgeneigt gefunden, wie jetzt.

Wir lagerten am 5. September an den Ufern der sumpfigen Koloschka und die Truppen rüsteten sich mit Vorbereitungen zum morgenden Kampf. Da es wahrscheinlich dabei Schanzen zu erstürmen gab, so glaubten auch die Officiere und Soldaten des Geniekorps eine erfolgreiche Thätigkeit finden zu können.

Am Morgen des 6. September, eröffnete eine ungemein starke Kanonade, so daß die Erde förmlich

unter den Füßen dröhnte, die ewig denkwürdige Schlacht an der Moskwa oder bei Borodino. „Ah voilà mon Commandant,“ sagte ein alter Sergeant der Sappeurs, der schon in Alexandrien mit mir zusammen gefochten hatte, „unser kleiner Corporal läßt den Russen wieder gehörig aufspielen. Heute giebt's einen blutigen Tag, das kenne ich schon, und mancher Sohn von unserem schönen Frankreich sieht die Sonne nicht mehr untergehen. Nun besser todt als lebendig in diesem dreimal verfluchten Lande.“

Der Marschall Ney war an diesem Tage prächtig; er benahm sich ruhig, kaltblütig, und dabei von einem wahrhaft kriegerischen Feuer, das sich allen seinen Truppen mittheilte. Unter dem Schutz seiner zahlreichen Artillerie befahl er starken Infanterie-Kolonnen im Geschwindschritt auf drei feindliche Schanzen vorzustürmen. Zwar kämpfte die russische Infanterie äußerst muthig, allein ihre Waffengeübtheit war lange nicht so groß wie die der französischen und so hatten wir auch im Umsehen die feindlichen Schanzen genommen. Ich weiß nicht wie es zuging, aber plötzlich befand ich mich ebenfalls im Innern eines russischen Erdwerkes, in welches ich mit 50 Sappeurs und 2 französischen Infanterie-Bataillonen gekommen war; der russische General Bagration, welcher uns gegenüberstand, sandte eine Menge Küraßiere ab, um uns das eroberte Erdwerk wieder zu entreißen. Aber so kaltblütig als wie auf dem Exercierplatz, formirten die Infanteristen ein Carré in welchem ich mit den

Sappeurs auch noch Aufnahme fand; wir ließen die russischen Panzerreiter bis auf circa 100 Schritte uns nahe kommen und nun erfolgten zweimal die Salven, so gleichmäßig und wohlgezielt wie man dies nur wünschen konnte. Als der Pulverdampf sich etwas verzogen hatte, sahen wir eine Menge verwundeter und todter Reiter und Pferde nicht weit von uns liegen; die feindlichen Regimenter aber hatten längst Kehrt gemacht und jagten in ziemlicher Unordnung und mit sehr gelichteten Reihen davon. Die damalige französische Infanterie war zu kriegsgeübt und wurde von zu erfahrenen Officieren befehligt, als daß so leicht ein Viereck von ihr, durch die beste feindliche Kavallerie hätte gesprengt werden können. Immer wilder tobte die Schlacht jetzt um uns herum, immer lauter brüllte der Kanonendonner, prasselten die Gewehrsalven, und die Luft wurde immer mehr von jenem unbeschreiblichen Geräusch und Geruch erfüllt, wie Beides nur die große Feldschlacht, wo Hunderttausende von Soldaten auf engem Raum gegen einander kämpfen und Tausende von Kanonen brüllen, zu erzeugen vermag. „Das riecht hier nach Austerlitz und Eylau, mein Commandant, wahrhaftig die russischen Schlachten haben das gleiche Parfüm, mag dies vom russischen Pulver oder vom juchtenen Lederzeug oder vom vielen Schnapstrinken der Mannschaft kommen," sagte der alte Sergeant zu mir, indem er mir eine Prise aus seiner Horndose anbot. In dem Augenblick kam eine feindliche Vollkugel, die schon etwas matt geworden

war, langsam gegen uns angerollt. „Aufgepaßt mein Commandant, die Ballen haben noch Kraft genug einem den Fuß wie nichts fortzureißen,“ rief der Alte, einige Schritt bei Seite tretend. Zufällig stieß die Kugel jetzt an einen großen Felsblock, änderte ihre Richtung dadurch, hob sich einige Fuß und schmetterte den Sergeanten zusammen. „Ich habe genug, laßt mich liegen, es lohnt nicht mehr der Mühe mich aufzuheben. Vive la France, vive l'empereur!“ rief der alte Veteran noch mit letzter Anstrengung, und war eine Leiche. Solche alte Soldaten, welche mit dem Rufe: „vive l'empereur“ starben, traf man damals aber äußerst selten im Heere.

Es kam ein Adjutant des Marschalls Ney, mit dem Befehl uns in der eroberten Schanze zu verschanzen und solche selbst gegen die größte Uebermacht bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Starke feindliche Kolonnen waren schon im Anmarsch gegen uns sichtbar und es schien als ob der General Bagration Alles daran setzen wollte, die ihm genommenen Werke wieder zu erobern. Da die höchste Eile geboten war, so arbeiteten wir jetzt Alle, Officiere wie Soldaten, am Ziehen eines Grabens und Aufwerfen eines Walles, und mit Anwendung von Beilen, Faschinenmessern, Bajonneten, ja selbst Taschenmessern wurde die Erde gelockert und in Tschackos und Taschentüchern fortgetragen. So hatten wir in kurzer Zeit rückwärts der Schanze, einen Graben von einigen Fuß Tiefe und einen Wall von gleicher Höhe vollen-

det, der uns gegen die Angriffe von Infanterie und Kavallerie schon manchen Schutz gewähren konnte.

Da der Marschall Ney von einer großen feindlichen Uebermacht bedrängt wurde, hatte er einen Adjutanten an den Kaiser Napoleon mit der dringenden Bitte um sofortige Unterstützung gesandt. Im Sturmschritt mit lautem Trommelklang, rückte die vorzügliche Division Friant vom Davoustschen Korps, welche bisher in Reserve gewesen war, uns zur Hülfe. Ein lautes „vive la division Friant, vivent nos braves camarades“ unserer Soldaten, begrüßte die schöne Division.

Wir erhielten dann Befehl die Schanze zu verlassen, wieder zur Offensive überzugehen und gegen das große Dorf Semenofska mit vorzustürmen. Im Dorfe selbst kam es nun zum heftigsten Kampfe, denn die russische Infanterie vertheidigte sich hier mit dem größten Muthe, war aber der Gewandtheit der Franzosen im Einzelgefecht, nicht gewachsen. Fast alle Bauerngehöfte wurden nach hartem Kampfe erstürmt und die darin befindlichen Vertheidiger niedergemacht, denn die Erbitterung war so groß, daß gegenseitig an ein Pardongeben nicht gedacht wurde. Von einem russischen Grenadier erhielt ich bei diesem Kampfe einen Bajonnetstich in die Seite, der glücklicher Weise aber das Fleisch nur schrammte. Einige Zoll mehr rechts, und mein Herz wäre durchbohrt gewesen. Ich nahm diesen Grenadier, dessen hoher herkulischer Wuchs und äußerst regelmäßiges und dabei gut-

müthiges Gesicht mich sehr anzogen, gefangen und behielt ihn vorläufig. Er war von Dankbarkeit über die ihm zu Theil gewordene gute Behandlung sehr gerührt und blieb mehrere Wochen bei mir, die Stelle meines Dieners und Kutschers mit der äußersten Treue versehend, da mein Isaak, ähnliche Tage wie den hier an der Moskwa fürchtend, mir bald entlief. Der Kerl hatte während der Schlacht auf dem Bauche unter der Erde gelegen und war am Abend noch halbtodt vor Angst.

Zwei Jahre später traf ich den Grenadier als beurlaubten Soldaten wieder in Rußland, nahm ihn als Diener zu mir und er versieht noch jetzt diesen Posten mit unvergleichlicher Tüchtigkeit, so daß er das Factotum meines ganzen Hausstandes geworden ist.

Da der Abend heranrückte, und alle Truppen bis zum Umfallen ermüdet waren, blieben wir in dem eroberten Dorfe. Die Häuser und Zäune waren im Umsehen abgetragen und dienten als Bivouaksfeuer, an denen dann Stücke der gefallenen Pferde, welche in Unmasse umherlagen, gebraten wurden. Andere Nahrung als Pferdefleisch, gab es überhaupt jetzt kaum mehr. Ich ließ mir von einem gefälligen Arzt einen leichten Verband um meine Wunde legen, aß ein Stück hartes Brod, welches ich noch in der Tasche hatte, und streckte mich dann zum Schlafe hin, denn ich war müde und matt, und konnte kaum noch gehen. Das war meine Theilnahme

an der Schlacht an der Moskwa, unbedingt die blutigste Feldschlacht, der ich jemals beiwohnte. Beide Heere hatten sich mit der größten Tapferkeit und Ausdauer geschlagen, die vielgeübte Gewandtheit der Franzosen und besonders auch der geschickte Gebrauch welchen der Kaiser Napoleon von seiner zahlreichen Artillerie zu machen verstand, uns den vollständigen Sieg gebracht, aber einen Sieg, mit den ungeheuersten Opfern verbunden, denn über 30,000 Mann der besten französischen Truppen, lagen todt oder verwundet am Boden. Im Ney'schen Korps glichen die meisten Bataillone jetzt nur noch Kompagnien, solche ungeheure Verluste hatten sie erlitten.

Unser Korps blieb noch einige Tage auf dem eroberten Schlachtfelde stehen, um sich einigermaßen wieder reorganisiren zu können. Mir war die unangenehme, aber nothwendige Arbeit jetzt den Todtengräber machen zu müssen. Unter meiner Aufsicht gruben russische Gefangene große Gräber, in welche oft an 100 Leichen, Russen und Franzosen alle bunt durch einander, geworfen wurden. Wie mancher trauernden Familie größtes Lebensglück, ward dort von uns begraben!

Zweites Kapitel.

Der Einmarsch in Moskau. Feuersbrünste daselbst. Die Anstalten zur Rettung des Kreml. Abzug aus Moskau. Leiden des Rückzuges. Eintritt der Kälte. Aufenthalt in Smolensk. Der weitere Rückzug. Die zunehmende Auflösung des Heeres. Die Abreise des Kaisers Napoleon. Ankunft in Wilna. Gefechte mit den Russen. Abmarsch aus Wilna mit dem Korps des Marschalls Ney. Der Kampf bei Kowno. Uebergang über den Niemen.

Moskau, die alte heilige Hauptstadt Rußlands, war von den französischen Truppen jetzt besetzt, und vorläufig wenigstens schien es als habe der Kaiser Napoleon sein stolzes Ziel erreicht und sei der Besieger des russischen Kaiserreiches. Und doch war er vielleicht niemals weiter davon entfernt gewesen, wie gerade jetzt, und von dem Tage an, da er in die alte Zaarenstadt eintritt, begann der Untergang seiner Weltmacht. Die Einnahme von Moskau und die Landung in St. Helena — nur 3 Jahre liegen dazwischen und doch reichte diese kurze Zeit hin, um den Mann, der einst ganz Europa seine Gesetze vorschreiben konnte, zum wehrlosen Gefangenen der grausamen und unerbittlichen Engländer zu machen. Ich kam am

15. September in Moskau an. Als ich die Stadt mit ihren zahllosen Kuppeln und stolzen Palästen, von der klaren Abendsonne eines hellen Septembertages beleuchtet, in ihrer fast unübersehbaren Ausdehnung vor mir liegen sah, überkam auch mich, wie ich nicht läugnen will, für den Augenblick das stolze Gefühl des Siegers. Es war doch etwas Schönes als Officier einem Heere anzugehören, was den Sieg an seine Fahne gefesselt zu haben schien und die Hauptstädte Europas besiegt zu seinen Füßen liegen sah. In Rom und Neapel, Cairo und Madrid war ich nun schon als siegreicher Officier gewesen und meine Kameraden hatten ein gleiches Gefühl noch in Berlin und Wien, Lissabon und Kopenhagen gehabt. Aber wie bald sollte die furchtbare Enttäuschung dieses stolzen Traumes beginnen!

Die erste Enttäuschung machte sich schon jetzt in Moskau auf eine recht unangenehme Weise bemerklich. Wir hatten geglaubt hier eine reiche, bevölkerte, mit allen möglichen Vorräthen wohlversehene Stadt zu finden, in welcher wir behagliche Winterquartiere erhalten und uns von den Strapazen der letzten Monate erholen konnten, und trafen nun eine öde, von ihren Einwohnern fast gänzlich verlassene Häusermasse, die zwar hinreichendes Obdach gewährte, sonst aber sehr geringe Annehmlichkeiten darbot. Kein Laden war geöffnet, kein Bäcker backte, kein Schlächter schlachtete, außer durch Plünderung in den verlassenen Häusern war nichts zu haben und das Heer blieb

auf seine eigenen Subsistenzmittel nach wie vor angewiesen. Wie dies in allen Heeren der Fall sein wird, wenn die Verpflegung schlecht ist und die Soldaten vielfach requiriren müssen, so hatte auch die Disciplin bei uns seit unserem Einmarsch in Rußland ungemein nachgelassen. Dies zeigte sich am Bemerklichsten sogleich nach dem Einzug der Truppen in Moskau. Zwar hatte der Kaiser Napoleon die strengsten Befehle gegeben, daß die Soldaten sich nicht zerstreuen und in den Privatgebäuden plündern sollten, und die ganze Armeegensdarmerie und einige leichte Kavallerie-Regimenter waren zu dem Zwecke dies zu verhindern, in Thätigkeit, allein ohne den mindesten Erfolg. Die Officiere hatten keine Autorität über ihre Mannschaft mehr, ja gingen vom Hunger getrieben, den Soldaten wohl selbst mit übelem Beispiel voran, und so riß alsbald der gröbste Unfug ein. War einem Regimente ein bestimmter Stadtbezirk als Quartier angewiesen, so zerstreuten sich die Soldaten sogleich in alle Häuser, um unter dem Vorwand nach Lebensmitteln zu suchen, zu plündern. Oft wurden die Plünderer durch die reichste Beute belohnt und fanden die kostbarsten Stoffe, die prächtigsten Kleider, die werthvollsten Geräthschaften, ja selbst mitunter sogar goldene und silberne Schmucksachen, hin und wieder auch baares Geld in den öden Palästen. Doch da sich keine Käufer einstellten, welche ihnen diese Sachen abhandelten, so hatten solche eigentlich keinen Werth für die Soldaten. Die

theuersten Stoffe konnte man für einen Spottpreis kaufen und ich selbst erstand mir z. B. von einem Garde-Küraſſier, einen kostbaren, indischen Shawl für 5 Franks, um solchen als Binde um den Leib zu tragen, und von seinem Kameraden einen Damenmantel von schwarzem Sammt mit Zobelpelz gefüttert, den ich als Decke beim Schlafen in meinem Wagen benutzte. Häufig kam es auch vor, daß die Soldaten die seltensten Leckerbissen und die edelsten Weine in den Kellern oder in versteckten Erdgruben fanden. Da wurden dann oft die seltsamsten Mahlzeiten gehalten. So sah ich, daß Grenadiere einen großen Vorrath von Kaviar, Sardinen und anderen eingemachten Sachen gefunden, dabei aber kein Brod hatten, und nun gerne einen Theil ihrer Leckerbissen für Letzteres vertauschen wollten. Für ein halbes grobes Kleienbrod, wie solches die Feldbäckerei backte, gab mir ein Sergeant-Major eine Büchse mit Sardinen und eine andere mit Kaviar. Andere Haufen waren in Konditorläden gekommen und aßen so viel Confect, daß sie krank davon wurden. Wieder Andere hatten Vorräthe von Wein oder Spirituosen entdeckt, und die Soldaten lagen sämmtlich betrunken umher. So war der größte Ueberfluß neben dem ärgsten Mangel; und Lebensmittel, die bei gehöriger Vertheilung von großem Nutzen für Wochen gewesen, wurden zwecklos in wenigen Tagen vergeudet. Da ich einsah, daß unter solchen Verhältnissen sehr bald großer Mangel eintreten mußte, legte ich mir gleich

am ersten Tage einen kleinen Vorrath an. Ich kaufte mir von Soldaten einige Pfund Thee, ein halbes Dutzend Flaschen Rum, etwas geräuchertes Fleisch und auch mehrere Pelze und verwahrte alles dies sorgsam in meinem Wagen, den ich jetzt mit einer dichten Leinwandplane versehen ließ. Den gefangenen russischen Grenadier hatte ich jetzt förmlich als Bedienten angenommen und ihm, damit er weniger auffiel, einen dicken französischen Soldatenmantel und eine Mütze gegeben. Er hatte mir auf das Kreuz schwören müssen, mich nicht zu verlassen und heimlich davon zu laufen, wofür ich ihm auch wieder versprach, ihm beim Uebertritt über die russische Grenze die Freiheit zu geben. Da ich ihn gut behandelte, blieb Gregor, so hieß er, gerne bei mir und bewachte Tag und Nacht meinen Wagen mit der Treue eines Hundes. Ich hatte mein Gefährte in den Hof eines verlassenen Palastes fahren lassen, und benutzte es stets als Nachtquartier, damit ich es desto besser gegen etwaige Diebesgelüste vertheidigen konnte. War ich des Nachts im Dienst, so ließ ich einen Sappeur darin schlafen. Vielfache Erfahrungen hatten mich belehrt, daß es in einem Feldzuge für einen Officier von unschätzbarem Werth ist, wenn er ein eigenes Fuhrwerk unabhängig für sich besitzt.

Daß unsere Hoffnungen in Moskau ein behagliches Winterquartier zu finden, aber auf die schnödeste Weise getäuscht werden sollten, davon überzeugten uns leider die bald in starker Weise zunehmenden Feuers-

brünste. Schon am Nachmittag des 15. September, als ich in Moskau hineinfuhr, brannte es an verschiedenen Stellen und diese Feuersbrünste nahmen in der Nacht immer mehr zu. Es wurde anfänglich nicht viel darauf geachtet; da man glaubte, diese Brände seien durch plündernde Soldaten entstanden, und könnten bald gelöscht werden. Am Vormittag des 16. September erhielten wir aber die traurige Gewißheit, daß dieselben planmäßig angelegt würden, um womöglich ganz Moskau zu verbrennen und so den französischen Truppen den Winteraufenthalt daselbst unmöglich zu machen. An verschiedenen Stellen wurden Personen aus den unteren russischen Ständen ertappt, wie sie brennende Pechkränze und Schwefeltöpfe in die Häuser warfen. Durch Hülfe von Dolmetschern verhört, sagten die Leute stets aus, daß sie zu diesem Geschäfte gedungen wären und eine hohe Bezahlung dafür erhielten. In manchen Häusern fanden sich große Vorräthe von Hanf, Werg und sonst leicht entzündlichen Brennstoffen, dazwischen Pulver und Schwefel gestreuet und Alles schon mit Lunten versehen, um es leicht in Brand stecken zu können. Sämmtliche Spritzen und andere öffentliche Löschgeräthschaften der Stadt, waren von den abziehenden Russen entweder zerstört oder mit fortgenommen worden. So war freilich ein Löschen und ein Ueberwältigen der ungeheuren Feuersbrünste für uns eine Unmöglichkeit geworden.

Am Mittag des 16. September wurden mehrere

Officiere vom Geniekorps, zu denen auch ich gehörte, zusammen befohlen, um Vorschläge zur Rettung der brennenden Stadt zu machen. Da wir theils keine Lokalkenntnisse besaßen, und es auch an Löschgeräthschaften mangelte, war es freilich unmöglich, umfassende Rettungsmaßregeln zu ergreifen. Der Kaiser hatte Befehl gegeben, den alten Zaarenpalast in Moskau, den Kreml, wenn irgend möglich vor der Zerstörung zu schützen. Er hatte bisher dort sein Quartier gehabt, verließ solches aber am Nachmittag des 16. September um in dem Lustschlosse Peterskoe, welches eine halbe Stunde von der Stadt lag, seine Wohnung zu nehmen. Es kostete Mühe den Kaiser mit seinem Gefolge durch das Labyrinth der in vollen Flammen stehenden Straßen, in das Freie zu bringen und mehrere Wagen des kaiserlichen Trains, sind bei dieser Gelegenheit verbrannt. An 16 Genie-Officiere, und an 1200 Soldaten, größtentheils vom Geniekorps der Garde, doch auch aus Sappeurs der einzelnen Garde-Regimenter bestehend, rückten nun in die weitläufigen Gebäude des Kreml ein, um solche vor den Flammen zu schützen. Ich kam in einen entlegenen Pavillon und hatte Sappeurs der Garde-Grenadiere und Garde-Artilleristen, zusammen ungefähr 80 Mann, unter dem Befehl eines Grenadier-Capitains und eines Capitains der Artillerie, unter meinem Kommando. Es war eine ebenso gefährliche, wie schwierige Aufgabe, welche wir zu erfüllen hatten. Ganz von einem hochaufschlagenden Flammenmeer umgeben, mußten wir

mit der alleräußersten Anstrengung dagegen kämpfen, um nicht von seinen Gluthen verschlungen zu werden. An Wasser fehlte es uns gänzlich, Spritzen besaßen wir ebenfalls nicht, und so konnten wir das Feuer nur durch Pulver und durch das Beil bekämpfen. So arbeiteten wir denn mit allen Kräften, um das Gewirr der Häuser, welches dicht an die Mauern des Kreml stieß, so weit zu lichten, daß die Flammen hier nicht die Oberherrschaft gewinnen konnten. Wir rissen die Gebäude zusammen, schlugen die Wände nieder, oder sprengten auch oft ganze Häuser in die Luft, wenn wir dadurch schneller zum Ziele zu gelangen hofften. Es waren zum Theil sehr gefährliche Arbeiten, welche wir verrichten mußten, und trotz der größten Vorsicht, verunglückten mehrere Soldaten dabei. Die Hitze war so furchtbar, daß uns Theile der Uniform versengt vom Leibe fielen und der Rauch erschwerte häufig das Athmen auf das Entsetzlichste. Wie eine hohe Insel im weiten ungeheuren Flammenmeer, ragte der Kreml mit allen seinen Thürmen und Kuppeln und Mauern empor, und wollten wir solchen schützen und nicht selbst einen elenden Tod finden, so mußten wir auf das Angestrengteste arbeiten. Der General Durosnel war als Befehlshaber des Ganzen im Palaste zurückgeblieben und leitete die Gesammtarbeiten, während die verschiedenen Officiere wieder die Einzelarbeiten kommandirten. Wir arbeiteten die Nacht vom 16. auf den 17. September, den ganzen 17. und wieder noch die folgende Nacht ununterbrochen

fort, und nur mitunter wurden die Soldaten abgelöst und durften auf wenige Stunden der Ruhe pflegen. Ich selbst kam diese ganze Zeit nicht vom Platze und habe nur bisweilen, von Müdigkeit überwältigt, eine halbe Stunde geschlafen, indem ich mich auf einen Balken oder einen Steinhaufen hinsetzte. Jeder Unterschied von Tag und Nacht hatte gänzlich aufgehört. Der Flammenschein ringsumher, verbreitete auch in der dunkelsten Mitternachtsstunde, Tageshelle, bis dann wieder plötzlich ein heftiger Windstoß so dichte Rauchwolken gegen uns trieb, daß wir kaum einige Schritte weit sehen konnten. Glücklicher Weise fehlte es uns nicht an Lebensmitteln und guter Thee, Rum, Fleisch und getrockneter Zwieback, waren vorhanden. Am Morgen des 18. September hatten wir endlich den Kreml mit einem so breiten Ring theils niedergerissener, theils in die Luft gesprengter Gebäude umgeben, daß nicht mehr zu befürchten war, die Flammen würden solchen überspringen. So war die Gefahr, auch dies große Gebäude könne ein Opfer der Feuersbrunst werden, verschwunden. Wir durften uns nun auch mehr der Ruhe hingeben, nur ein Drittel der Officiere und Soldaten mußte wach sein und auf dem Posten bleiben. In den prächtigen Paradesälen mit ihren Fußböden vom theuersten Parket, den Säulen von Marmor und Alabaster und den riesigen, oft die halben Wände bedeckenden Spiegeln in breiten Goldrähmen, hatten die rauchgeschwärzten französischen Grenadiere und Sappeurs ihre Lagerstätten auf-

geschlagen. Als Lager dienten ihnen kostbare Teppiche, als Kopfpolster die Stühle und Sophas mit ihrem Ueberzug von Sammt und Seide, und zum Zudecken wurden die seidenen Gardinen benutzt.

Am 19. September hatte die Feuersbrunst in Moskau soweit nachgelassen, daß eine freie Passage zum Kreml möglich war und am 20. September erlosch solche gänzlich. Ungefähr drei Viertel der großen weiten Stadt, waren abgebrannt. Ich ward am Morgen des 20. September von meinem bisherigen Kommando im Kreml entbunden und benutzte die freie Zeit, um einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Es war ein schauriger Anblick, den ich niemals wieder vergessen werde, welcher sich dabei meinen Augen darbot. Schwarzgebrannte Ruinen überall, während der Boden mit Trümmern aller Art, verbrannten Balken, Asche und Kohlen bedeckt war. Häufig lagen verkohlte Menschen, auch Leichen von schwarzgesengten Pferden und anderen Thieren umher und verbreiteten den abscheulichsten Geruch. Man berechnete, daß mindestens 500 französische Soldaten in diesen Tagen den Tod in den Flammen gefunden hätten. Größtentheils waren sie durch den Genuß der erbeuteten Spirituosen betäubt, in den Häusern wo sie lagen, von den Flammen erfaßt worden. Andere hatten sich verirrt und den Weg durch das Feuermeer nicht finden können, daher sie eines qualvollen Todes gestorben; noch Andere waren bei den Rettungsarbeiten, mitunter auch wohl beim Plündern der schon in

Flammen stehenden Gebäude, verbrannt oder von Balken und Gemäuer erschlagen worden. Auch von der zurückgebliebenen russischen Bevölkerung sollen einige hundert Personen umgekommen sein. Mit der Leichtigkeit und dem schnellen Geschick, welches die national-französischen Soldaten in so wunderbarer Weise auszeichnet, hatten die Truppen aber bereits angefangen sich mitten zwischen Asche und Schutt und Ruinen, so bequeme Quartiere wie dies die Umstände gestatteten, herzurichten. Die unteren Etagen der größeren Gebäude, dann viele Kirchen und Klöster mit ihren hohen Umfassungsmauern, waren, wenn auch vielfach beschädigt, doch stehen geblieben und gewährten den Soldaten bessere Quartiere, wie sie solche noch je in Rußland gehabt hatten. An Mobilien, oft freilich der buntesten Art und Lagerstätten von Betten, Pelzen und allen möglichen Kleidungsstücken, fehlte es ebenfalls nicht. Aus den Kellern waren so viele Lebensmittel gerettet, daß die Truppen einstweilen keinen Mangel litten, ja oft sogar Ueberfluß hatten. So glaube ich, wäre es sehr leicht möglich gewesen in den Ruinen von Moskau, für 200,000 Mann ganz erträgliche Winterquartiere herzustellen, wenn nicht freilich deren Verproviantirung auf viele Schwierigkeiten gestoßen sein dürfte, welches aber auch ohne den Brand der Fall gewesen, und in dieser Hinsicht hätte also — so ist wenigstens meine Ueberzeugung, — dies Ereigniß weiter keinen Einfluß auf die Fortführung des Krieges gehabt. Allein die wilde

Energie des russischen Volkes, welches lieber seine alte, stolze Hauptstadt, dies Heiligthum aller Russen, den Flammen opferte, als solche in dem Besitz der bitter gehaßten Feinde ließ, hatte den Kaiser Napoleon auf das Aeußerste erschreckt. Solch einen Fanatismus, ihre Städte selbst zu verbrennen, hatten ja nicht einmal die Spanier bewiesen, obgleich sie nun bereits fünf Jahre den Krieg auf Leben und Tod mit uns führten. Wie ungleich artiger hatte die Bevölkerung von Wien und Berlin, Mailand und Lissabon, die französischen Truppen bei ihrem Siegeseinzug aufgenommen, wo sogar ein großer Theil der vornehmen Damenwelt sich bestrebt hatte, die Liebenswürdigkeit selbst, gegen unsere galanten Officiere zu sein. So rief denn dieser Brand von Moskau, verbunden mit der allgemeinen Kriegsunlust des Heeres, zuerst in dem Kaiser Napoleon den Entschluß hervor, den Rückmarsch aus Rußland anzutreten und außerhalb dessen Grenzen die weitere Entwickelung der politischen Verhältnisse abzuwarten. Und daß dies geschah, verlieh dem Brande eine solche unermeßliche Bedeutung für die nächste Zukunft, nicht allein von Rußland, sondern von ganz Europa. Bis zum Einzug in Moskau ging es mit der Macht des Kaisers Napoleon bergauf, er war noch stets der große Sieger, dessen Heere in der offenen Entscheidungsschlacht die besten Truppen der Welt zu besiegen vermochten, wie sich dies in der Schlacht an der Moskwa wieder so recht überzeugend gezeigt hatte; seit er aber im Flammenschein der

brennenden Stadt, den alten Kreml verließ, ging es schneller und bald immer schneller und schneller mit seiner Macht bergab.

Faßte nun der Kaiser den Entschluß den Rückmarsch aus Rußland anzutreten, so mußte er solchen auch so rasch als möglich ausführen. Wenn wir spätestens am 1. October denselben angetreten und dann eine andere Straße als die total verheerte des Hinmarsches benutzt hätten, wären die meisten Truppen vor Eintritt der großen Kälte, Mitte November, in Wilna gewesen. Dort und in den übrigen Theilen von Lithauen und Polen, wo die größtentheils polnische Bevölkerung der Sache Napoleons günstig war, hätten wir immer Winterquartier halten können. Mit Hülfe der polnischen Juden, die für Geld das Unglaublichste möglich zu machen wissen, würden wir wenn auch spärliche, so doch genügende Verpflegung erhalten haben. Aber es geschah das Unheilvollste was das Heer nur treffen konnte; der Kaiser Napoleon verlor die Energie des Entschlusses, welche ihn bisher so ausgezeichnet hatte, und schwankte rath- und thatlos von einer Maßregel zur anderen. So blieb die Armee vollständig nutzlos bis Mitte October in und um Moskau stehen und trat dann den unglückseligen Rückzug auf der gänzlich verheerten Straße, auf welcher wir gekommen waren, wieder an.

Ich hatte jetzt nicht viel zu thun und führte in meinem Wagen, der auf dem Hofe eines Landhauses unweit Peterskoe stand, ein ziemlich bequemes Dasein. —

Die widersprechendsten Befehle kreuzten sich und man konnte recht deutlich merken, daß der Kaiser selbst im Unklaren über die zu treffenden Maßregeln sich befinde. So erschien plötzlich der Befehl, den Kreml in Vertheidigungszustand zu setzen und zu einer großen Citadelle zu machen, wie auch die Errichtung von Befestigungswerken vor den Thoren der Stadt, befohlen wurde. Es schien demnach, daß wir hier Winterquartiere nehmen und uns gegen einen etwaigen Angriff der Russen, vertheidigen würden. Ich ward zu einer Commission von Officieren des Geniekorps befehligt, welche Pläne für die Befestigung der Stadt einreichen sollte. Wir waren einige Tage hierbei thätig und ich selbst zeichnete und maß mit der Meßkette vom frühen Morgen bis späten Abend. Die Anlage von Schanzen und anderen Erdwerken wäre hier eine ziemlich leichte Arbeit gewesen. Plötzlich aber kam der Befehl, daß von der Anlegung von Befestigungsarbeiten um Moskau gänzlich abzustehen sei, und so konnten wir unsere Vorarbeiten in das Feuer werfen.

Der Kaiser schien jetzt den festen Entschluß gefaßt zu haben, den Rückmarsch wenigstens bis Wilna anzutreten und es entstand eine allgemeine Freude im ganzen Heere, als dies bekannt wurde. Leider war der günstigste Zeitpunkt für diesen Rückmarsch schon viel zu sehr verstrichen. Es wurden jetzt an 10—12 Officiere vom Geniekorps, nach Wilna gesandt, um dort die nöthigen Arbeiten zu einer Befestigung der Stadt

einzuleiten und zu meiner großen Freude gehörte auch ich zu dieser Zahl. Mit einem Oberst vom Genie-Korps machte ich gemeinsame Anstalt zur Fahrt. Der Oberst war noch im Besitz eines erbeuteten Kosacken-pferdes und dieses wurde neben meine beiden kleinen Gäule gespannt, so daß wir ein Dreigespann hatten. Der Diener des Obersten, ein alter vielbewährter Sappeur, nahm neben meinem Gregor auf dem Bocke Platz, während wir Beide uns von Pelzwerk ein ganz bequemes Lager im Wagen bereiteten. An Grütze, Thee, Rum und sonstigen Lebensmitteln hatten wir einen Vorrath der für uns 4 Personen auf 10—14 Tage ausreichen mochte. Wir schafften uns auch 4 Gewehre nebst der nöthigen Munition an, dann einige Beile und Gräber von dem Handwerkszeug der Genie-Soldaten, um in Allem möglichst unabhängig sein zu können.

So ausgerüstet verließen wir am Morgen des 15. October, Moskau, und schlugen die Straße nach Smolensk ein. Wir bildeten eine Kolonne von einigen 50 Wagen, welche theils mit Genie-Officieren, theils mit kranken oder blessirten Officieren und Soldaten, die den Rückweg schon antraten, angefüllt waren. Ein Trupp von circa 300 unberittenen Kavalleristen aller möglichen Regimenter, sollte unsere Eskorte bilden. Diese, welche ihre Mantelsäcke, die mit allen möglichen, erbeuteten Gegenständen oft recht schwer ausgestopft waren, auf dem Rücken trugen, marschirten aber nur schlecht und schon am ersten Tage gab

es viele Nachzügler. Ein Oberst von der Armee-Gensdarmerie führte den Befehl über diesen ganzen Transport, war aber nicht dazu im Stande, und von Anfang an kamen Unordnungen über Unordnungen vor und Jeder that so ziemlich was er wollte. Die Disciplin, dieser feste Kitt des Heeres, der allein dem Ganzen Kraft und Ansehen zu verleihen vermag, hatte schon ungemein gelitten und schmolz von jetzt an, jeden Tag immer mehr. Wie es bei solchen Kolonnen zu gehen pflegt, gab es auch viele Stockungen und Hindernisse, so daß wir den ganzen Tag kaum 3—4 Meilen zurücklegten. Um 4 Uhr wurde stets in einem Walde das Nachtlager aufgeschlagen, und Jeder konnte dann sehen, wo er etwas zu essen bekam. Es gab gewöhnlich einige Pferde die vor Ermattung doch nicht mehr fortkonnten, diese wurden dann geschlachtet, das Fleisch an die Soldaten vertheilt und an den schnell angezündeten Bivouaksfeuern gebraten und heißhungrig verzehrt. Auch wir zwei Officiere lebten größtentheils von Pferdefleisch, da wir uns vorgenommen hatten, unseren kleinen Vorrath an Lebensmitteln für den äußersten Nothfall zu schonen. Unsere Pferde wurden mit Moos, spärlichem Gras, welches unsere Burschen unter den Bäumen zusammensuchten oder sonst mit Fichtenzweigen gefüttert. Zwar sahen die Thiere dürre wie die Katzen aus, doch blieben sie auf den Beinen.

Als wir in der Nähe von Borodino vorbei marschirten, verpestete ein solch furchtbarer Gestank von

den vielen Tausenden von Leichen der Menschen und Pferde, die nur leicht mit Erde bedeckt auf dem Schlachtfelde verwesten, die Luft so, daß es kaum auszuhalten war.

Wir beschlossen jetzt den Transport, dessen Langsamkeit und Unordnung täglich mehr zunahmen, zu verlassen. Zwar hieß es, daß die Kosacken in der Nähe umherschweifen und alle Nachzügler und zerstreute Soldaten angreifen und tödten sollten, allein da wir noch keine gesehen hatten, wollten wir das Wagstück unternehmen. Wir waren 8 Wagen mit 47 wohlbewaffneten Officieren und Soldaten vom Genie-Korps und so glaubten wir schon immerhin dem Angriff eines Pulks von Kosacken Widerstand leisten zu können.

Am 27. October trat der erste Frost ein, allein er war nicht so stark, um uns sehr zu belästigen. Wir legten jetzt täglich 5—6 Meilen zurück, denn unsere total ermüdeten Pferde konnten die Wägen nur noch im langsamsten Schritt fortschleppen. Abends wurde dann ein möglichst großes Feuer von Fichtenzweigen angezündet, um welches alle Wagen in einem weiten Kreis aufgefahren waren. Die Insassen jedes Wagens kochten für sich, doch suchten wir es möglich zu machen, ein todtes Pferd für uns Alle gemeinsam zu bekommen. Da jetzt eine Kälte von 8—10 Grad herrschte, trafen wir häufig am Wege hart gefrorene Leichen von Pferden, solche wurden dann mitgenommen und an dem Bivouakfeuer gemeinsam vertheilt. Mit

Grütze und Mehl kochten wir uns gewöhnlich eine Pferdefleischsuppe, welche ein kräftiges und warmes Nahrungsmittel bildete, während ein Becher voll heißem Thee das Frühstück ausmachte. Die wenigen Dörfer und Ortschaften, welche wir passirten, waren total verödet, ausgeplündert und boten auch nicht die mindesten Lebensmittel, weder für Menschen noch Pferde. Höchstens, daß wir hie und da einen Arm voll altes, halbvermodertes Dachstroh zum Futter für Letztere erhielten. So waren wir auf die wenigen Vorräthe von Lebensmitteln und auf Pferdefleisch allein angewiesen. Dank übrigens unserer Vorsicht und der strengen Ordnung welche wir beobachteten, war unser Zustand doch immer ganz erträglich. Da wir sämmtlich warme Kleidungsstücke besaßen, und Nachts ein sehr großes Feuer anzündeten, konnten wir eine Kälte von 10—12 Grad schon ertragen, und bei einer Suppe von Pferdefleisch und Grütze, vermag ein gesunder Mensch schon zu bestehen, wenn freilich solche auch nur herzlich schlecht schmeckt. Der Umstand, daß wir mit zu den Vordersten gehörten und noch nicht so in den großen Troß der zurückmarschirenden Haufen gerathen waren, bildete ebenfalls eine große Annehmlichkeit für uns. Wir überholten übrigens täglich eine ganze Anzahl von Soldaten aller möglichen Truppengattungen, die kraft- und muthlos, vor Kälte halb erfroren und von Hunger entkräftet, einherwankten, ja fanden sogar immer häufiger die Leichen von erfrorenen oder verhungerten Menschen am Wege

liegen. Hülfe konnten wir diesen vielen Hunderten von Unglücklichen nicht bringen, und die Pflicht der Selbsterhaltung zwang uns oft zur größten Rücksichtslosigkeit gegen Andere. Die Maßregel, daß wir in unserem kleinen Lager jeden Abend strenge militärische Ordnung beobachteten und förmlich eine Wache mit Posten eingerichtet hatten, rettete uns einen Marsch vor Smolensk, aus der größten Gefahr.

Ein starker Haufe von bewaffneten Bauern, mit einigen Dutzend Kosacken untermischt, hatte nämlich den Plan gemacht uns heimlich zu überfallen. Es war eine helle Mondscheinnacht, so daß wir die feindliche Schaar, welche ungefähr 200 Köpfe stark sein mochte, deutlich erkennen konnten. Wir stellten uns nun leise hinter den Wägen auf, und der alte Oberst, den wir ein- für allemal zum Lagerkommandanten ernannt hatten, befahl daß wir erst auf sein gegebenes Kommando, dann aber auch alle zusammen ganz pünktlich, eine Salve abgeben sollten. Wir waren 24 Officiere, zur Hälfte dem Genie-Korps angehörend und 16 Soldaten, alle mit Flinten oder Karabinern und genügender Munition versehen. Der feindliche Haufe, der da glauben mochte, uns im Schlafe zu überraschen, kam ganz sorglos und ungeordnet heran. Ungefähr an 50—60 Schritte waren die Vordersten wohl noch von den Wägen entfernt, da kommandirte der Oberst mit seiner Stentor-Stimme: „Gebt Feuer" und so genau, als wären wir eine gut eingeübte Grenadier-Kompagnie, knatterte

unsere Salve. Kaum hatten wir geschossen, so kommandirte der Oberst wieder: „Ein Jeder bleibt auf seinem Posten, ladet sein Gewehr schnell und hat die größte Aufmerksamkeit auf mein Kommando." Es war aber nicht nothwendig, uns zu einem zweiten Kampfe zu rüsten, unser erster Empfang war den Angreifern zu unsanft gewesen und hatte sie in die schnellste Flucht getrieben, so daß sie nicht wagten uns zum zweitenmal anzugreifen. Wir fanden am nächsten Morgen 17 todte oder schwerverwundete Menschen und einige todte Pferde auf dem Platze liegen. Einige Lebensmittel als Speck, Grütze, Branntwein und Brod, welche bei den todten Russen vorgefunden wurden, waren unseren Soldaten sehr willkommen.

Am 6. November bei immer zunehmender Kälte, die wirklich jetzt schon sehr empfindlich wurde, kamen wir in Smolensk an, wo wir uns sämmtlich in ein altes, leerstehendes Haus einquartierten. Die Stadt war mit Truppen, oder eigentlich richtiger zersprengten Officieren und Soldaten aller möglichen Waffengattungen, überfüllt. Als wir uns bei dem Kommandanten von Smolensk, dem General Graf Charpentier meldeten, erfuhren wir, daß der Kaiser Befehl ertheilt habe, die Befestigungen der Stadt in größter Eile für eine Vertheidigung in Stand zu setzen. So mußten 6—7 Genie-Officiere von uns, hier zurückbleiben. Glücklicher Weise gehörte ich nicht zu dieser Zahl, da ich in Moskau bereits den bestimmten Befehl erhalten hatte, mich in Wilna bei

dem dortigen Kommandanten zu melden. Auch einige andere Officiere unseres kleinen Transports, mußten hier bleiben, um bei den dort in Bildung begriffenen sogenannten „Marsch-Bataillonen“ einzutreten. Dagegen übergab uns der General Charpentier an 10 Schlitten mit verwundeten und kranken Officieren, nebst deren Burschen. Auch erhielten wir aus den daselbst angelegten Magazinen, per Kopf 25 Pfund grobes Roggenmehl, ein halbes Pfund Salz und eine Quartflasche voll Branntwein. Die zweitägige Rast, welche wir in Smolensk machten, benutzte ich, von dem Sappeur des Obersten, die Räder von unserem Wagen abnehmen und dafür zwei roh gezimmerte Schlittenkufen anbringen zu lassen. Da in den letzten Tagen starker Schnee gefallen und somit eine gute Schlittenbahn gebildet war, konnten wir mit einem Schlitten leichter fortkommen.

Am 9. November verließen wir bei sehr starker Kälte, die Stadt Smolensk wieder. Gerade in dem Augenblick als wir abfahren wollten, kam der Kaiser Napoleon in einer Kutsche, deren Fenster offen waren, um die Gegend überblicken zu können, dort an. Er trug einen grünen Pelzüberrock mit Schnüren und Troddeln nach polnischem Geschmack verziert, und eine grüne Pelzmütze, so daß ich ihn zuerst fast nicht erkannte. Er sah wohl aus und grüßte freundlich die Officiere und Soldaten. Dies war das Letztemal, daß ich Napoleon sah; das Erstemal war es im Frühling 1796, als er sich auf der Wache in Nizza

meldete. Welch unermeßliche Fülle der wichtigsten historischen Ereignisse barg dieser Zeitraum und was hatte ich selbst nicht inzwischen Alles gesehen und erlebt!

Wir hatten uns in Smolensk noch mit einigen dicken Strümpfen und Unterkleidern versehen und auch für unsere Burschen warme Schafpelze und Felle zum Einwickeln der Füße, erstanden. Es war dies doppelt erwünscht, denn die Kälte stieg jetzt des Nachts auf 24—26 Grad, und dabei bivouakirt es sich schlecht im Freien, wenn man nicht mit sehr warmen Kleidungsstücken ausgerüstet ist. Besonders ich, der durch den langen Aufenthalt im Süden, gegen Kälte sehr empfindlich geworden war, fror oft so, daß mir die Zähne im Munde förmlich klapperten und ich glaubte, die Seele würde mir im Leibe erfrieren. Dabei blieb ich jedoch stets gesund und erfror auch kein Glied meines Körpers. Wenn wir Gesunden auch so ziemlich durchkamen, so litten die armen Kranken und Verwundeten, die eng zusammengepackt in ihren Schlitten lagen, und sich nicht rühren konnten, desto mehr und täglich starben viele von ihnen. Fast war dies ein Glück zu nennen, denn die Zugpferde vor den meisten Wagen waren so entkräftet, daß jeden Abend, mindestens ein halb Dutzend geschlachtet werden mußten, da sie doch umgefallen wären. So hätten wir selbst beim besten Willen, die Verwundeten nicht alle mitschleppen können, wenn nicht der Tod stets frische Lücken gemacht. Bei diesen vielen Todes=

fällen kamen oft sehr traurige Scenen vor, doch ward man zuletzt so abgestumpft und hatte so viele Sorge um sich selbst, daß man kaum noch darauf achtete. In diesen Tagen vom 10—15. November wo die Kälte bis auf 28 Grad stieg, ging der Kern der alten stolzen französischen Armee des Kaisers Napoleon für immer zu Grunde. Gar viele Tausende der besten kriegsgeübtesten Officiere und Soldaten der Welt, die bisher von Schlachtfeld zu Schlachtfeld stets als Sieger marschirt waren, unterlagen dem Hunger, der Kälte, der Noth und dem Elend.

Stumpf und matt und nur mit der Sorge um die nächsten Stunden beschäftigt, zogen wir mit unseren verhungerten, abgetriebenen Pferden, die seit Moskau fast nur mit Moos und Tannenzweigen genährt waren, über die endlosen Schneefelder hin. Bis Smolensk hatte sich die fast unvertilgliche Heiterkeit des französischen Nationalcharakters nicht verleugnet, und man hörte mitunter ein lustiges Scherzwort oder ein gutes Kriegs- oder Liebeslied halblaut vor sich hinsummen; jetzt aber war Alles stumm und starr, nur die nothwendigsten Worte wurden gewechselt, ja es schien sogar, als sei die Kraft, seinem Unmuth durch einen kräftigen Fluch Luft zu machen, wie dies der Soldat aller Völker sonst so sehr liebt, verschwunden. Haufen von Marodeurs und Zersprengten, fast Alle schon die Zeichen des nahen Todes unverkennbar an sich tragend, überholten wir häufig;

geordnete Truppen sahen wir nicht mehr, da die wenigen, welche noch vorhanden, sich mehr rückwärts befanden.

Auf das Aeußerste angegriffen, langten wir am 2. December in Wilna an. Hier hofften wir Ruhe und Erholung zu finden, wurden aber auch hierin theilweise getäuscht. Die Stadt war schon mit Flüchtlingen und zersprengten Soldaten überfüllt, und stündlich wälzten sich noch ganze Haufen derselben zu den Thoren hinein. Unsere kranken und blessirten Officiere, welche wir mitgebracht hatten, wurden in Wilna in ein großes Hospital gelegt, wo die Mehrzahl von ihnen, in den nächsten Tagen schon den Tod fand, da der Brand zu ihren Wunden getreten war. Wir Officiere vom Genie-Korps erhielten ein großes verlassenes Privathaus zum gemeinsamen Quartier angewiesen. Da wir hier etwas altes Stroh zum Lager fanden und unsere Bedienten, in den unbewohnten Zimmern die Fußböden aufrissen und die Thüren einschlugen, um damit einzuheizen, so konnten wir uns mancher Bequemlichkeiten erfreuen, welche wir schon seit Wochen entbehrt und bei der strengen Kälte schmerzlich vermißt hatten. Aus einem Magazin erhielten wir auch Brod, Mehl, Thee, Speck und etwas Branntwein geliefert, so daß uns unsere Diener ganz leidliche Speisen kochten. Wir meldeten uns nun bei dem General Maret, dem Höchstkommandirenden in Wilna, wegen unserer Verwendung als Genie-Officiere bei den hier anzulegenden Befestigungen,

erfuhren aber zu unserem Erstaunen, daß hierüber noch gar nichts Bestimmtes vorliege. Zwar hatte der Kaiser Napoleon schon von Moskau Befehl gegeben, daß Wilna mit Schanzen und Erdwerken umgeben werden solle, allein da es an Werkzeugen, Genietruppen und sonstigem Material fehlte, so war bisher nichts Derartiges geschehen. Jetzt war auch die Kälte zu groß und der Erdboden mehrere Fuß tief zu hart gefroren um Erdarbeiten vorzunehmen. Dazu waren leider in den letzten Tagen von der Armee so äußerst schlimme Nachrichten eingelaufen, daß der Minister General Maret selbst daran zweifelte, ob es noch möglich sein würde, Wilna auf die Länge zu vertheidigen und ob wir nicht vielmehr die Stadt bald räumen und uns über den Niemen zurückziehen müßten. Der Uebergang über die Beresina hatte die französische Armee fast vollständig vernichtet und außer einigen Tausend Mann Garde, dann der jetzt erst aus Deutschland nachgerückten Division Loison, die mit 7000 Rekruten hier in Wilna stand, existirte kaum noch ein fest geschlossenes Korps. Was kein Mensch jemals für möglich gehalten haben würde, war jetzt geschehen: die ganze große Armee des Kaisers Napoleon, war bis auf wenige tausend Mann nunmehr in Rußland vollständig vernichtet.

Unter diesen Umständen wußte ich wirklich nicht was ich thun und wohin ich mich wenden sollte. Ich gehörte für den Augenblick keinem festen Korps an, und den Aufenthalt des Generals Graf Chasseloup,

der als Chef des Genie-Korps der Armee in Rußland, mein nächster Vorgesetzter war und über meine Verwendung zu bestimmen hatte, wußte ich nicht, so daß ich mir keine näheren Instruktionen geben lassen konnte. So beschloß ich denn die Ankunft des Marschalls Ney in Wilna abzuwarten und mich dann diesem wieder anzuschließen, da ich ja ursprünglich zu dessen Armeekorps kommandirt war, und solches nur seit Moskau auf speciellen Befehl verlassen hatte. Mit ungefähr 1000 Mann unter den Waffen, denn stärker war sein einst so treffliches Armeekorps jetzt nicht mehr, sollte der Marschall Ney noch in Rußland stehen. Von der in schneller Progression immer mehr zunehmenden Auflösung des Heeres, konnte man in Wilna täglich, ja selbst stündlich, nur zu viele Beweise sehen. Zu ganzen Schaaren strömten verhungerte, erfrorene, in alle möglichen Lumpen und Fetzen gegen die Kälte eingehüllte Personen, die einst stolze Generäle, sieggewöhnte Officiere, schlachtenabgehärtete Soldaten gewesen waren, in die Thore. Jeder Unterschied des Grades hatte in diesen Haufen aufgehört, der Oberst bettelte bei seinem Tambour um ein Stücklein Brod, und wurde von diesem spöttisch abgewiesen und ein Trainsoldat stieß rücksichtslos einen General zur Seite, wenn solcher ihm den Weg versperren wollte. Nur Speise für den nagenden Hunger und Wärme für den erfrorenen Körper wollten diese Unglücklichen, alles Uebrige war ihnen vollständig gleichgültig. Keine Meute hungriger Jagdhunde kann

sich gieriger auf den Fraß stürzen, als diese Menschen auf die warme Suppe von Grütze, Speck und Salz, welche an mehreren Orten jetzt in Wilna für die Ankommenden bereit gehalten wurde. Selbst altverdiente Officiere drängten und stießen sich fort und drohten sich mit den Fäusten, um nur bei solcher Vertheilung einen vorderen Platz zu bekommen, damit sie desto schneller ihren Feldkessel mit dieser Suppe gefüllt erhielten. Auf den Marktplätzen und in den Kirchen und Klöstern, wurden Tag und Nacht große helllodernde Feuer unterhalten, um welche dann Hunderte von Officieren und Soldaten, alle bunt durch einander, sich lagerten, ihre erfrorenen Körper wenigstens etwas durchwärmen zu lassen. Und welche Ernte hielt der Tod jetzt, wie lag es überall voll von Leichen und Sterbenden, und zu hohen Haufen wurden vor den Hospitälern die hart gefrorenen Körper der Todten täglich aufgeschichtet, da sie in dem Schnee und Eis nicht begraben werden konnten. Es waren ganz entsetzliche Zustände in Wilna und der Schrecken und das Grausen eines solchen Krieges zeigte sich mir in seiner ganzen Schaurigkeit dabei wieder so recht.

Am 8. December ertheilte mir der Gouverneur Maret den Befehl, einen Transport von 50 litthauischen Bauerwägen, welche mit Speck, Grütze und Mehl beladen waren, dem Marschall Ney nach Smorgony entgegenzubringen. An 80 unberittene Kavalleristen, größtentheils Neapolitaner und 20 Armee-

gensdarmen, welche vor wenigen Tagen erst aus Königsberg in Wilna angekommen, bildeten meine Bedeckungsmannschaft. Es war dies ein Kommando von der größten Gefahr und Verantwortlichkeit und doch verbot mir die Pflicht der Ehre, solches unter irgend einem Vorwande abzulehnen, wie ich dies wohl leicht gekonnt hätte.

Bei einer sehr starken Kälte marschirten wir ab, und obgleich meine Leute sich mit allen möglichen Kleidungsstücken, welcher sie nur habhaft werden konnten, gegen die Kälte vermummt hatten, daß sie eher Vagabunden wie Soldaten glichen, litten sie doch gewaltig von der Kälte. Besonders die armen Teufel von Neapolitanern, froren so, daß sie wirklich einen tragikomischen Anblick gewährten. Die beiden neuen neapolitanischen Kavallerie-Regimenter wurden übrigens in Zeit von wenigen Wochen fast vollständig aufgerieben, ohne vor den Feind zu kommen, so vernichtend wirkten Kälte und Noth auf sie.

Es war ungemein schwierig meinen Transport ungefährdet durch die Haufen der hungrigen Soldaten, die uns entgegenströmten, durchzubringen. Wiederholt hieben meine Gensdarmen scharf ein, da die verhungerten Menschen sich mit Gewalt der Wägen zu bemächtigen suchten. Selbst gegen höhere Officiere, welche plündern wollten, mußten die Gensdarmen Gewalt anwenden, um sie von den Wägen fortzubringen, denn wie gesagt, jeder Unterschied des Ranges hatte bei diesen Nachzüglern längst aufgehört.

So gelangte ich mit vielem Aufenthalt und großer Schwierigkeit bis Rukoni, einem ganz zerstörten Flecken, einige Stunden von Wilna. Hier stand der bairische General Wrede mit 4—5000 Mann bairischer Truppen, welche noch in leidlicher Ordnung waren und auch noch einige bespannte Geschütze bei sich führten. Trotz alles Widerstandes wurden mir hier die Hälfte meiner Wägen mit Gewalt fortgenommen und die Pferde vor die Kanonen gespannt, und ich konnte die übrigen Wägen nur dadurch retten, daß ich meine Leute ein Carré darum bilden ließ. Es hatte nun einmal alle Zucht und Ordnung im Heere aufgehört und Jeder that so ziemlich was er wollte.

Es fand übrigens bald nach meiner Ankunft hier ein ziemlich lebhaftes Gefecht statt, die Russen griffen mit Macht an, wurden aber von den Baiern entschieden zurückgeworfen. Am Abend kamen auch ungefähr 1200 Mann Franzosen vom Ney'schen Korps, welche noch in etwas zusammenhängender Ordnung marschirten, mit dem Marschall Ney an der Spitze, anmarschirt und diesem übergab ich meinen Transport. Die Lebensmittel wurden mit der größten Begierde empfangen und die halbverhungerten Officiere und Soldaten, versäumten nicht, sich sogleich eine Suppe zu kochen, die sie schon so lange hatten entbehren müssen. Den Marschall, welcher sich bei diesem furchtbaren Rückzug durch seine große Energie und den kaltblütigen Muth selbst in den schwierigsten Verhältnissen so ungemein ausgezeichnet hatte, fand ich in

den 8 Wochen, seit ich ihn nicht gesehen, um ebenso viele Jahre gealtert. Ich schloß mich nun seinem Gefolge an, welches aus sehr zahlreichen Officieren aller Grade und Waffengattungen bestand, die aber alle zu Fuß gingen, oft die abenteuerlichsten Kostüme trugen, und Jeder ein Gewehr in der Hand hatte. Wir bivouakirten diese Nacht bei einer Kälte, daß einem wirklich das Mark in den Knochen frieren konnte, in einem fast zerstörten Schuppen in Rukoni.

Am 9. December griffen uns die Russen abermals ziemlich lebhaft mit ihrer leichten Kavallerie an, wurden aber durch einige Salven mit den Geschützen, sehr bald zurückgeworfen, und beunruhigten unseren Rückmarsch nicht weiter, so daß wir am Nachmittag wieder in Wilna anlangten. Glücklicher Weise fand ich hier meinen Wagen noch vor und zwar in unversehrtem Zustand.

Wir erfuhren, daß der Kaiser Napoleon die Armee verlassen und den eiligen Rückweg nach Frankreich angetreten habe. Die Entrüstung der meisten Officiere und Soldaten über diese That des Kaisers, war sehr groß und es gab kein Schimpfwort, mit dem er nicht überhäuft wurde. Die Indisciplin war schon so groß, daß Schimpfworte und aufrührerische Reden gegen den Kaiser, nicht verhindert werden konnten, und Worte, welche wenige Monate zuvor noch ohne Weiteres mit der Kugel vor den Kopf bestraft wären, jetzt ganz straflos gesprochen werden durften.

Es hieß erst, daß wir Wilna noch vertheidigen

sollten und ich erhielt spät am Abend des 9. December den Befehl vor dem Minsker Schlage eine große Barrikade errichten zu lassen, was aber aus Mangel an Material und Arbeitern unterblieb.

Wir marschirten am 10. December Morgens 9 Uhr ab, um nach Kowno zu gelangen. Herzzerreißend war der Jammer der vielen tausend Kranken und Verwundeten, welche wir in Wilna zurücklassen mußten und die nun in russische Gefangenschaft fielen. Es half nichts, man durfte hier kein Mitleid fühlen, sondern mußte ein Herz von Stein haben, denn es war unmöglich sie zu retten. Gleich hinter der Stadt war eine sehr steile Anhöhe, welche mit glattgefrorenem Schnee bedeckt, für die meisten Fuhrwerke ein unpassirbares Hinderniß bildete. Hundert von Wagen aller Art, Munitionskarren, Geschütze, todte oder sich im letzten Todeskampf wälzende Pferde, bedeckten den Boden und versperrten den Weg. Ich sah bald ein, daß ich hier mit meinem Schlitten nicht weiter kommen würde und war deshalb schnell entschlossen solchen im Stich zu lassen. Meinem Gregor schenkte ich einige Napoleonsd'or und entließ ihn. Der treue Mensch, den ich stets gut behandelt hatte, weinte bitterlich beim Abschied und küßte mir nach russischer Sitte, wiederholt den Mantel. Ahnten wir damals doch Beide nicht, daß wir uns schon nach 2 Jahren wiedersehen würden. Meine beiden kleinen Rößlein spannte ich jetzt aus, und gab das eine einem alten Oberst der Garde-Grenadiere, der den einen Fuß erfroren

hatte und deßhalb nicht recht gehen konnte. Es war dies noch ein alter Bekannter von mir vom Feldzug von 1796, wo er als Lieutenant in der Schlacht bei Rivoli sich so sehr ausgezeichnet hatte, daß Napoleon ihn sogleich zum Capitain beförderte. Mein anderes Roß schenkte ich einer armen französischen Officiersfrau, einer geborenen Spanierin. Sie war ihrem Manne, einem Capitain in der Division Pinto, auf seinem Marsche von Andalusien bis an den Niemen gefolgt, als sein Regiment im Juni in Rußland einmarschirte. Da auf des Kaisers strengen aber sehr vernünftigen Befehl, keine einzige verheirathete Frau ihren Mann nach Rußland begleiten durfte, so hatte sie zurückbleiben müssen und die ganze Zeit in Königsberg gelebt. Der Capitain war — ich glaube an der Moskwa, schwer verwundet worden, hatte sich bis nach Wilna zurückgeschleppt und dorthin seine Frau zu seiner Pflege kommen lassen. Nach vielen Leiden war er vor einigen Tagen gestorben und die arme junge Frau, so recht der Typus einer spanischen Schönheit, stand ganz einsam und verlassen mitten zwischen den grausigen Schrecken dieses entsetzlichen Rückzuges. Sie hatte sich uns bei unserem Abmarsch aus Wilna angeschlossen und schleppte sich nun matt und elend, ein Bild des äußersten Schmerzes und Jammers, neben unseren Soldaten in dem tiefen Schnee fort. Es war vorauszusehen, daß sie der ungewohnten Anstrengung des Marschirens schon in den nächsten Stunden erliegen und dem Tod anheimfallen würde.

Mir war dies zu schmerzlich, zumal ihr verstorbener Mann mein guter Kamerad gewesen, der mir bei der Belagerung von Badajoz, einen gewichtigen Dienst geleistet hatte. So gab ich denn der armen Wittwe mein zweites Pferd, hüllte sie möglichst in einen Pelzmantel ein und ließ sie dann neben dem alten Obersten reiten, damit der ihr erforderlichen Falls einigen Schutz gewähren konnte. Ueber den Niemen ist dies Paar auch glücklich gekommen, später verlor ich Beide aus den Augen und ihr ferneres Schicksal blieb mir unbekannt. Ich belud mich aus dem zurückgelassenen Schlitten nun noch mit möglichst vielen Lebensmitteln und schloß mich dann der Artillerie an. Wir nahmen aus Wilna noch einige bespannte Geschütze mit, welche zur Division Loison gehört hatten und die uns jetzt die besten Dienste gegen die nachziehenden Kosacken leisteten.

Ein stolzes Beispiel des Muthes und der Standhaftigkeit zeigte jetzt der Marschall Ney. Er marschirte gewöhnlich zu Fuß wie ein einfacher Grenadier und hatte seinen Platz fast stets bei der äußersten Nachhut, wo die Gefahr am größten war. Mochten Kälte und Ungemach auch noch so heftig wirken, der Marschall Ney verlor seine kaltblütige Ruhe keinen Augenblick. Er hatte für die mißmuthigen und verzagenden Soldaten stets ein Wort des Scherzes oder einen Ausdruck aufrichtiger Theilnahme, und wußte durch solch kleine Aeußerungen den moralischen Zustand von Tausenden wieder emporzuheben, soweit dies überhaupt

jetzt möglich war. Dabei konnte er sich aber auch als Marschall von Frankreich in seiner vollen Bedeutung zeigen und selbst vornehme Divisions-Generäle erhielten von ihm die schärfsten Verweise, wenn er glaubte, sie hätten solche mit Recht verdient. Es hat mir stets großen Schmerz verursacht, daß gerade ein Mann, wie der Marschall Ney, den Tod durch das Kriegsgericht erleiden und seine Brust den Kugeln der französischen Soldaten, welche er so viel hundertmal zu den glänzendsten Siegen geführt hatte, darbieten mußte. Und doch hatte er diesen Tod verdient, und ich selbst hatte in dem Kriegsgericht auch entschieden dafür gestimmt; denn der Marschall leistete aus freien Stücken dem König Ludwig dem XVIII. den Eid der Treue, und brach solchen auf die frivolste Weise, indem er wieder zu Napoleon überging und durch sein Beispiel Tausende von Soldaten bewog ein Gleiches zu thun. Es ist eine eigenthümliche, und dabei recht traurige Thatsache, daß man bei vornehmen Franzosen so häufig die größte persönliche Liebenswürdigkeit, die glänzendste Tapferkeit und die hervorragendste militärische Tüchtigkeit mit der kläglichsten politischen Charakterlosigkeit, der lächerlichsten Eitelkeit und der häßlichsten Undankbarkeit verbunden findet.

Wir schlugen am 10. December noch wiederholte Angriffe der Kosacken zurück, und wußten diese stets in angemessener Entfernung zu halten. Die Nacht bivouakirten wir im heftigen Schneegestöber mitten

in einem großen Nadelholzwald. Es war ein sehr trauriges Bivouak, welches Hunderten von braven Männern, die sich bis hieher noch mühsam durchgeschleppt hatten, das Leben kostete. Nur mit Mühe war es uns gelungen bei dem Sturm und Schneetreiben große Feuer anzuzünden, welche eigentlich mehr Qualm und Rauch, wie Wärme verbreiteten. Eng an einander gedrängt lagen und hockten wir um die Feuer herum und die Mehrzahl von uns befand sich in jenem Zustand stumpfer Apathie, welcher bei einer Reihe unausgesetzter Entbehrungen und Anstrengungen, häufig selbst die kräftigsten und muthigsten Soldaten befällt. Glücklicher Weise hatten wir übrigens Speck, Brod und Branntwein in genügender Menge, so daß wir wenigstens nicht zu hungern brauchten. Mitten in der Nacht traf ich den Marschall Ney, der von einem Adjutanten begleitet, persönlich die Vorposten inspicirte, welche wir ausgestellt hatten um vor einem etwaigen feindlichen Angriff geschützt zu sein. Diese Sorgfalt war auch dringend nothwendig, da Manche dieser Vorposten entweder aus äußerster Ermattung eingeschlafen waren, mitunter auch schon den Tod des Erfrierens gefunden hatten. Ich schloß mich ihm auf seine Aufforderung an, und wir wanderten wohl eine Stunde umher, dabei verschiedene militärische Gespräche führend. Er war von sehr trüben Ahnungen erfüllt und prophezeite, daß dies unglückliche Ende des Krieges in Rußland, der Anfang von dem Sturz des Kaisers Napoleon sein

würde. „Der Kaiser ist nirgends geliebt, sondern überall bitter gehaßt, und sehr gefürchtet. Diese Furcht wird aber von der Stunde an schwinden, wo er nicht mehr über das stärkste und beste Heer der Welt zu gebieten vermag. Alle unsere vielen Feinde, die Spanier, Engländer, Holländer, Italiener, Russen, Oesterreicher und vor Allem gar diese Preußen, welche uns am Bittersten hassen und auch unläugbar den meisten Grund dazu haben, werden bald mit vereinten Kräften uns angreifen und das geschwächte Frankreich, welches jetzt hier in den russischen Eiswüsten den Kern seiner Truppen verlor, wird nicht Kraft genug besitzen, um auf die Länge solchen vereinten Angriffen Widerstand zu leisten. Nun immerhin, muthlos wollen wir deshalb nicht werden und sicherlich nicht feige untergehen, sondern unseren Feinden vorher noch gehörig die Zähne zeigen." So sprach der Marschall Ney zu mir in der Nacht vom 10. auf den 11. December 1812 in jenem eisigen Bivouak unweit Wilna.

Am nächsten Morgen brachen wir wieder auf, nachdem wir wohl an 100 Todte zurückgelassen hatten. Die Kosacken folgten uns wohl aus der Ferne und tödteten oder nahmen alle unsere Nachzügler gefangen, wagten uns aber nicht anzugreifen, da sie unsere Kanonen fürchteten. Es ist ganz eigenthümlich, welche Furcht alle Kosacken vor dem Kanonenfeuer hatten, und wie schwer sie in solches hineinzubringen waren. Unser heutiger Marsch glich dem gestrigen, nur daß

er noch mehr Opfer der Kälte und Erschöpfung kostete. Wir bivouakirten abermals im Freien, hatten es aber besser, weil wir größere und hellbrennende Feuer anzünden konnten, da der Sturm und das Schneegestöber mehr nachgelassen hatten. Die junge Wittwe saß diese Nacht am Bivouakfeuer an meiner Seite, vor Erschöpfung ganz matt, ihren Kopf auf meine Schulter legend. Da ich noch Brod besaß, kochte ich eine Brodsuppe, goß etwas Branntwein hinein und erquickte dadurch die arme Frau ungemein. Auch das Pferd, welches ich ihr gegeben hatte, und welches so verhungert und matt war, daß es kaum noch gehen konnte, fütterte ich mit Brod, damit es wenigstens Kräfte behielt um seine leichte Last über den Niemen zu tragen.

Am Vormittag des 13. Decembers erreichten wir Kowno, die letzte russische Grenzstadt am Niemen. Das ganze Armeekorps des Marschalls Ney bestand noch aus circa 11—1200 Combattanten und ungefähr der gleichen Zahl von Nachzüglern; alles Uebrige war todt oder von den Russen gefangen.

Der König Mürat, der jetzt den Oberfehl über das Heer führte, hatte dem Marschall Ney den Befehl hinterlassen, Kowno wo möglich einige Tage zu vertheidigen. Doch war dies aus Mangel an Kämpfern ganz unausführbar. Es herrschte eine grausige Wirthschaft in Kowno, die aller Disciplin entblößten Soldaten hatten die Magazine geplündert, leider dort noch vielen Branntwein gefunden und lagen nun

zum Theil sinnlos betrunken, in den Straßen umher, wo sie bald Alle dem Tode zur Beute fielen. Dabei waren Feuersbrünste an mehreren Stellen entstanden und der Sturmwind trieb die Flammen weit über die Stadt. Jetzt griffen die Russen unter dem General Platow uns an, und einige Kosacken-Batterien fuhren auf den Höhen auf, um ihr Feuer zu eröffnen. Es schien Alles verloren zu sein, nur die unerschütterliche Energie des Marschalls Ney vermochte hier Rettung zu bringen.

Der Marschall ließ Allarm schlagen und sammelte Alles um sich was an Officieren und Soldaten, welche noch die Waffen tragen konnten oder wollten, in Kowno vorhanden war. Ich schloß mich dem Haufen an, und nahm das Gewehr und die Patrontasche eines jungen italienischen Soldaten, der betrunken oder vor Kälte erstarrt, auf der Straße lag. So stürmten wir gegen die Höhen vor, auf welcher die Kosacken ihre Batterien errichtet hatten. Unser Häuflein mochte wohl 600 Mann stark sein, von denen mindestens die Hälfte aus Officieren aller Grade und Waffengattungen bestand. Die Kosacken feuerten eine Salve aus ihren Kanonen ab, deren Kugeln aber hoch über unsere Köpfe hinweg fliegend, keinen Schaden anrichteten, und fuhren dann in Eile ab, so daß wir hier wenigstens für den Augenblick der Feinde entledigt waren.

In der Nacht traten wir nun den Rückzug über den Niemen an. Der Marschall Ney war wieder

der Letzte und unermüdlich thätig noch so viele Nachzügler und zerstreute Soldaten als möglich zu sammeln, und so glückte es auch manche zu retten, obgleich freilich viele in Kowno zurückblieben.

Ich hatte den Befehl noch in der Stadt zu bleiben, um die Anzündung der Magazine, damit solche nicht in die Gewalt der Feinde fallen sollten, besorgen zu helfen. Es war dies ein ungemein gefährlicher Auftrag, bei dessen Ausführung wir leicht in russische Gefangenschaft gerathen konnten. Es gelang uns mehrere Magazine, welche große Quantitäten Branntwein enthielten, anzuzünden, so daß eine furchtbare Feuersbrunst entstand. Beim Schein derselben, wodurch die ganze Gegend fast taghell erleuchtet wurde, ging ich um 3 Uhr Nachts in Begleitung von ungefähr einem Dutzend Officieren, über den Niemen. Wir erreichten glücklich das preußische Ufer und waren nun vor den feindlichen Angriffen gerettet, da die Russen Befehl erhalten hatten, vorläufig wenigstens, den Fluß nicht zu überschreiten, sondern an demselben Halt zu machen. So endigte dieser Feldzug nach Rußland im Jahr 1812, unbedingt die schwerste, gefährlichste und unangenehmste Zeit, welche ich in meinem vielbewegten Leben durchzumachen gehabt. Zwar hatte ich für meine eigene Person Glück dabei und erduldete auch nicht so vieles wie gar Manche meiner Kameraden, aber das traurige Schauspiel der Auflösung unseres Heeres, welches ich wochenlang vor Augen hatte, und der Schmerz über den schmäh-

lichen Untergang so vieler Freunde und alter Kameraden, hatte mich tief erschüttert. Meine körperliche Kraft und geistige Frische, war seit diesem unglücklichen Feldzug in Rußland, wesentlich erschüttert und ich konnte das nicht mehr leisten, was ich bis dahin vermocht, dies fühlte ich nur zu sehr. Meine Haare waren in diesen 6 Monaten ergrauet, und ich erschrak über mein Aussehen, als ich mich zuerst wieder in einem Spiegel erblickte. Und doch stand ich den Jahren nach eigentlich noch in meiner vollen Manneskraft.

Drittes Kapitel.

Ankunft in Königsberg und Pflege daselbst. Abschied vom Marschall Ney. Befehl mich nach Danzig zu begeben. Die Verhältnisse in der Festung Danzig und der General Rapp. Der Anfang der Belagerung durch die Russen. Verschiedene kleine Gefechte. Der Waffenstillstand. Wiedereröffnung der Feindseligkeiten. Heftige Kämpfe. Erfolgreiches Bombardement der Russen im September und October. Meine Gefangennahme in einem Außenwerk.

Auf dem preußischen Gebiet angekommen und somit vorläufig wenigstens vor der feindlichen Verfolgung geschützt, eilte ich mit meinen Gefährten in das nächste Dorf. Zwar fanden wir solches von französischen Officieren und Soldaten auch schon überfüllt, allein es glückte uns doch noch in einem Bauernhause für gute Worte und vieles Geld, eine warme Suppe zu erhalten. Pferde und Wagen waren aber selbst für Gold dort nicht zu bekommen und so machten wir uns denn wieder zu Fuß auf und wanderten den Weg nach Gumbinnen. Zwar war es noch eisig kalt und tiefer Schnee bedeckte Felder und Wege, aber doch kam es uns Allen vor, als befänden wir uns in einem südlichen Klima, seit wir den Niemen passirt

hatten. In Gumbinnen blieb ich die Nacht und schlief zuerst nach langen Monaten wieder in einem Bett. Während der ganzen Zeit, daß ich in Rußland war, hatte ich niemals in einem solchen noch im Zimmer, sondern stets in meinem Wagen oder am Bivouakfeuer geschlafen, und war es mir ordentlich ungewohnt mich der Oberkleider zu entledigen, in dem Bette zu liegen und auch an einem gedeckten Tisch von Tellern und mit Messer und Gabel zu essen. Gumbinnen war übrigens auch mit Nachzüglern und zersprengten Truppen überfüllt und bot geringe Bequemlichkeiten, obgleich uns freilich die Ausstattung einer ordinären Schenkstube, wie ein fürstlicher Luxus vorkam. Da ich Geld nicht zu sparen brauchte, denn ich hatte mir seit 1806, ungefähr 900 Napoleonsd'or zurückgelegt, welche mein einziges Vermögen bildeten, und die ich in einen breiten Ledergurt eingenäht, um den bloßen Leib trug, — so miethete ich um hohen Preis in Gumbinnen einen elenden Leiterwagen, der mich mit noch zwei anderen Officieren nach Königsberg fuhr. In dicke Heusäcke verpackt, lagen wir drei auf diesem Wagen ganz erträglich und kamen am 16. December glücklich in Königsberg an. Hier bezog ich mit einem Kameraden ein kleines Stübchen in einem Gasthofe zweiten Ranges und wir suchten uns nun etwas zu civilisiren. Der Gebrauch eines warmen Bades, um die dicke Schmutzkruste von meinem Körper abzuwaschen, und das Anziehen frischer Wäsche, was seit Moskau

nicht mehr geschehen war, gewährte mir einen unbeschreiblichen Genuß. Auch ließ ich mir den Bart und die Haare schneiden, — kaufte mir Stiefeln und aus dem Nachlaß eines französischen Obersten, der seit Monaten in Königsberg krank gelegen hatte und jetzt gestorben war, einen Theil seiner Uniform. So konnte ich meine bisherige Pelzkleidung und die Fetzen meiner früheren Uniform, was Alles von Schmutz starrte, und mit Ungeziefer nur zu sehr übersäet war, fortwerfen. Ich kam mir wirklich wie neugeboren vor, als ich in frischer ordentlicher Kleidung ausgehen konnte. Der Genuß in einem warmen Bette so lange ich wollte schlafen zu können, mich in geheizter Stube an- und auszuziehen und an wohlbesetzter Gasttafel zu essen und eine Flasche Wein zu trinken, das alles war wirklich köstlich. Freilich dies materielle Wohlleben, in welchem ich einige Tage schwelgte, konnte den tiefen Seelenschmerz nicht ausgleichen, den ich empfand, als ich das Schicksal unseres Heeres immer mehr und mehr erfuhr. So lange ich auf dem Rückzug in Rußland gewesen war, und täglich, ja selbst stündlich meine ganze Energie zusammennehmen mußte, um nicht zu unterliegen und meine Pflicht zu erfüllen, hatte ich mich eigentlich nur um das, was unmittelbar um mich vorging, gekümmert und den Ueberblick über das Ganze verloren, jetzt aber hier in der Ruhe zu Königsberg, erfuhr ich das Unglück des Heeres in seiner vollen schaurigen Größe. Unaufhörlich strömten neue Unglücksbotschaften uns zu und ich scheute mich

förmlich nach dem Schicksal der einzelnen Regimenter, Brigaden, Divisionen und Korps zu fragen, da ja doch die stereotype Antwort lautete: „gänzlich vernichtet, aufgelöst und untergegangen." Es war viel, viel Leid, jetzt unter uns französischen Officieren in Königsberg, und manches stolze Soldatenauge, welches bisher die Thränen nicht gekannt hatte, weinte jetzt gar bitterlich. Daß die deutsche Bevölkerung sich über die Vernichtung der französischen Armee freute, war natürlich, allein uns Officieren, die wir seit 18 Jahren die französischen Adler auf allen ihren Siegeszügen begleiteten, mußte ihr jetziger Untergang gar tiefen Schmerz bereiten.

Hier in Königsberg nahm ich Abschied vom Marschall Ney, der nur auf kurze Zeit in der Stadt weilte, um sich mündliche Befehle vom König Mürat zu holen. Der Marschall war tief bewegt, das ganze Unglück des Heeres lastete schwer auf seiner Seele. „Wo sind meine tapferen Regimenter, die mich niemals im Stich ließen und die ich so oft zum Siege führte" sagte er. Eine ganze Brigade konnte nämlich in einer einzigen Scheune einquartiert werden und hatte hinlänglichen Platz darin. „Wie gerne wollte ich meinen Marschallsstab zerbrechen, auf meinen Fürstenrang verzichten und als Michael Ney in die erste beste Voltigeur-Kompagnie wieder eintreten, das Gewehr zur Hand und den Tornister auf den Rücken nehmen, könnte ich nur meine alten Kameraden wieder dadurch zum Leben erwecken." Beim Abschied reichte er mir

noch die Hand und sprach: „Leben Sie wohl, Commandant — ich werde mich freuen, führt uns das Schicksal wieder zusammen und kommen Sie gar noch einmal unter meinen Befehl. Wir haben in Rußland viel Schweres mit einander durchgemacht und können uns Beide das Zeugniß geben, unsere Schuldigkeit nach besten Kräften gethan zu haben."

Ich empfing jetzt in Königsberg den Befehl mich unverzüglich nach Danzig zu begeben und bei dem dortigen Kommandanten zu melden. Es war leicht möglich, daß die Russen in Preußen eindringen und Danzig belagern würden und so war die eiligste Verstärkung der dortigen Werke dringend geboten. Mit noch 4 anderen Artillerie- und Genie-Officieren, welche ebenfalls in Danzig bleiben sollten, nahm ich einen Wagen und traf am 1. Januar 1813 in dieser wichtigen Festung ein. Ein ereignißvolles Jahr lag wieder hinter mir.

Ein ungemein reges militärisches Leben und Treiben herrschte in der alterthümlichen Stadt und ihre engen Straßen waren oft so mit Soldaten der verschiedensten Waffengattungen angefüllt, daß man nur mit Mühe sich einen Weg bahnen konnte. Viele Ueberreste unserer in Rußland aufgelösten Armee, hatten sich nach Danzig geflüchtet, und an einzelnen Officieren aller möglichen Korps fehlte es auch nicht. Da man nach dem Abfall des preußischen Generals York vom Kaiser Napoleon, sehr bald ein russisches Heer vor Danzig erwarten konnte, war die Verstärkung aller Befestigungen von der größten Wichtigkeit und man

durfte keine Stunde mit dem Beginn dieser Arbeiten zögern. So erhielt ich denn schon am Tage meiner Ankunft den Befehl mich auf die sogenannte „Holminsel“ zu begeben, dort eine Wohnung zu nehmen und die Aufsicht über die daselbst anzulegenden Arbeiten zu führen. Diese Insel wurde jetzt mit Wällen, Gräben und Pfählen stark befestigt und durch eine Schiffsbrücke mit dem großen und starken „Fort Napoleon“ auf dem rechten Weichselufer verbunden. Von hier aus erstreckte sich die große und starke Schanze d'Hautpoul, und verlieh der Anlage eine bedeutende Wichtigkeit. So lange diese sehr zusammenhängende Reihe von Befestigungen nicht genommen war, hielt es für eine feindliche Kriegsflotte unmöglich, sich auf der Weichsel der Stadt zu nähern und so an der Belagerung theilzunehmen. Als Gouverneur von Danzig hatte der Kaiser Napoleon den General Rapp ernannt und schon diese Wahl bewies, welche Wichtigkeit er dem Besitz dieser Festung beilegte.

Der General Rapp war nicht allein einer der körperlich stattlichsten und kriegerisch aussehendsten, sondern dabei auch liebenswürdigsten und muthigsten höheren Generäle des französischen Heeres. Er war ungemein bei allen Officieren und Soldaten beliebt, besaß eine seltene Gabe mit Personen aller Stände ungezwungen zu verkehren, ohne seinem Range im Mindesten etwas zu vergeben und verstand dabei auch der Einwohnerschaft von Danzig die vielen Leiden der Belagerung nicht drückender zu machen, wie dies

unumgänglich nothwendig. Daß freilich die Stadt ganz ungeheuer litt und ihre sämmtlichen Bewohner oft die größten Opfer bringen und die härtesten Entbehrungen tragen mußten, war ein unvermeidliches Uebel. Die Bewohner einer belagerten Festung haben stets ein schweres Loos und mag der Kommandant auch noch so menschenfreundlich sein, so kann er doch die härtesten Maßregeln nicht vermeiden, wenn er seine Pflicht, den ihm anvertrauten Platz so lange als nur irgend möglich, zu vertheidigen, in ihrem vollen Umfange erfüllen will. Dies Bestreben, die Festung zu vertheidigen, ist aber die erste Pflicht jedes Kommandanten; die Sorge für das Wohl der Einwohner muß erst die zweite Stelle einnehmen. Aus diesem Grunde würde ich als Civilist es auch stets sorgsam vermeiden, wenn irgend möglich in einer Festung meinen Wohnsitz zu nehmen und besonders in einem Kriege die unbedeutendste Landstadt, der größten und stärksten Festung vorziehen. Da ich persönlich an der Belagerung oder Vertheidigung der Festungen Mantua, Alexandrien, Jaffa, St. Jean d'Acre, der Citadelle von Port-au-Prince, Gaeta, Badajoz, Gerona, Hostalrich, Valencia und Danzig theilgenommen habe, glaube ich, daß ich ein genügendes Urtheil über Alles was den Festungskrieg betrifft, mir aneignen konnte.

In Danzig sah es in den ersten Tagen des Januars, noch sehr unordentlich aus und es mußte Vieles geschehen, um die Festung in einen vertheidi-

gungsfähigen Zustand zu versetzen. Das Armeekorps des Marschalls Macdonald, welches im Verein mit den preußischen Truppen unter dem General York, in Rußland gefochten hatte, war hier einmarschirt und die meisten Regimenter desselben, sollten fernerhin die Garnison bilden. Im Vergleich mit den übrigen französischen Truppen, welche aus Rußland zurückkehrten, hatte das Macdonald'sche Korps freilich nur wenig gelitten, doch hatten die bösen Einflüsse dieses unheilvollen russischen Krieges, sich auch hier genugsam geltend gemacht, die Truppen waren theilweise sehr demoralisirt und litten vielfach an Krankheiten, deren Keim sie mit hieher brachten. Es herrschte damals im ganzen Macdonald'schen Korps, eine große Erbitterung über den preußischen General York und dessen bekannte Konvention von Tauroggen mit den Russen. Da der General York ein Preuße war und alle Preußen nur zu vielen Grund hatten den Kaiser Napoleon und dessen Heer auf das Bitterste zu hassen, so kann man es ihm auch nicht verdenken, daß er die erste günstige Gelegenheit benutzte, um sich von dem ihm gewaltsam aufgedrungenen französischen Bündniß zu befreien und auf Seite der Russen, welche er mit Recht als die Befreier Deutschlands ansah, zu treten. Freilich vom rein militärischen Standpunkt aus betrachtet, kann man den heimlichen Uebertritt York's nur entschieden mißbilligen und muß ihn des Verraths, wie auch des offenen Ungehorsams gegen die Befehle seines Königs beschuldigen; er wagte bei seinem Uebertritt

seinen Kopf und wäre er jemals in die Gewalt des Kaisers Napoleon gefallen, so würde dieser ihn ohne Weiteres haben erschießen lassen. —

Als Garnison blieben jetzt in Danzig, die drei Divisionen Grandjean, Heudelet und Bachelu, außerdem noch sehr zusammengeschmolzene polnische, bairische und sächsische Regimenter, welche in Rußland gewesen waren. Ihre Stärke auf dem Papier, betrug über 33,000 Mann, doch waren höchstens an 22—24,000 Mann hiervon dienstfähig, die Uebrigen lagen krank im Quartier oder in den Lazarethen. Die Artillerie war sehr zahlreich und mit hinreichender Munition versehen. An Genietruppen herrschte für die große Festung mit ihren sehr ausgedehnten Außenwerken, ein entschiedener Mangel und wurden alle einzelnen aus Rußland heimkehrenden Geniesoldaten zurückbehalten, um aus ihnen und vielen Soldaten aller möglichen Korps, welche zersprengt hier anlangten, neue Genie-Kompagnien zu bilden, welche auch gute Dienste leisteten. Der General Rapp und unter ihm besonders auch der Chef seines Generalstabs, General d'Hericout, ein sehr energischer Mann, waren unermüdlich thätig alle Hülfsmittel, welche für die Vertheidigung von Danzig dienen konnten, zu vermehren und ihre Anstrengungen wurden von dem besten Erfolg begleitet. So gewann bald Alles hier ein ordentliches Aussehen und Ende Januar war die Festung in jeder Hinsicht weit stärker und selbst für die hartnäckigste Belagerung vorbereiteter, wie dies

noch im Anfang des Monats der Fall gewesen. Was die Energie eines tüchtigen Kommandanten in dieser Hinsicht vermag, ließ sich hier wieder so recht beobachten.

Ende Januar langten die ersten russischen Truppen vor Danzig an. Es waren dies jedoch nur größtentheils Kosacken und andere leichte Regimenter, unter dem General Platow, welche die Festung wohl cerniren, jedoch nicht belagern konnten. Es ward durch dies feindliche Cernirungskorps jedoch die Zufuhr von Lebensmitteln und der Eintritt einzelner versprengter französischer Officiere und Soldaten verhindert, welcher bisher noch stets erfolgte. Obgleich der starke Frost unsere Befestigungsarbeiten sehr erschwerte, so waren wir doch äußerst thätig und thauten manchmal die gefrorene Erde durch große angezündete Feuer auf, um besser arbeiten zu können. Voraussichtlich hatte Danzig sehr bald eine starke Belagerung auszuhalten, und da war es unsere Pflicht, uns nach besten Kräften darauf vorzubereiten. Meine Arbeiter bestanden größtentheils aus Soldaten eines polnischen Infanterie-Regiments, kräftige, willige und anstellige Arbeiter, mit denen ich ungemein zufrieden war, wenn sie auch bei weitem nicht die Anstelligkeit und natürliche Geschicklichkeit besaßen, welche die Italiener, die ich in Spanien kommandirte, in so hohem Grade auszeichnete. Da hier bei Danzig keine Felsen, sondern nur weicher Erdboden, hatten wir freilich keine Sprengarbeiten zu verrichten, sondern die Leute mußten mit dem Gräber

und der Karre arbeiten. Sehr behaglich war mir das kleine freundliche Quartier mit der breiten Gardinenbettstelle, und dem reinlichen mit weißem Sand bestreuten Bretterfußboden, welches ich im Hause eines früheren Schiffscapitains erhalten hatte. In wie langen Jahren hatte ich kein behagliches Quartier mehr bewohnt, denn wenn ich in Spanien und Italien auch häufig in den prächtigsten Palästen hauste, so trugen solche doch stets die Spuren des Verfalls, und Unordnung und Schmutz aller Art herrschten in ihnen. Und in diesem kleinen Häuschen war Alles so reinlich und behaglich, Alles hatte seinen bestimmten Platz, und die gute alte Hausfrau mit der langen Schooßjacke und der niederen Mütze mit dem weißen breiten Strich von gebrannter Leinwand, hatte stets das Wischtuch und den Besen zur Hand um jeden etwaigen Schmutzfleck sogleich wieder zu vertilgen. Der Hauswirth, ein echter, alter, knorriger, deutscher Seemann, machte kein Hehl daraus, daß er uns Franzosen alle zehntausend Klafter tief in die Erde verwünschte — was ich ihm von seinem Standpunkt aus, auch gar nicht verargen konnte, — und wir nur zum Unglück und Ruin von Danzig hier erschienen wären; da ich jedoch stets höflich gegen ihn war, sehr geringe Ansprüche machte und alle meine Bedürfnisse baar bezahlte, mochte er mich zuletzt persönlich ganz gern und freute sich, daß gerade ich und kein anderer Officier zu ihm in das Quartier gekommen sei. So verbrachte ich manche dienstfreie Abendstunde in dem

kleinen Hinterstübchen des alten Ehepaares in traulichen Plaudereien und fühlte mich ungemein heimisch und behaglich daselbst. Der alte Schiffer war früher viel in der Welt umhergefahren und hatte sich den Wind gehörig um die Nase pfeifen lassen, und da ich doch auch schon Manches gehört und gesehen, so fehlte es uns nicht an Stoff zu interessanten Gesprächen. Aus den Erzählungen des Schiffers lernte ich den Seemannsberuf so recht schätzen und achten und bedauerte es oft, daß mich das Schicksal nicht zum Capitain eines tüchtigen deutschen Kauffartheischiffes gemacht hatte, denn ich glaube, ich wäre dort ganz an meinem Platze gewesen. Wir hatten im Anfang der Belagerung, noch genügenden Proviant in der Stadt und besonders wir Officiere bekamen reichliche Portionen von Fleisch, Mehl, Branntwein und Gemüse aus den Magazinen geliefert. Aus diesen Rationen kochte meine alte Wirthin mir recht schmackhafte Gerichte, welche ich in Gesellschaft des Ehepaares, die meine Gäste waren, verzehrte und wozu ein Glas Grog trefflich mundete. So war ich wenig in Gesellschaft der übrigen Officiere, da der Zufall wollte, daß ich ohnehin keine näheren Bekannten von früher, unter ihnen besaß. Es kamen übrigens manche Zwistigkeiten und Reibereien vor, und besonders die deutschen Officiere von den Rheinbundskontingenten, sonderten sich merklich von den französischen ab. Ebenso auch verkehrten die polnischen Officiere fast nur unter sich, und so vorzügliche Soldaten Letztere auch waren, so

betrugen sich Viele von ihnen außer Dienst, doch recht roh und zeigten sich als Menschen ohne Erziehung und Bildung. Besonders liebten sie es sich in Schnaps zu betrinken und dann recht schamlose Orgien mit öffentlichen Dirnen, von denen es in Danzig wimmelte, zu halten. Mein Hauptumgang waren einige französische Artillerie- und Genie-Officiere.

Von der Belagerung merkten wir in den ersten Monaten sehr wenig, da die Russen viel zu schwach waren und auch kein schweres Geschütz besaßen, um eine Festung ersten Ranges wie Danzig, mit der mindesten Aussicht auf Erfolg, belagern zu können. Es kommandirte jetzt der russische General Löwis, und die ganze Stärke seines Korps betrug kaum 15,000 Mann. Zwar wütheten bei uns in Danzig, das Lazarethfieber und der Typhus auf recht grausige Weise und es starben täglich an 80—100 Kranke von der Garnison, doch konnte der General Rapp immer noch 22—23,000 Mann unter die Waffen bringen, da wir auch in der letzten Zeit noch zahlreichen Zufluß erhalten hatten.

Das erste Gefecht hier, an welchem ich persönlich Antheil nahm, war Mitte März. Die Russen hatten ein großes Gehöft unweit Stolzenberg, mit einem Bataillon Infanterie und 2 Geschützen besetzt, und da sie von dort aus unsere Außenwerke belästigen konnten, beschloß der General Rapp ihre Vertreibung. Eine sehr finstere Märznacht, wo der Sturmwind von der Ostsee her gewaltig brauste und der Regen in

Strömen vom Himmel goß, ward zur Ausführung dieses Unternehmens auserwählt, und 1000 Mann vom 5. polnischen Linien-Regiment nebst 100 Genie-Soldaten, über welche ich den Befehl freiwillig übernahm, dazu bestimmt. Unsere Aufgabe sollte sein, das Gebäude in die Luft zu sprengen und niederzubrennen, daher wir Petarden mit uns nahmen.

Gerade als die Mitternachtsstunde schlug, schlichen wir zu einem Ausfallspförtchen hinaus. Es war so dunkel, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte, und es mußte für den Danziger Flurschützen, der uns führte, sehr schwer sein, den richtigen Weg zu finden. Es waren diesem Mann, der ein versoffener, liederlicher Kerl zu sein schien, von dem General Rapp im Fall des Gelingens 100 Napoleonsd'or als Belohnung zugesichert worden; dagegen ihm aber auch gesagt, daß er bei dem mindesten Anzeichen von Verrath, sogleich getödtet werden solle. Zwei polnische Unterofficiere, von denen Jeder eine geladene Doppelpistole in der Hand trug, hatten ihn deshalb in ihre Mitte genommen und er wäre ohne Zweifel niedergeschossen worden, so wie sich nur der mindeste Verdacht gegen ihn gezeigt. Die größte Stille war dringend befohlen und so rückten wir so schnell und heimlich als möglich vor. Das Geheul des Sturmwindes verhinderte, daß unser Marsch bemerkt wurde, und da selbst die sonst stets sehr aufmerksamen Kosacken, in dieser Nacht nicht recht wachsam waren, kamen wir unbemerkt bis dicht an das Gebäude heran. Jetzt aber entstand

Allarm, die russischen Posten feuerten und bald schoß auch die feindliche Infanterie aus den Fenstern des Gehöftes und die zwei vor dessen Eingang aufgestellten Geschütze, gaben ihre Ladungen auf uns ab. Unter lautem Geschrei drangen wir jedoch vor, und der russische Stabsofficier, der hier kommandirte, schien unsere Stärke zu überschätzen und die Vertheidigung des Gebäudes nicht länger für möglich zu halten, obgleich dies meiner Ansicht nach, noch recht gut hätte geschehen können. So räumte er denn das Haus und marschirte aus einer Hinterthür mit seiner Mannschaft ab. Eine weitere Verfolgung von unserer Seite lag nicht in dem Plan des polnischen Obersten, welcher diese Expedition kommandirte, und würde auch in der Dunkelheit unausführbar gewesen sein. So drangen wir denn eilig in das Haus hinein und eine allgemeine Plünderung begann. Von den Sachen der Hauseigenthümer, war nicht mehr viel vorhanden, denn die Russen schienen hierin schon ziemlich gründlich aufgeräumt zu habeu, allein es wurden doch noch mehrere Kühe, dann Lebensmittel aller Art und die Gepäckstücke der russischen Officiere, wie auch ein Dutzend Pferde, welche die Feinde zurückgelassen hatten, gefunden. Meine Genie-Soldaten waren inzwischen beschäftigt, die Petarden in den Kellern des Gebäudes anzubringen und überall Zündleitungen zu legen. Nach ungefähr einer Stunde war Alles vorbereitet, um das Haus mit den angrenzenden Ställen augenblicklich in eine einzige Flammenmasse zu verwandeln,

und da ein längeres Verweilen hier für uns gefährlich, denn die Feinde konnten leicht mit Verstärkungen zurückkehren, so ward das Signal zum Sammeln geblasen. Ich eilte noch einmal schnell durch alle Räume, um zu sehen ob überall die Zündleitungen richtig angebracht wären, als ich plötzlich in einem Zimmer des untersten Stockes, ein ungefähr ein Jahr altes Kind ruhig in seiner Wiege schlummernd fand. Unmöglich konnte ich das kleine Wesen hier zurücklassen und doch wußte ich freilich nicht, was ich mit einem Säugling beginnen sollte. Lange Zeit zum Grübeln hatte ich nicht, so riß ich schnell das Kindlein, was jetzt aus dem Schlaf erschreckt, mit voller Kehle zu schreien anfing, aus dem Bette, und nahm es unter meinem Mantel in den Arm. Wir zogen uns in voller Eile zurück, denn es schien, als ob das Geräusch heranrückender russischer Kolonnen zu uns bringe. Eigenhändig zündete ich die Zündleitung an, wenige Augenblicke darauf krachten die Petarden, die Mauern und Kellergewölbe des Hauses stürzten zusammen, und das ganze große Gebäude mit allen seinen Ställen stand in vollen Flammen. Es war ein schaurig-schöner Anblick und er zeigte mir wieder auf's Neue, daß der wilde Krieg oft in wenigen Augenblicken schonungslos vernichtet, was der mühsame Fleiß im Frieden mit jahrelanger Mühe kaum zu schaffen vermag. Bei dem Feuerschein bemerkten jetzt die übrigen Officiere auch das Kind, was ich im Arm trug. Da gab es freilich des Fragens, Lachens

und Spottens über meine seltsame Beute nicht wenig, ja ein roher polnischer Capitain machte sogar im Ernst den Vorschlag, ich solle den kleinen schreienden Balg nur ohne Weiteres in den nächsten Graben werfen, da sei er am besten aufgehoben. In der Morgendämmerung langten wir wieder in Danzig an. Unsere Expedition hatte uns an 20 Todte und Verwundete gekostet, war aber vollständig gelungen, so daß selbst der General Rapp am anderen Tage bei der Parade seine Befriedigung darüber aussprach und alle Theilnehmer lobte. Mein erbeutetes Kind, ein hübsches kleines Mädchen, trug ich in mein Quartier, und die braven Wirthsleute schlugen zwar vor Erstaunen die Hände über den Kopf zusammen, daß ein französischer Genie-Kommandant von einer solchen Expedition ein Kind mit nach Hause bringe, waren aber gleich bereit mir bei dessen Unterbringung zu helfen. Da im Hause keine Kinderbettstelle und Kinderwäsche sich befanden, meine Wirthin, die selbst niemals Kinder gehabt hatte, auch mit solchen nicht recht umzugehen wußte, so gab ich das kleine Mädchen bei einer Lehrerwittwe in Pension. Einige Wochen später hatte der General Rapp einen Parlamentär in das russische Lager zu schicken, und ich benutzte diese Gelegenheit, daselbst bekannt zu machen, daß wir ein Kind in dem überfallenen Gebäude gefunden und gerettet hätten. Ein trauerndes Elternpaar wurde durch diese Nachricht in die größte Freude versetzt; das Kindlein gehörte nämlich einem deutschen Arzt, der bei den Russen

freiwillige Dienste that und in dem von uns angezündeten Gebäude im Quartier gelegen hatte. Seine Frau, die ihn auf einige Tage mit dem Kinde besuchte, glaubte dasselbe bei unserem Ueberfall von der Magd gerettet. Als sich nun später herausstellte, daß dies nicht der Fall war, soll die Verzweiflung des Ehepaares, die nun glaubten, ihr Kind sei verbrannt, eine sehr große gewesen sein; desto stürmischer aber auch ihre Freude, als sie dessen Rettung erfuhren. Durch Vermittelung der Vorposten, wurde das Kind bald den Eltern wieder zugestellt. —

Viele Arbeiten verursachte im Frühling der Eisgang der Weichsel und die dadurch stattfindenden Ueberschwemmungen. Bei dem sehr strengen Winter war das Eis ungemein stark gefroren, und der Eisgang trat daher mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit ein. Besonders wir Genie-Officiere mußten Tag und Nacht auf den Beinen sein um zu verhindern, daß die Fluthen uns nicht unsere neuangelegten Verschanzungen hinwegschwemmten, und so in wenigen Stunden spielend vernichteten, was wir in langen Wochen mühsam aufgerichtet hatten. Ich auf dem Holm, hatte in dieser Hinsicht einen sehr schwierigen Posten und entsinne mich, daß ich einst zwei Nächte und einen Tag, bis fast zum halben Leib im Eiswasser stehend, zubrachte, um eine durch die Fluthen in den Damm gerissene Lücke, mit Sandsäcken und Faschinenbünden wieder stopfen zu lassen. Meine polnischen Arbeiter wurden stets von vier zu vier

Stunden abgelöst, ich aber mußte unaufhörlich auf meinem Posten bleiben, da die beiden anderen Genie-Officiere, welche unter mir befehligten, krank im Lazareth lagen. Als das Wasser endlich gefallen und die Gefahr somit geschwunden war, fühlte ich mich ganz erstarrt und konnte nicht mehr in mein Quartier gehen, sondern mußte dahin getragen werden. Meine gute alte Wirthin, welche mich wirklich wie ihren Sohn pflegte, ließ mich in mein Bett legen und über und über mit Federkissen zudecken, während ihr Mann mir eine ganze Terrine voll sehr heißem und starkem Grog eingoß. Ich kam dadurch in eine sehr heftige Transpiration, schlief fast volle 24 Stunden vortrefflich, und stand gesund und munter wieder auf.

Beim Eintritt des Frühlings machten die Russen endlich Anstalten zu einer kräftigen Belagerung von Danzig, während sie sich bisher nur auf eine bloße Cernirung beschränkt hatten. Der König von Preußen hatte jetzt ebenfalls den Krieg an den Kaiser Napoleon erklärt und so mußte freilich die Einnahme von Danzig von der höchsten Wichtigkeit sein. Der Herzog Alexander von Würtemberg, Oheim Sr. Majestät des Kaisers Alexander von Rußland, hatte den Oberbefehl über das russische Belagerungsheer übernommen. Dasselbe war bedeutend verstärkt worden und hatte besonders auch einen Belagerungspark von 218 schweren Geschützen erhalten und so konnte der Herzog Alexander schon einen kräftigen Anfang machen. Später

kamen auch mehrere preußische Landwehr-Bataillone und Schwadronen zu diesem russischen Belagerungs-korps.

Da mit dem Beginn des Frühlings sich in Danzig schon ein Mangel an Fourage für die vielen Pferde und Rinder, welche wir in der Festung zu ernähren hatten, einstellte, befahl der General Rapp, daß Mitte April eine größere Unternehmung in die sogenannte „Danziger Nehrung“ geschehen solle. Der Divisions-General Bachelu kommandirte diese Expedition, die aus circa 3000 Mann Linien-Infanterie, 2 Schwadronen Reiterei, vielem Fuhrwerk und einem Detachement Genie-Soldaten, zu denen ich als Freiwilliger gehörte, bestand. Unsere sehr gut angelegte und vortrefflich geleitete Expedition war auch vom besten Erfolg begleitet. Die Russen hatten in mir unbegreiflicher Weise die „Danziger Nehrung“ nur mit sehr schwachen Detachements besetzt, welche von uns sehr bald und ohne vielen Widerstand zu leisten, zurückgeworfen wurden. So konnten wir die ganze „Nehrung“ durchstreifen und kehrten am dritten Tage mit vielen Lebensmitteln, Fourage und auch lebendigem Vieh zurück. Ich kam bei dieser Expedition gar nicht in Thätigkeit und wohnte dem Ganzen eigentlich nur als Zuschauer bei.

Bald sollte aber nun der Kampf auf eine viel ernstere und blutigere Weise beginnen. Man hatte auf russischer Seite sich überzeugt, daß Danzig allein von der Landseite schwerlich zu nehmen sei, sondern auch

mit der Belagerung zugleich ein Angriff von der See her verbunden sein müsse. So kamen denn im Juni zahlreiche russische Kanonenböte, nebst Bombardierschaluppen und einige größere Kriegsschiffe auf der Rhede an; zugleich auch eine englische Transportflotte, welche schweres Belagerungsgeschütz, Munition und congrevische Raketen brachte. So konnten wir denn blutigen Ereignissen entgegensehen, und diese sollten auch nicht lange auf sich warten lassen. Es war ein sehr heftiges Gefecht, welches stattfand, und fast an 10,000 Mann unserer Besatzungstruppen nahmen daran Antheil. Auf verschiedenen Punkten wurde gekämpft und obgleich die Russen mit großer Tapferkeit vordrangen, so wurden sie von unseren Truppen doch überall zurückgedrängt. Ich für meine Person war der Brigade des Generals Breissand beigegeben, wir besetzten Stolzenberg und blieben an 6 Stunden im heftigsten feindlichen Kanonenfeuer stehen. Es war schon ziemlich dunkel als wir zurückmarschirten, ohne daß weder wir noch im Grunde auch die Russen, einen irgendwie nennenswerthen Erfolg erreicht hatten. Unser Zweck sie zurückzudrängen, war nicht erreicht und ebenso wenig hatten diese uns Außenwerke entreißen können.

In den nächsten Tagen kam ein Adjutant, welcher die Nachricht von dem Waffenstillstand, der von den Alliirten und dem Kaiser Napoleon geschlossen war, überbrachte. Da auch Danzig in diesem Waffenstillstand mit inbegriffen war, so hörten die Feind=

seligkeiten alsbald auf und wir führten nun ein ganz bequemes Leben, erhielten vertragsmäßig von den Russen, eine bestimmte Quantität Lebensmittel zu einem festgesetzten Preis geliefert, und konnten uns an frischem Fleisch, Gemüsen und besonders auch Milch, welche wir schon hatten sehr entbehren müssen, laben. Der Gesundheitszustand der Truppen ward jetzt wieder besser, doch starben täglich noch viele Personen von der Garnison, wie auch von der Civilbevölkerung. Manche wohlhabende Einwohner, welche die Schrecknisse der Belagerung fürchteten, benutzten diese günstige Gelegenheit, Danzig zu verlassen. Leider nahm auch die Desertion, besonders unter den polnischen und mehr noch den deutschen Rheinbundstruppen jetzt sehr zu, so daß besondere Vorsichtsmaßregeln dagegen ergriffen werden mußten. Wir Officiere trafen an den Außenwerken häufig mit russischen Officieren zusammen und verkehrten dann auf eine so ungezwungene, ja selbst kameradschaftliche Weise mit ihnen, daß man wahrlich nicht hätte glauben können, mit welcher Erbitterung wir als Feinde schon gegen einander gefochten, und auch bald wieder fechten wollten. Ich war in dienstlichen Aufträgen zweimal im russischen Lager und wurde daselbst sehr artig empfangen. Die russischen Officiere schienen größtentheils des Krieges schon sehr überdrüssig zu sein und sprachen es offen aus, daß sie dringend hofften, diesem Waffenstillstand werde ein baldiger Frieden folgen, und sie dann in ihr Vaterland zurückkehren

könnten. „Nach Rußland werden die Franzosen so bald nicht wieder als Feinde kommen und ebenso wenig wollen wir Russen nach Frankreich, denn ich wüßte nicht, was wir dort holen sollten; darum wäre es doch das Beste, daß unsere beiden Kaiser jetzt Frieden mit einander machten,“ sagte mir beim Abschied ein alter russischer Artillerie-Oberst.

Viel erbitterter und kriegslustiger gesinnt sollen übrigens die preußischen Officiere im Belagerungskorps gewesen sein, was man ihnen auch wahrlich nicht verdenken konnte. Ich kam übrigens mit preußischen Officieren jetzt gar nicht in Verkehr, hörte aber vielfach, daß zwischen ihnen und den russischen Officieren kein kameradschaftliches Einvernehmen herrsche, und solche so wenig wie möglich mit einander umgingen. Man wird dies stets finden, wenn die Officierkorps von zwei verschiedenen in Sprache und Sitten sehr von einander getrennten Nationen, als zeitweilige Bundesgenossen für gleichen Zweck kämpfen müssen, wie denn auch jetzt in Danzig, wir französischen Officiere nur sehr wenig mit den deutschen Rheinbunds-Officieren verkehrten. Waren übrigens die meisten russischen Officiere friedliebend gesinnt, so war dies bei den französischen, deutschen und italienischen Officieren in Danzig, in noch weit höherem Grade der Fall; nur allein die Polen, welche noch immer den zwar schönen, aber wohl stets unausführbaren Traum der Wiederherstellung eines großen mächtigen Polenreiches hegten, zeigten häufig eine

kriegerische Gesinnung. Der Befehl, die Festung zu räumen und nach Frankreich zurückzukehren, würde von uns Allen mit dem lebhaftesten Jubel begrüßt sein. Besonders ich, der nun seit 1793 unaufhörlich von Krieg zu Krieg marschirt war, hegte ein gar lebhaftes Verlangen nach Ruhe und Frieden. Mein sehnlichster Wunsch war nach Frankreich zurückzukehren und dort womöglich in den südlichen Departements oder in Italien, als Ingenieur-Officier vom Platz, in einer kleinen hübsch gelegenen Festung mein Leben in friedlicher Ruhe beschließen zu können. Doch es sollte anders kommen.

Der sicher erwartete und sehnlichst gehoffte Frieden trat nicht ein, vielmehr kam der Befehl, nach Ablauf des Waffenstillstandes am 24. August, die Feindseligkeiten von Neuem zu beginnen. So galt es denn als Soldat wieder bis zum letzten Augenblick das zu thun, was Pflicht und Ehre uns geboten. Daß die Russen und Preußen mit noch weit größerer Anstrengung wie bisher, die Belagerung betreiben und Alles anwenden würden, um Danzig endlich in ihre Gewalt zu bekommen, war vorauszusehen und so konnten wir denn heiße Kämpfe erwarten. Der Herzog von Würtemberg benutzte die lange Zeit des Waffenstillstandes dazu, um schweres Belagerungsgeschütz und ferner auch Munition herbeizuschaffen; auch wir waren nicht müßig gewesen und hatten alle unsere Werke verstärkt und mehrere neue Schanzen angelegt. So standen wir uns

denn jetzt mit beiderseitig vermehrten Kräften gegenüber.

Am Abend des 26. August ließ der Herzog von Würtemberg die Beschießung von Danzig beginnen und es krachte und donnerte ganz gewaltig, ohne daß die Kugeln jedoch allzu vielen Schaden zufügten. Eine uns ungewöhnliche und anfänglich nicht wenig beunruhigende Erscheinung waren die „congrevischen Raketen“ welche von England gekommen, jetzt hier zuerst ihre Anwendung fanden. In hohen feurigen Bogen kamen sie durch die Luft gesaust, schlugen krachend und zischend ein, und richteten, wenn sie gerade geschlossene Infanterie oder mehr noch Reitereimassen trafen, großen Schaden an. Man konnte sie jedoch schon aus weiter Ferne ankommen sehen und ihnen dann leicht ausweichen. Dabei war ihre Flugbahn sehr unsicher, an richtiges Zielen war bei ihnen nicht zu denken, oft erloschen ihre Zünder auch schon in der Luft und das Feuer, welches sie verursachten, konnte man mit darauf geschütteter Erde oder Dung leicht wieder löschen. So zeigten sich diese so viel genannten congrevischen Raketen lange nicht so gefährlich wie wir anfangs glaubten, und als unsere Truppen sich nur erst an ihr erschreckendes Aussehen etwas gewöhnt hatten, lachten sie oft darüber und verspotteten sie.

Am 28. August griffen die Russen unsere Außenwerke mit Macht an und bei dieser Gelegenheit kam auch ich wieder recht lebhaft in den Kampf. Eine

russische Brigade unter dem General Löwis hatte nach sehr heftigem Gefecht unsere Außenwerke bei Ohra erstürmt und hielt solche besetzt. Hätten die Feinde sich hier festgesetzt, so wäre dies ein empfindlicher Nachtheil für uns gewesen, und der General Rapp befahl, daß solche wieder von uns genommen und dann in die Luft gesprengt werden sollten, da ihre Behauptung für uns doch nicht auf die Dauer mehr möglich war. Drei polnische Bataillone, die schon mit in Spanien gekämpft, entschieden die besten der ganzen Besatzung, griffen die Feinde mit großem Ungestüm an. Es kam zu einem heftigen Kampfe mit dem Bajonnet, und obgleich die Russen sich mit dem größten Muthe vertheidigten, so konnten sie auf die Länge doch dem Kampfeseifer der Polen nicht Stand halten und mußten die Schanzen wieder räumen. Jetzt machte ich mich mit meinem Detaschement Genie-Soldaten sehr eifrig daran, kleine Minen zu legen um Alles in die Luft zu sprengen. Die Russen feuerten eifrigst mit ihren Geschützen auf die verlassenen Werke und überall schlugen die Kugeln bei uns ein und tödteten und verwundeten mehrere Leute meines Kommandos, aber trotzdem gelang es uns, unsere eben so gefährliche wie beschwerliche Arbeit in einigen Stunden zu vollenden; dann zündeten wir die Minen an und zerstörten dadurch die Schanzen gründlich. Es war dies ein blutiger Tag für die Besatzung von Danzig, denn an Todten und Verwundeten hatten wir wohl nahe an 1000 Mann ver-

loren. Ich war fast volle 24 Stunden unausgesetzt in Thätigkeit geblieben und hatte während dieser Zeit nur einen Trunk Wasser aus einem schmutzigen Graben und ein Stücklein grobes Kommißbrod genossen, so daß ich sehr erschöpft in mein Quartier zurückkam. Gerade aus der Anstrengung, welche es mir kostete derartige Strapazen zu ertragen, merkte ich, daß ich nicht mehr die volle Kraft und Rüstigkeit der Jugend besaß. Im Allgemeinen hatten die Russen an diesem Tage doch mehrere wichtige Erfolge errungen und uns einige Ortschaften vor den Thoren, welche wir besetzt gehabt, genommen.

Noch heftiger und blutiger und auch für uns nachtheiliger, waren die Gefechte am 2. September, an denen ich jedoch persönlich keinen Antheil nahm, da ich in Reserve blieb. Mit ungefähr 8000 Mann stürmten die Russen in mehreren Sturmkolonnen gegen unsere Außenwerke bei Reigersdorf, Schollmühl, Langfuhr, Schudlitz, Ohra und Stolzenberg vor und es gelang ihren Truppen unter dem Schutz eines sehr lebhaften Kanonenfeuers alle diese Ortschaften zu erobern und dann den Flammen zu übergeben. Es kamen auf unserer Seite hier größtentheils westphälische Truppen in das Gefecht, welche sich mit dem größten Muthe schlugen und lieber vernichten ließen, als daß sie zurückwichen. Besonders um mehrere von uns errichtete Blockhäuser, welche von den russischen Geschützen in Brand geschossen wurden, ward auf das Ingrimmigste gestritten.

Am 4. September eröffneten die Russen auch von der Seeseite mit ihren Kanonenbooten ein sehr heftiges Feuer gegen unsere Werke und bei dieser Gelegenheit kam auch ich wieder in das Gefecht. Rings um Weichselmünde, Neufahrwasser, und Westerplatte waren die zahlreichen russischen Kanonenböte vertheilt, welche eine entsetzliche Kanonade eröffneten, ohne daß ihre Kugeln, wenigstens im Vergleich zu dem Lärm den die Kanonen machten, allzugroßen Schaden anrichteten. Es war wieder die alte Erfahrung, die ich schon in Alexandrien, St. Domingo und in Spanien gemacht hatte, daß, wenn schwankende Kriegsschiffe Landbatterien beschießen, dies zwar einen ungeheuren Lärm verursacht, aber im Allgemeinen keinen großen Schaden anrichtet. Unsere Landbatterien waren auch nicht müßig, sondern gaben den russischen Kanonenböten ihr Feuer mit Zinsen zurück, und so krachte und donnerte es, daß mir wirklich die Ohren zuletzt taub wurden. Ich war mit den Detaschements vom Geniekorps in einer Schanze aufgestellt, um die Schäden, welche die russischen Kugeln unseren Werken vielleicht zufügen könnten, sogleich wieder ausbessern zu lassen. Wir fanden aber nicht viel Gelegenheit zur Thätigkeit und mußten tüchtig im Feuer sein, ohne selbst arbeiten zu können, was stets für Truppen eine sehr langweilige Sache ist. Der Einbruch der Dunkelheit endigte dies Gefecht, in welchem wenigstens im Verhältniß des dabei verknallten Pulvers von keiner Seite allzuviele Resultate erreicht waren.

Der Herzog von Würtemberg, der vom Kaiser Alexander den Befehl erhalten hatte, so schnell wie möglich Danzig zu erobern, setzte seine Angriffe jetzt mit immer größerer Energie fort und täglich fast kam es zu mehr oder minder lebhaften Kämpfen. Wiederholt bombardirten die Kanonenböte noch unsere Batterien, hatten aber stets nur geringe Erfolge und wurden sogar einigemal von den französischen Geschützen in Brand geschossen.

Desto größerer Erfolge durften die Russen und Preußen sich bei ihren Angriffen von der Landseite her rühmen, denn sie rückten uns jetzt mit ihren Werken immer näher. Dazu kam, daß unter den sehr vielen deutschen und italienischen Truppen der Besatzung von Danzig, eine große Abneigung gegen den Kampf eingerissen war, und sie ihren Dienst nur lässig verrichteten. Die uns gegenüberstehenden russischen und preußischen Vorposten, verbreiteten nämlich Proklamationen und Zeitungen in deutscher und italienischer Sprache unter unseren Regimentern, in welchen die Siege der Alliirten in Schlesien und an der Elbe geschildert und die Deutschen und Italiener zum Abfall von der Sache des Kaisers Napoleon ermahnt wurden. Daß solche Worte Eingang fanden, war natürlich, und so desertirten nicht allein viele Italiener und Deutsche, sondern es kamen auch Nachlässigkeiten im Dienst und sogar offene Widersetzlichkeiten vor, welche der Vertheidigung sehr schadeten. Mußten doch jetzt häufig Kriegsgerichte wegen grober

Insubordination gehalten und schuldige Soldaten zum Tode verurtheilt werden, obgleich der General Rapp so viel er nur konnte, solche Fälle zu unterdrücken suchte.

Großen Nachtheil verursachten uns auch jetzt die bedeutenden Ueberschwemmungen welche bei der Weichsel eintraten. In Folge der anhaltenden Regengüsse im September, war dieselbe sehr angeschwollen, trat über ihre Ufer und richtete in Danzig, nicht allein an unseren Werken, sondern auch an den Häusern der Stadt, viele Beschädigungen an. Da jetzt schon einzelne Bomben der Russen bis in die Vorstädte flogen und daselbst Häuser in Brand steckten, so hatten wir mit Feuer und Wasser zugleich zu kämpfen und es kostete wirklich nicht geringe Anstrengungen, um so vielen vereinten Feinden stets den nöthigen Widerstand entgegenzusetzen. Der General Rapp entfaltete aber jetzt als Kommandant alle seine vielen vortrefflichen Eigenschaften in reichster Weise. Er war unermüdlich thätig, zeigte sich gewiß stets dort wo die größte Gefahr war, wußte sich bei den Truppen äußerst beliebt zu machen und suchte auch der zahlreichen Bevölkerung der Stadt, die vielen Leiden welche sie erdulden und die großen Opfer, welche sie bringen mußte, nicht härter zu machen als dies nothwendig war. Daß freilich die Danziger jetzt sehr litten und viele Familien um all ihr Hab und Gut gebracht wurden, war ein Uebel welches sich nicht ändern ließ.

Ich war jetzt ungemein angestrengt und kam Tag und Nacht kaum aus der Uniform heraus. Bei dem Schutz gegen die Ueberschwemmungen, dem Löschen der Feuersbrünste und der Wiederherstellung der von den Russen zerstörten Befestigungen, hatten wir Officiere und Soldaten des Genie-Korps so viel zu thun, daß wir kaum alle unsere Pflichten erfüllen konnten und oft bis zum Zustand der äußersten Ermüdung arbeiten mußten, zumal unsere Zahl doch schon sehr zusammengeschmolzen war. Namentlich die Ueberschwemmungen brachten mir viele Arbeiten, da ich auf der Seite der Stadt, welche an der Weichsel lag, meine Hauptthätigkeit hatte. War ich dann am Abend müde und durchnäßt zu Hause gekommen, und freute mich der Ruhe und Stärkung, so begannen die feindlichen Batterien ihr Feuer wieder, bald zuckte der Flammenschein an einer, häufig auch an mehreren Stellen der Stadt in den dunkelen Nachthimmel hinein, und da wir Genie-Officiere die Oberleitung bei den Löscharbeiten hatten, so mußte ich mich alsbald beeilen, an den Ort des Brandes zu kommen, um dort, von feindlichen Bomben und congrevischen Raketen umzischt, die ganze Nacht zu verweilen.

Bei diesen anstrengenden und oft sehr gefährlichen Arbeiten, verging für mich der Monat October, als ein unglückliches Ereigniß mich für immer dem französischen Dienst entziehen sollte. Ich war mit einem Kommando von Genie-Soldaten am 31. October in einer französischen Schanze unweit der sogenannten

„Schottenhäuser“ welche von dem Feuer einer russischen Batterie arg mitgenommen wurde. Schon über vierundzwanzig Stunden in unausgesetzter Thätigkeit, um alle die vielen Beschädigungen welche die feindlichen Geschosse angerichtet hatten, so gut als möglich wieder herzustellen, waren viele von meinen Soldaten schon verwundet oder getödtet, und auch die Besatzung der Schanze, aus einem Bataillon italienischer Infanterie bestehend, hatte bereits sehr gelitten. Es war in dem Außenwerk bisher ein aus starken Balken und dicken Erdmassen erbautes, ziemlich bombenfestes Blockhaus gewesen, welches dem größten Theil der Besatzung Schutz gegen die feindlichen Geschosse gewährte, doch lag dies jetzt größtentheils auch schon in Trümmern; viele Artilleristen waren dienstunfähig und von den Kanonen unserer Batterie die Hälfte demontirt; so hielten wir drei Stabsofficiere von der Infanterie, Artillerie und vom Genie-Korps, einen kurzen Kriegsrath, worin wir einstimmig den Entschluß faßten, die doch nicht mehr vertheidigungsfähige Schanze zu räumen und uns in die Stadt zurückzuziehen. Ich war noch beschäftigt einige Minen graben zu lassen, um beim Abzug die Batterien in die Luft zu sprengen, als plötzlich aus den russischen Schanzen eine starke Sturmkolonne mit lautem Geschrei gegen unser Werk vorstürmte. Wir versuchten zwar anfänglich eine Vertheidigung, allein unsere meisten Soldaten waren schon theils mit Vorbereitungen zum Rückzug begriffen, theils entmuthigt und suchten jetzt ihr Heil in

einer eiligen Flucht, aus der Schanze hinaus in die Stadt, welche den Meisten auch gelang. Es war vergeblich, daß wir Officiere mit dem Degen in der Faust, den Flüchtlingen Einhalt thun wollten, wir wurden fast von ihnen überrannt. Ich war mit der Letzte in der Schanze und wollte mich auch durch die Flucht retten, als plötzlich ein riesiger russischer Grenadier, der seine Flinte umgekehrt hatte, auf mich zustürzte und mir mit dem Kolben einen solchen Hieb über die Schulter versetzte, daß ich in die Knie sank und mein Degen mir aus der Hand fiel. Schon wollte ein anderer Grenadier mir sein Bajonnet durch die Brust stoßen, als ein blutjunger russischer Lieutenant rasch vorsprang, das Bajonnet mit seinem Säbel zur Seite schlug und ausrief: „Vous êtes mon prisonnier.“ Unter diesen Umständen blieb mir freilich nichts Anderes übrig als mich dem feindlichen Officier gefangen zu geben, ja ich mußte mich sogar freuen, daß er mir das Leben gerettet hatte und vor weiteren Mißhandlungen seiner Soldaten, wozu diese große Lust zeigten, schützte. Ein russischer Oberst, welcher das Regiment, zu dem diese Sturmkolonne gehörte, zu kommandiren schien, war jetzt zu Pferde ebenfalls in die eroberte Schanze gekommen, und der junge Lieutenant stellte mich ihm, wie es schien, mit großem Stolze, als einen von ihm gemachten Gefangenen vor.

Wir Officiere, welche bei dieser Gelegenheit gefangen genommen waren, 6 an der Zahl, zu denen auch

der Kommandant der Artillerie gehörte, der einen Hieb über die Stirn erhalten hatte, wurden zusammen hingestellt, während man die gefangenen Soldaten, die ungefähr 100 Mann betragen mochten, auf einen anderen Platz zusammen trieb. Wir mußten jetzt unsere Börsen an die russischen Soldaten geben, und da in der meinigen ungefähr 6—8 Napoleonsd'or und ebenso viele preußische Thaler waren, so schmunzelten die Grenadiere sehr über diese reiche Beute. Weiter wurden wir jedoch nicht durchsucht oder geplündert, oder sonst mißhandelt, wozu die Gegenwart der Officiere viel beizutragen schien. Es war dies ein großes Glück für mich, denn da mein letztes Quartier in Danzig häufig dem Feuer ausgesetzt war, trug ich zur größeren Sicherheit ungefähr 900 Napoleonsd'or, welche mein ganzes Vermögen bildeten, meine Orden und mehrere wichtige Papiere und Dokumente, in einer weiten Unterjacke von feinem Leder, eingenäht auf dem bloßen Leib. Daß ich alles dies rettete, kam mir später in Rußland ungemein zu statten, und erleichterte mir mein dortiges Schicksal sehr.

Der Oberst befahl nun, uns gefangenen Officiere, durch eine starke Eskorte nach dem Hauptquartier des Herzogs von Würtemberg, welches ungefähr eine deutsche Meile entfernt lag, zu transportiren. Zugleich ward uns gesagt, daß jeder Versuch zur Flucht, mit dem Tode bestraft würde, und die Soldaten der Eskorte das Recht hätten, alle Flüchtlinge sofort zu

erschießen, oder mit dem Bajonnet zu durchbohren. Es war der traurigste Marsch, den ich jemals in meinem ganzen Leben gemacht hatte, welchen ich jetzt antreten mußte, denn er führte mich in die feindliche Gefangenschaft, ein Schicksal welches ich stets mehr als den Tod gefürchtet hatte. Dazu schmerzte mein rechter Arm von dem empfangenen Schlage sehr, und die Schulter schwoll stark an, ich empfand einen brennenden Durst und war bis zum Umsinken müde und matt. So wollte die Meile bis in das Hauptquartier kein Ende nehmen und dünkte mir eine Ewigkeit zu sein, und ich war herzlich froh, als wir endlich anlangten und vorläufig in einen leeren Stall gesperrt wurden, wo ich auf einem Misthaufen mich niederlegte. Ich war jetzt ein Gefangener, ein Wort vor dem mir stets gegrauet hatte.

Viertes Kapitel.

Gefangenschaft im russischen Lager vor Danzig. Transport nach Rußland. Der Uebergang über den Niemen. Aufenthalt in Dünaburg. Plötzliches Wiederfinden eines alten Universitätsfreundes Baron S. Freundliche Einladung zum Aufenthalt auf dessen Schloß. Großartiges und patriarchalisches Leben auf dem Schlosse eines reichen livländischen Gutsbesitzers. Die Bekanntschaft des Generals Graf S.. Einladung ihn nach Kasan zu begleiten. Annahme dieser Einladung.

Die erste Nacht, welche ich als Gefangener verbrachte, war eine sehr traurige. Mein geschwollener Arm schmerzte ungemein, ein brennender Durst verzehrte mich und noch mehr wie diese Leiden des Körpers, quälten mich die Gedanken über mein zukünftiges Schicksal. In die Gefangenschaft nach Rußland, auf wer weiß wie lange Zeit wandern zu müssen, war auch in der That keine verlockende Aussicht. Gleiche Leiden des Körpers und der Seele, schienen auch die anderen 8—10 Officiere zu erdulden, und es waren nur Wenige von ihnen, welchen der süße Schlaf, dieser Tröster aller Unglücklichen, ein augenblickliches Vergessen ihres traurigen Zustandes brachte. Von Seiten der Russen schien man sich gar

nicht weiter um uns bekümmern zu wollen, als daß zwei Kosacken als Schildwachen an beiden Seiten des Stalls auf und ab schritten. Endlich, als wir es vor Durst nicht mehr aushalten konnten, machten wir Lärm, so daß ein Kosacken-Officier, der die Wache kommandirte, voller Zorn, ja selbst mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde einen Kantschu in der Hand schwingend, in unseren Stall kam. Ein polnischer Officier, der etwas Russisch sprechen konnte, mußte nun unser Verlangen nach Wasser sagen, worauf der Kosacken-Officier einige lederne Pferdeeimer mit schmutzigem Weichselwasser zu uns bringen ließ. Selten hat mir ein Getränk besser gemundet als dies aus dem Eimer getrunkene Wasser. Am nächsten Morgen ward unser Zustand wesentlich besser, denn nur die Roheit und Dummheit des Kosacken-Officiers hatten es verschuldet, daß keine Sorge für uns getragen war. Wir erhielten Jeder eine Holzschüssel voll warmer Kohlsuppe, ein großes Stück Kommißbrod und bald erschien auch ein russischer Oberarzt, ein sehr freundlicher Mann, der die Wunden derjenigen von uns, welche blessirt waren, und ungefähr bei der Hälfte mochte dies der Fall sein, untersuchte und verband. Für meine jetzt sehr dick angeschwollene Schulter, gab mir der Arzt eine kühlende Einreibung, die mir vortreffliche Dienste leistete und machte mir dann eine Art Bandage aus alten Pferdezäumen zurecht, in welcher ich den Arm tragen sollte, was mir ebenfalls eine große Erleichte-

rung verschaffte. Dabei theilte uns der Arzt mit, daß heute im russischen Lager eine große Festparade stattfinde, zu Ehren der glänzenden dreitägigen Siege, welche die Verbündeten bei Leipzig über den Kaiser Napoleon erfochten hätten. Die officielle Nachricht hiervon sei gestern Abend durch einen Ordonnanz-Officier an den Herzog von Würtemberg gebracht worden und habe alle hier vereinigten preußischen und russischen Truppen in die lebhafteste Freude versetzt. Wir gefangenen Officiere vernahmen diese Kunde von dem Siege bei Leipzig, mit sehr gemischten Gefühlen. Auf der einen Seite mußte es uns natürlich sehr schmerzlich berühren, daß die Armee der wir angehörten, eine so gänzliche Niederlage erlitten hatte, während wieder Manche von uns hofften, diese verlorene Schlacht würde den übergroßen Stolz des Kaisers Napoleon beugen, ihn zu einem baldigen Frieden bewegen und uns dadurch auch unsere Freiheit in nicht zu langer Frist, bringen. Wie bitter sollten wir aber in dieser Hoffnung getäuscht werden! Alle gefangenen Officiere der Rheinbundtruppen und der westphälischen und sächsischen Regimenter, erhielten Pässe, um in ihre Heimath zurückzureisen, und die polnischen und italienischen Officiere trennte man von uns französischen. So blieben wir 8 Officiere, welche französischen Regimentern angehörten, zurück und wurden in einem großen Zimmer eines leerstehenden Bauernhauses, ungefähr 2 Meilen vom Hauptquartier entfernt, zusammen einquartiert. Wir erhielten ein

Streulager, eine alte schmutzige Pferdedecke zum Zudecken, Morgens und Abends eine warme Suppe, des Mittags Fleisch und Gemüse und etwas Branntwein, dazu gute ärztliche Pflege und konnten uns im Allgemeinen über die uns zu Theil werdende Behandlung nicht beklagen. Der General Rapp hatte einen Parlamentär an den Herzog von Würtemberg geschickt, um eine Auswechselung der gegenseitig gefangenen Officiere und Soldaten einzuleiten, doch war dies russischer Seits abgeschlagen worden. Hingegen war erlaubt, daß die in Danzig befindlichen gefangenen russischen Officiere sich ihre Privatsachen kommen lassen durften, wogegen auch wir einen Theil unseres Gepäckes aus Danzig erhielten. So bekam ich ein Paar große Wasserstiefel, einen mit Schafpelz gefütterten Mantel, den ich mir im letzten Winter hatte machen lassen, einen Uniformsfrack und etwas Wäsche, lauter Sachen, welche mir bald vortrefflich zu Statten kommen sollten. Auch erhielt Jeder von uns vom französischen Gouvernement 4 Napoleonsd'or gesandt. Da ich mit Grund fürchten mußte, von den Kosacken ausgeplündert zu werden, hatte ich die Schätze in meiner ledernen Unterziehjacke, bisher sorgfältig vor Allen verborgen.

Am 10. November in der Frühe mußten wir französischen Officiere, 10 an der Zahl, antreten und ein alter russischer Major von der Gensdarmerie, eröffnete uns in sehr gebrochenem Französisch, daß wir die Reise in das Innere von Rußland machen

sollten, um dort als Gefangene zu bleiben. Er sei mit der Führung des Transports beauftragt, und müsse uns sagen, daß jede Widersetzlichkeit gegen seine Befehle mit Gefängniß- oder Kettenstrafe, jeder Versuch zur Flucht aber mit sofortigem Erschießen bestraft werden solle. Das war eine gar böse Nachricht, welche bei uns Allen sehr lange Gesichter erzeugte, denn wir hatten uns mit der Hoffnung geschmeichelt, bald die Freiheit wieder zu erhalten. Doch „Muß ist eine bittere Nuß“ heißt es, und so blieb uns nichts Anderes übrig als uns der harten Nothwendigkeit zu fügen. Ein Zug von über zweihundert kleinen russischen Bauerwagen aus Estland, welcher Grütze und andere Lebensmittel für das Belagerungsheer vor Danzig gebracht hatte, fuhr jetzt leer nach Hause zurück und diese Gelegenheit ward zu unserem Transport benutzt. Je zwei von uns Officieren erhielten jetzt einen solchen kleinen, einspännigen Wagen angewiesen und mußten uns beeilen unsere Sachen auf diese Wägen zu verladen. Ein Transport von einigen hundert russischen Rekonvalescenten und Verwundeten, welche in ihre Heimath zurückkehren sollten, ward ebenfalls auf diesen Wägen untergebracht, während an 250 französische kriegsgefangene Soldaten und Unterofficiere, die den Transport begleiteten, zu Fuß marschiren mußten und nur mehrere Wägen um ihr geringes Gepäck darauf zu legen und etwaigen Kranken und Maroden einen Ruheplatz zu gewähren, angewiesen erhielten. Zur Eskorte dienten einige zwanzig

Kosacken und 70—80 russische Milizsoldaten mit 4—5 Officieren. So traten wir denn unsere traurige Fahrt in die Gefangenschaft an, und es war uns Allen recht schwer und sorgenvoll dabei um das Herz. Wußten wir doch nicht, nach welchem Ort in dem weiten, eisigen Rußland, was bei uns Allen noch vom letzten Feldzug her, in gar düsterer Erinnerung stand, man uns bringen, und wie lange unsere Gefangenschaft dauern würde. Mein Gefährte auf dem Wagen, war ein alter Capitain der Artillerie, der gleich mir, schon an die 20 Jahre den französischen Fahnen in allen möglichen Feldzügen folgte. Der alte Graubart, ein früherer Sergeant, hinterließ Frau und Kinder in Frankreich und weinte nun gar bitterlich, als unser langer Zug sich langsam in Bewegung setzte.

Eine November-Reise auf einem kleinen offenen Bauernwagen, in einem langen Wagenzug, der sich langsam Schritt vor Schritt in fast grundlosen Wegen hinschleppt, ist unter allen Umständen höchst unangenehm, und nun gar als Kriegsgefangener mit der Aussicht auf eine höchst ungewisse Zukunft. Dazu kamen wir größtentheils in öde, arme Gegenden, welche von den steten Truppendurchzügen sehr gelitten hatten, und so war die Verpflegung äußerst mangelhaft. Am Morgen vor der Abfahrt, erhielt jeder gefangene französische Officier oder Soldat, denn in der Beköstigung ward gar kein Unterschied gemacht, einen Holznapf voll Grütze oder Kohlsuppe und ein Stück Schwarzbrod, welches er sich für den Mittag aufheben

mußte, denn ein Mittagsessen wurde nicht gereicht; und so ging es dann den ganzen Tag ohne Rast in langsamem Schritt fort, bis wir gegen 4 oder 5 Uhr Nachmittags im Nachtquartier, gewöhnlich einem kleinen elenden Städtchen, ankamen. Dort wurden die Soldaten in der Regel in eine Kirche oder einen großen leeren Stall, wir Officiere aber in ein leeres Zimmer eingesperrt, wo wir uns mit Hülfe unserer Wollendecken ein Nachtlager so gut es angehen wollte, bereiten konnten. Zum Nachtessen erhielten wir gewöhnlich gekochte Kartoffeln oder Kohl, oder Grützbrei, ohne weitere Zuthat. Für unser eigenes Geld, konnten wir uns mitunter, wenn sich die Gelegenheit darbot, schlechten Fuselbranntwein, dünnes, halbsaures Bier, oder Hering, alte trockene Knackwurst oder ein Stück Speck, was Alles als große Leckerbissen betrachtet wurde, kaufen. Sonst war im Allgemeinen die Behandlung nicht schlecht und hart, doch schlugen die Kosacken auf alle Gefangene, welche ihren Anweisungen nicht folgen, oder z. B. auf dem Marsch austreten wollten, ohne Weiteres rücksichtslos mit dem Kantschu los. Als aber einst ein Kosack auch einem französischen Capitain, der nur vom Wagen gestiegen war, um eine Strecke zu Fuß zu gehen, ohne weiteres einige Hiebe mit dem Kantschu versetzte, beschwerten wir Officiere uns einstimmig bei dem Major, der das Kommando führte, über solch eine Behandlung. Der Major wollte uns eine glänzende Genugthuung geben, ließ den Kosacken auf der Stelle

vom Pferde steigen und ihm 25 wohlgezählte Hiebe geben, worauf der Geprügelte sich wieder in den Sattel schwang und auf seinem zottigen Klepper, so unbefangen als sei nichts vorgefallen, davon trottelte. Geprügelt wurde damals noch viel in Rußland und es mußte sein, daß die Gewohnheit dagegen sehr abhärtete, denn die so Gezüchtigten machten sich gewöhnlich äußerst wenig aus ihren Strafen. Nach einer so traurigen und langweiligen Reise erreichten wir denn den Niemen, der in Eis ging, fuhren in einer großen Fähre über und befanden uns somit wieder auf russischem Boden. Als ich im December 1812 bei Kowno diesen Fluß überschritten hatte, und Gott meinem Schöpfer inbrünstig dankte, nun nicht mehr in Rußland zu sein, ahnte ich freilich nicht, daß ich binnen Jahresfrist dies Land zum Zweitenmal wieder betreten müsse. Noch viel weniger hatte ich aber jetzt eine Ahnung davon, daß eben dies große Reich, dessen Boden mir jetzt so viel Entsetzen und Abneigung einflößte, mir noch ein zweites Vaterland und die Heimath meiner Kinder werden sollte!

In unserer Reiseweise, Behandlung und Verpflegung änderte sich übrigens nicht viel, seit wir Preußen verlassen hatten und uns auf russischem Boden befanden. Am 1. December langten wir in Dünaburg an, wo wir eine längere Rast machten. Unser bisheriger Transport sollte sich hier auflösen, da der Major uns sagte, daß wir gefangenen Officiere sehr wahrscheinlich in kleine livländische Städte

internirt, während die Soldaten nach Narwa transportirt würden. Wir wurden in Dünaburg ebenfalls in zwei große leere Zimmer, in denen sich Strohlager befanden, eingesperrt, doch hatten wir die Erlaubniß des Mittags in ein gegenüberliegendes Gasthaus zu gehen, um uns dort für unser Geld, bessere Speisen, als wir erhielten, bereiten zu lassen. So ging ich denn auch am zweiten oder dritten Tage nach unserer Ankunft, langsamen Schrittes in dies Gasthaus, als mir auf der Straße ein sehr elegant in kostbaren Pelzüberrock gekleideter Herr begegnete, dessen Erscheinung plötzlich alte, längst vergessene Jünglingserinnerungen erweckte. Es mußte Einer meiner akademischen Freunde aus Livland oder Kurland sein, mit denen ich 1791 bis 92 damals in Jena so fröhlich, leider aber auch für meine Verhältnisse so unverantwortlich leichtsinnig gelebt hatte. Zwar waren über 20 Jahre seit jener Zeit verflossen, allein ich konnte mich nicht täuschen, eine kleine Narbe auf der Stirn kennzeichnete den alten Universitätsfreund genau. Ich hatte besonders in letzter Zeit sehr oft meiner damaligen vielen Freunde aus den russischen Ostseeprovinzen gedacht, ob sie noch lebten und in welchen Verhältnissen sie sich wohl befinden möchten, aber nie das Mindeste von ihrem Schicksal erfahren. Diese ganz unerwartete Begegnung brachte mich zu dem Entschluß, den Gefundenen anzureden. Er war in einen Laden gegangen und so wartete ich vor der Thür des Gasthofes auf seine Rückkehr. Je schärfer ich ihn jetzt ansah, desto mehr

überzeugte ich mich, daß keine Täuschung möglich sei. Auch der Herr, dem es auffallen mochte, daß ein gefangener französischer Officier in etwas abgetragener Uniform, und überhaupt sehr verwildert aussehend, ihn so stark fixirte, sah mich verwundert an, schien aber zu keinem Entschluß kommen zu können. Ich nannte nun seinen Namen, da war es als ob plötzlich der Schleier der sein Gedächtniß bisher verhüllte, zerriß und meine Hand ergreifend rief er im Tone des höchstens Erstaunens: „Reinhardt, sind Sie es — oder vielmehr bist Du es?!"

„Gewiß bin ich Reinhardt, der alte Senior der Landsmannschaft Livland in Jena, von dem Du im Sommer 1792, als wir damals in Jena den famosen Auszug gemacht hatten, in Weimar Abschied nahmst, jetzt Oberstlieutenant im Genie-Korps des Kaisers Napoleon und wie Du siehst, leider ein Kriegsgefangener in Rußland," antwortete ich, seine Hand herzlich drückend.

„Welch wunderbares Wiedersehen nach so langen Jahren — doch komm hier in das Gasthaus hinein, — wir haben uns ja so Vieles zu erzählen," entgegnete mein alter Freund im freudigsten Tone und führte mich, meine Hand noch immer festhaltend, in das Gasthaus.

An den tiefen Bücklingen des dicken Gastwirthes und seines schmutzigen Kellners und dem ehrerbietigen Grüßen einiger im ersten Zimmer beim Billardspiel versammelter russischer Gensdarmerie-Officiere und

Beamten, konnte ich leicht bemerken, daß mein alter Universitätsfreund jetzt eine sehr vornehme Persönlichkeit geworden sein mußte. Er befahl ein gutes Diner und zwei Flaschen Champagner in ein Extrazimmer zu bringen, und meinte lachend: „wir werden uns so viel zu erzählen haben daß wir wenigstens für einen behaglichen Platz dabei sorgen müssen.“

Bald saßen wir an einem wohlgedeckten Tisch, der ein so gutes Diner, wie solches in Dünaburg überhaupt zu haben war, trug, und zwei Flaschen Champagner in Eiskübeln streckten ihre schlanken Hälse uns verlangend entgegen. „Also zuerst auf unsere alte fröhliche Universitätszeit und den ferneren Fortbestand unserer damaligen Freundschaft“ rief der Baron S., dabei sein Champagnerglas mit dem meinen anstoßend. — „Und nun erzähle, ich brenne vor Neugierde, wie aus Dir, dem ehemaligen flotten Bruder Studio der alten Universitätsstadt Jena und gelehrten Beflissenen der Theologie, jetzt ein benarbter Oberstlieutenant des Kaisers Napoleon, geworden ist. Wir Livländer und Kurländer, welche damals mit Dir in Jena studirten, haben uns später noch oft nach Deinem Schicksal erkundigen lassen, aber niemals auch nur das Allermindeste über Dich erfahren können. „Du wärst ganz verschollen“, hat es stets geheißen.“

Und so erzählte ich nun dem so aufmerksam zuhörenden alten Freund, daß er fast das Essen und Einschenken darüber vergessen hätte, meine ganzen

bisherigen Lebensschicksale seit unserer damaligen Trennung in Weimar, was trotz aller Kürze doch eine ganze Zeit in Anspruch nahm.

„Ja wahrhaftig Du hast viel erlebt und ein wildbewegtes Leben geführt“ meinte er, als ich endlich meine Erzählung geschlossen. „Mein bisheriges Leben verfloß einfacher und ruhiger. Nachdem ich mich des Studirens halber einige Jahre in Deutschland umhergetrieben, dabei aber nicht allzuviel gelernt hatte, ging ich, wie Du weißt, damals von Jena fort, ohne mich mit Visitenkarten „pour prendre congé“ zu bemühen. Unser damaliger Auszug war ein Kapitalspaß, an den ich noch stets mit Vergnügen zurückdenke, die späteren Untersuchungen darüber vor den steifen Perrückenstöcken von Professoren würden mich aber arg gelangweilt haben, und so war es am besten, daß ich still verduftete. Ich hatte mir nun die tollen Hörner etwas abgelaufen, und unternahm mit zwei Vettern eine längere Reise durch Deutschland, Holland und England, da uns Frankreich und Italien leider durch diese dreimal verfluchte französische Revolution verschlossen waren. Nach Livland meiner Heimath zurückgekehrt, hielt ich mich dann später einige Zeit in Petersburg auf, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, verheirathete mich mit einer Cousine, welche Hoffräulein bei Ihrer Majestät der Kaiserin war, und da mein Vater inzwischen starb, erbte ich unsere sehr weitläufigen Familiengüter, bekam eine ziemlich zahlreiche Familie, übernahm nach und nach

manche ritterschaftliche Aemter und Ehrenstellen in Livland und bin jetzt Adelsmarschall der Provinz. Als im vorigen Jahre Euer Kaiser Napoleon, den — nimm mir es nicht übel, erzdummen Einfall bekam, uns hier in Rußland mit Krieg zu überziehen, obgleich unser Kaiser ihm doch nicht die allermindeste Veranlassung hierzu gegeben hatte, ließ ich meinen ältesten Sohn, der eben 17 Jahr alt geworden, in die Garde eintreten, und war bei der Bildung der Miliz und der Organisation sonstiger freiwilliger Gaben sehr thätig, wodurch ich mir die besondere Gnade unseres Kaisers Alexander erwarb. Jetzt bin ich nach Dünaburg gekommen, um daselbst Geschäfte wegen der Stellung von vielen Remontepferden für unser Heer, welche die livländische Ritterschaft freiwillig übernehmen will, abzumachen, und so ist es ein ungemein glücklicher Zufall, daß ich Dich jetzt hier getroffen habe" schloß der Baron seine Erzählung, mir dann nochmals die Hand herzlich drückend.

„Doch höre, Du bist jetzt leider ein Gefangener und das Loos eines gefangenen französischen Officiers in Rußland, ist bei der großen, aber auch gerechten Erbitterung, welche im ganzen russischen Volke über diesen uns aufgedrungenen Krieg herrscht, kein angenehmes. So mache ich Dir denn als alter Freund den Vorschlag, ob Du Deine Gefangenschaft nicht bei mir als mein Gast auf meinem Schlosse verleben willst. Ich glaube, einen angenehmeren Aufenthalt, als wenn Du in ein kleines elendes Landstädtchen

internirt wirst, daselbst Dir von einem rohen Gensdarmerie- oder Miliz-Officier Grobheiten sagen lassen, und dreimal täglich zur Kontrolle kommen mußt, kann ich Dir versprechen," sagte er in wahrhaft herzlichem Tone. Es war natürlich, daß ich dies freundschaftliche Anerbieten mit dem größten Dank annahm und nur meinen Freund fragte, ob ich auch die Genehmigung zu solch einem Aufenthalt erhalten würde? Der aber lachte und meinte: „Nimm es mir nicht übel, aber französische Kriegsgefangene sind jetzt eine sehr wohlfeile Waare bei uns in Rußland, auf welche man keinen großen Werth legt. So weit reicht mein Ansehen, daß es mir sehr leicht wird, für Dich die Genehmigung zu jedem beliebigen Aufenthaltsort in Rußland zu erwirken, sobald ich nur die schriftliche Bürgschaft dafür übernehme, daß Du Dich sofort den Behörden stellst, wenn diese Dich sehen wollen. Ueberlasse mir nur Alles zu besorgen, und übermorgen, wenn meine Geschäfte in Dünaburg beendet sind, fährst Du als mein gern gesehener Gast mit mir auf meine Herrschaft."

Da inzwischen die Zeit, welche wir Gefangenen im Gasthofe verbringen durften, schon überreichlich verstrichen war, und mein Freund dringende Geschäfte bei einer hohen Persönlichkeit hatte, so nahmen wir für heute Abschied. Bevor ich fortging, meinte der Baron, daß Kriegsgefangene selten gefüllte Kassen besäßen, wenn ich daher des Geldes bedürftig sei, möge ich ihm dies ohne Scheu mittheilen. Als ich

ihm sagte, ich trüge nahe an 900 Napoleonsd'or, meine Orden und sonstigen Dokumente, in eine Lederjacke eingenähet, auf dem bloßen Leibe, lachte er sehr über diese weise Vorsicht, und rieth mir meine Schätze recht sorgsam zu verbergen so lange ich ein Gefangener sei, da sie mir von den Kosacken oder Milizen sehr wahrscheinlich fortgenommen werden dürften.

So trennten wir uns und ich will nicht läugnen, daß ich mit ganz anderen Gefühlen unseren gemeinsamen Aufenthaltsort wieder betrat, wie ich solchen verlassen hatte. Wie dankbar mußte ich Gottes Güte und Gnade preisen, diesen rettenden Freund jetzt so ganz unerwartet hier in Dünaburg gefunden zu haben. Ich konnte vor Freude und Aufregung fast die ganze Nacht kein Auge schließen.

Vornehmheit und hoher Rang haben überall in der Welt große Geltung, daß aber in Rußland dies mehr wie in vielen anderen Ländern der Fall war, konnte ich jetzt recht erkennen. Schon am anderen Morgen wurde ich zu einem in Dünaburg kommandirenden General gerufen und mir mitgetheilt, daß ich gegen einen Revers, in welchem ich mich verpflichte der Behörde stets meinen Aufenthaltsort anzuzeigen, und jeder etwaigen Einberufungsordre sofort Folge zu leisten, die freie Wahl habe, mir im ganzen russischen Reich, mit Ausnahme der Grenzdistrikte, jeden beliebigen Wohnsitz zu wählen. Mit Freuden unterschrieb ich diesen in französischer Sprache abge-

faßten Schein. Ich eilte nun zu meinem Freunde ihm für seine Güte zu danken, und dieser theilte mir mit, daß er eine Bürgschaft in der Höhe von 2000 Rubel Silber, für mich habe unterschreiben müssen. Ferner sagte er mir, wie die Uniform eines französischen Officiers jetzt in Rußland nur Aufsehen und Abneigung errege und ich deshalb am Besten thue, mir eine Civilkleidung machen zu lassen. Es wurde der erste jüdische Kleiderhändler in Dünaburg gerufen, um mir in Eile alles Nöthige anzufertigen. Auch Wäsche, eine Pelzmütze und andere Toilettengegenstände wurden für mich eingekauft, und da ich schon den heutigen Tag als Gast des Barons im Gasthof wohnen sollte, suchte ich meine bisherigen Leidensgefährten, die übrigen französischen Officiere auf, um Abschied von ihnen zu nehmen. Mit großem Erstaunen, welches bei Einigen wohl nicht ganz frei von Neid, erfuhren diese die große Veränderung meines Schicksals. Dem alten Artillerie-Capitain, mit welchem ich auf dem Wagen zusammen gefahren war, drückte ich noch einige Napoleonsd'or verstohlen in die Hand. Ich habe von allen diesen gefangenen Officieren, keinen Einzigen jemals wieder gesehen. Sie sind in kleinen Städten Estland's internirt gewesen und im Sommer 1814 nach wiederhergestelltem Frieden, nach Frankreich zurückgekehrt. Nach Jahren las ich einmal in einer Geschichte des Feldzuges von 1815, daß der Artillerie-Capitain sich in der Schlacht von Belle-Alliance als Kommandant von 24 Geschützen

der französischen Garde Artillerie, sehr ausgezeichnet, zugleich aber dabei seinen Tod gefunden habe.

Am nächsten Morgen verließ ich in Gesellschaft des Barons S., dessen Geschäfte in Dünaburg beendet waren, die Stadt; war es doch jetzt eine ganz andere Art des Reisens, wie die, mit welcher ich hieher gekommen! und die große Wendung, welche mein Schicksal genommen hatte, trat mir dabei so recht lebhaft vor Augen. Der Kammerdiener und der Leibjäger des Barons fuhren in einem großen Schlitten, der den nöthigen Proviant und auch einen gefüllten Bettsack enthielt, einige Stunden voraus. Ihr Amt war, theils auf den Stationen die nöthigen Postpferde zu bestellen, damit wir schneller befördert werden konnten, theils auch den Mittagstisch herzurichten und in dem Dorfkruge, in welchem wir ein Nachtquartier hielten, Alles dazu vorzubereiten. Im breiten bequemen Schlitten, durch Pelze und Decken gegen die Kälte bestens geschützt, folgten der Baron und ich, von einem Dreigespann zwar unansehnlicher aber ausdauernder Postpferde so schnell auf der glatten Schlittenbahn fortgezogen, wie man nur in Rußland und in keinem anderen Lande von Europa, zu fahren pflegt. In dem elenden, schmutzigen Dorfkruge, wo wir das Mittagsmahl einnahmen, war Alles auf das Beste eingerichtet; der Fußboden mit kleingehackten Tannenzweigen bestreuet, ein Tisch mit blendendweißem Tischtuch und Geräthschaften von Porcellan und Silber elegant servirt, und die kalten Speisen, dazu

feuriger Portwein, ließen nichts zu wünschen übrig. Eben so war es auch in dem Kruge, in welchem wir das Nachtquartier hielten. Eine Kammer möglichst gereinigt, durch Teppiche und Pelzdecken wohnlich gemacht, darin zwei eiserne Feldbetten mit Roßhaarmatratzen und seidenen Steppdecken, diente zum Nachtquartier. Bei den theils sehr weit entlegenen, theils schmutzigen und nicht die mindesten Annehmlichkeiten für Reisende darbietenden Dorfwirthshäusern, welche man in den meisten Theilen von Rußland findet, pflegten vornehme Russen damals nie anders zu reisen, als ihre Diener mit Feldbetten, Tischgeräth und Proviant aller Art, auf einem eigenen Wagen oder Schlitten, voraus zu schicken und auf solche Weise wurde auch in den ärmlichsten Wirthshäusern, der nöthige Comfort, an welchen die vornehmen Russen von Kindheit auf gewöhnt sind, leicht hergestellt.

Das Schloß des Barons S. lag an 30 deutsche Meilen von Dünaburg entfernt und wir konnten die Fahrt dahin in 2 Tagereisen bequem zurücklegen. In der Abenddämmerung des zweiten Tages, langten wir am Ziel unserer Reise an. Schon das große Dorf sah ungleich wohlhabender und ordentlicher gehalten aus, als die meisten Dörfer, welche wir auf unserer Fahrt passirten, und die Bewohner, welche insgesammt, Alt und Jung, Mann und Weib vor den Thüren ihrer kleinen Häuser standen, um ihren zurückkehrenden Gutsherrn zu begrüßen, hatten ein gesundes, wohlgenährtes und dabei sehr zufriedenes Aussehen.

Daß der Baron S. ein sehr humaner, von den Insassen seiner großen Herrschaften aufrichtig verehrter Gutsherr sein müsse, konnte ich aus der Art, wie er gegrüßt wurde, und auch wie er selbst wieder grüßte, deutlich erkennen. Auf der Fahrt hatte der Baron mir gesagt, er würde mich als einen alten Universitätsfreund aus Deutschland seiner Familie vorstellen und ich möge auch, wenigstens so lange ich nicht genauer bekannt sei, den gefangenen französischen Officier verläugnen, da seine Frau und Kinder jetzt aus russischem Patriotismus große Erbitterung gegen alle Franzosen hegten. Eine breite Allee von hohen Linden, diesem Nationalbaum der Russen, führte vom Dorfe zu dem eine Viertelstunde entfernten Gutshofe. Die Dämmerung hatte inzwischen schon sehr zugenommen, doch konnte ich noch deutlich bemerken, daß das Schloß ein großes, stattliches, mit einem hohen Thurm geziertes Gebäude sein müsse. Die Schellen auf den Kummten unserer Postpferde, verkündeten die Ankunft des Gutsherrn. Das Thorhaus, welches die Einfahrt in den Hof bildete, war mit grünen Tannenzweigen, zum freudigen Gruß des heimkehrenden Familienhauptes festlich geziert. Auf dem sehr weitläuftigen Hofe war zahlreiches Gesinde aller Art in Bewegung und freudig ertönten die Willkommensrufe in der weichen lettischen Sprache. Das Gebell aller möglichen Hunde, groß und klein, theils umherlaufend, theils wie es schien, in einem Hundezwinger vereint, vermehrte den Lärm. An der Auf-

fahrt, die alterthümlich gewölbt war, standen zwei Diener in geschmackvoller Livrée mit Windlichtern, um beim Aussteigen aus dem Schlitten behülflich zu sein. Mit lauten Freudenrufen, stürmten plötzlich zwei prächtige Knaben von 12—14 Jahren die Treppe herunter und warfen sich dem Vater jubelnd und liebkosend um den Hals. Es waren die beiden jüngsten Söhne des Barons. Von den Dienern mit ihren Lichtern geleitet, stiegen wir die Treppe hinauf, und traten in den Vorsaal. Hier erwartete die Gattin den heimkehrenden Gatten und die herzliche Umarmung wie der innige Kuß Beider, zeigte, daß die Freude des Wiedersehens aus dem vollen Herzen komme. Die Töchter, zwei junge Mädchen von 15—16 Jahren, begrüßten ebenfalls freudig den zurückkehrenden Vater. Verwunderte Blicke Aller, trafen mich, den unbekannten Fremdling. Der Baron ergriff aber meine Hand und mich zu seiner Gattin führend, sprach er: „Hier liebe Margrethe, stelle ich Dir einen alten guten Freund aus meiner lustigen Universitätszeit in Jena vor, welchen ich die Freude hatte ganz unerwartet in Dünaburg zu treffen. Er wird auf längere Zeit unser lieber Gast sein und ich empfehle ihn dringend Deiner hausfreundlichen Fürsorge.“ Mit ungezwungener Freundlichkeit ergriff die Frau meine Hand und sprach mit dem lieblichen Wohllaut, den die deutsche Sprache im Munde der gebildeten kur- und livländischen Damen hat: „Seien Sie mir herzlich in unserem Hause willkommen, die Freunde meines

Mannes sind auch meine Freunde.“ Es war eine große, schlanke Gestalt von wahrhaft vornehmer Haltung, mit feinem Gesicht, dem die reichen schwarzen Haare und dunkelblauen Augen einen besonderen Reiz verliehen. Man sah es der noch immer schönen Frau wahrlich nicht an, daß sie die Mutter von 5 Kindern war, von denen der älteste Sohn schon als Kornet bei den Garde-Husaren im Felde stand.

Der Baron hatte inzwischen einem alten Diener, der eine Art von Haushofmeister zu sein schien, einige Worte gesagt und sprach dann zu mir: „Unser Friedrich, das Factotum unseres Hauses, wird Dich jetzt in Dein Zimmer bringen. Mache es Dir dort bequem, in einer halben Stunde hoffen wir Dich zu Tisch im Familienzimmer zu sehen. Die lange Fahrt hat uns guten Appetit gemacht.“

Durch lange Gänge und eine hohe Treppe hinauf in dem alterthümlichen, und wie es schien, dabei sehr behaglich eingerichteten Schloß, führte der Alte mich nun in mein Zimmer. Es war ein großes, zwar nicht modern aber sehr bequem eingerichtetes Gemach, mit einem Schlafkabinet, in welchem ein breites Himmelbett stand, daneben. Ein zweiter Diener, der so eine Art Hausbursche zu sein schien, zündete schnell ein hellprasselndes Feuer in dem mächtigen Ofen an, brachte Waschwasser, half mir bei der Toilette und führte mich nach einer halben Stunde in das Speisezimmer. Es war dies ein hohes, sehr geräumiges Gemach, mit Wänden von kunstvoll geschnitztem braunen

Eichenholz, mächtigen Kaminen, in denen ganze Scheite von Birkenholz knisternd und prasselnd brannten, geschmückt mit einer Sammlung Familienportraits in breiten Goldrahmen an den Wänden und alterthümlichen Waffen, Trophäen und Fahnen in den Ecken. Ein langer, reich gedeckter Tisch stand schon bereit und eine ziemlich zahlreiche Versammlung, welcher der Baron mich vorstellte, war anwesend, bestehend aus zwei älteren Schwestern seiner Frau, die Eine ein unverheirathetes Fräulein mit etwas harten, strengen Gesichtszügen, die andere an einen im Felde stehenden General verheirathet; dann ein weitläuftiger Vetter des Hauses, ein verabschiedeter Rittmeister, der unter Suwarow in Italien den einen Fuß verloren, jetzt für immer im Schlosse lebte und bei den sehr häufigen Abwesenheiten des Barons, eine Art Major-Domusstelle bekleidete; ferner die beiden Erzieherinnen der Töchter, Mademoiselle Clemence, eine muntere Brünette aus der französischen Schweiz, und eine alte, steife, verknöcherte Engländerin, welche bereits die Schloßfrau erzogen hatte und jetzt gleichsam das Gnadenbrod hier bekam, und der Hauslehrer der Söhne, ein echter sächsischer Theologe aus Meißen.

Daß mich die Anwesenden mit einer gewissen gespannten Neugierde betrachteten, konnte ich leicht bemerken. Meine breite blutrothe Narbe über der Stirn, die tiefgebräunte Gesichtsfarbe und der mächtige, weit über das Gesicht herunterhängende Schnurrbart, schienen zu sehr auf einen langgedienten Officier

hinzudeuten. Es wurden aber weiter keine neugierigen Fragen über Stand und Herkunft an mich gerichtet, und die Erklärung des Hausherrn, daß ich ein alter Universitätsfreund von ihm sei, mußte vorläufig Allen genügen. Die Speisen waren kräftig und reichlich, die Getränke gut, und da unser Appetit von der langen Fahrt in der kalten Winterluft sehr geschärft war, aßen wir tüchtig. In seiner großen Freundlichkeit brachte der Baron den Toast auf mich aus: „Auf daß es Dir in meinem Hause wohlgefallen und gut ergehen möge“, wobei das Ehepaar mir herzlich die Hand reichte. Und welche köstliche Nachtruhe hielt ich in dem breiten Bett in meinem behaglichen Schlafkabinet. Außer in der Pflegeanstalt des Arztes bei Toulon, hatte ich in solchen Betten noch niemals geschlafen. —

Der Eindruck des Behagens, welchen das Schloß und seine Bewohner sogleich beim ersten Eintritt in mir hervorgerufen hatte, ward in den folgenden Tagen, wo ich die Menschen und ihre Umgebung genauer kennen lernte, noch erhöht. Hier war das großartige und dabei glückliche Land- und Familienleben eines reichen Gutsbesitzers in seltener Vollendung vereint. Die Herrschaften des Barons, welche er mit großer Thätigkeit, Umsicht und Energie verwaltete, waren weit ausgedehnt und da Livland von dem letzten Kriege direct gar nicht gelitten hatte, so lieferten sie einen sehr reichlichen Ertrag. Der Baron nahm mich gleich am ersten Morgen mit auf seinem Umgang in

den Wirthschaftshof und ich erstaunte über die Großartigkeit. In den weitläufigen Viehställen, waren Hunderte von Kühen und Ochsen und Tausende von Schafen an den vollen Krippen; zur Bewirthschaftung des Hauptgutes und seiner Nebenhöfe, dienten an 100 Arbeitspferde, während 8 Wagenpferde und 12 bis 14 Reitpferde, darunter treffliche Rosse der besten Ukrainer und Tscherkessischen Rasse, den Marstall für die Schloßfamilie und deren häufige Gäste bildeten. Der Baron in seiner großen Freundlichkeit zeigte mir gleich einen sehr hübschen Grauschimmel englischer Zucht, als Reitpferd für meinen Gebrauch und befahl den Stallleuten, solchen zu jeder Zeit, wenn ich es wünsche, für mich zu satteln, und da ich den Gutsherrn nach dem Mittagsmahl auf einem Ritt nach einem eine halbe Meile entfernten Nebengute begleitete, so konnte ich mich sogleich von der Güte des schönen Thieres überzeugen.

Der Baron war ein eifriger Weidmann und da auf der Herrschaft noch wilde Schweine, Wölfe, mitunter selbst Bären vorkamen, überraschte mich auch nicht die Menge und Mannigfaltigkeit der schönen Jagdhunde aller möglichen Rassen, deren Gebell uns schon am gestrigen Abend begrüßt hatte. Und wie wohlwollend sprach der Gutsherr mit allen seinen vielen Dienstleuten, vom ersten Inspektor, einem sehr stattlichen älteren Herrn aus Ostpreußen gebürtig, bis zum letzten lettischen Schweinehirten-Jungen. Man merkte es allen Gutsinsassen leicht an, daß sie ihrem

Herrn nicht bloß großen Respect, sondern zugleich auch wahre Zuneigung zollten. Ebenso großartig wie der Gutshof, war auch das alterthümliche Schloß mit seiner ganzen Einrichtung. Alles gediegen, bequem, vom größten Wohlstand zeugend, dabei aber ohne die mindeste Ostentation, wie man solche so häufig in den Wohnungen reicher Emporkömmlinge trifft. Und was für ein herzliches Familienleben herrschte hier, mit welcher Anmuth und Milde wußte die Schloßfrau ihren vielen Pflichten vorzustehen und war als Gattin, Mutter und Wirthin ihrer zahlreichen Gäste, wirklich ein seltenes Beispiel. Dabei ging der ganze Haushalt so ruhig und gleichmäßig, Güte und Freundlichkeit gegen einander beseelte Alle, und niemals hörte ich ein Gezanke oder nur ein unsanftes Wort, außer von dem alten Rittmeister, der freilich häufig schlechter Laune war und dann nicht wenig brummte und fluchte. Ich habe stets alle Menschen beneidet, welche eine feste Heimath besitzen, die den wahren Kern ihres ganzen Lebens bildet, und das Ziel aller ihrer Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen ausmacht, aber eine solche Heimath, wie sie dem Baron S... und seiner Familie, von einem gütigen Geschick beschieden war, sein eigen nennen zu dürfen, muß ein doppeltes Glück gewähren. Wenn ich dagegen mein rast- und ruheloses Leben mit diesem sicheren, behaglichen Dasein verglich, — konnte ich, wie ich nicht läugnen will, oft eine verächtliche Anwandlung bitteren Neides nicht unterdrücken. Zwar meine Kind-

heit hatte ich in einer schönen friedlichen Heimath verleben dürfen, und wenn auch alle Verhältnisse in dem bescheidenen Pfarrhause der Eltern, in Vergleich zu den hier im Schlosse herrschenden, gar kleinlich und ärmlich waren, so hing mein Herz doch mit treuer Liebe daran, und gerne gedachte ich ihrer in der Erinnerung. Aber wie hatte später das Leben mich umhergeworfen, wie mußte ich von Land zu Land, von Krieg zu Krieg ziehen, und oft mein Blut für eine Sache vergießen, die mich verzweifelt wenig interessirte. Und noch war dies Irrleben nicht beendet, — ich konnte nicht im Mindesten ermessen, wie lange meine Gefangenschaft in Rußland dauern und was dann später mein Loos werden dürfte. Des Kaisers Napoleon Weltherrschaft war jetzt zerbrochen, er hatte mit den Trümmern seines Heeres überall das rechte Rheinufer räumen müssen, fast ganz Europa stand nunmehr gegen ihn in den Waffen und wenn er vielleicht nach langem Verzweiflungskampf besiegt und das französische Heer gänzlich vernichtet wurde, was sollte dann aus mir, dessen Officier wohl werden?! Außer meinem Officierpatent und den 900 Napoleonsd'or, besaß ich auf Gottes weiter Erde nicht das Mindeste, dabei war die beste Zeit meiner Jahre schon geschwunden und die vielen ausgestandenen Strapazen und erhaltenen Wunden, schwächten meine Körperkraft immer mehr, wie ich nur zu deutlich verspürte. Es waren dies gar trübe Gedanken, welche oft den Schlaf von meinen Augen scheuchten, trotz des weichen üppigen

Lagers, auf welchem ich die müden Glieder strecken durfte. Im Uebrigen war mein Leben auf dem Schlosse sehr angenehm, und des Barons und seiner edlen Gattin nie rastende Sorgfalt, suchten es mir so behaglich wie nur möglich zu machen. Mein Zimmer, hoch im Thurme gelegen, war äußerst bequem eingerichtet und der Blick über den großartigen Park mit seinen prächtigen alten Bäumen, hinaus in die weiten Wälder, sehr schön, obgleich dichter Schnee jetzt die ganze Gegend deckte. Da sowohl der Baron wie seine Gattin und auch die Kinder, in den Morgenstunden stets ihre Beschäftigungen hatten, ward das Frühstück von Allen allein auf ihren Zimmern eingenommen, und brachte der Hausbursche, ein flinker gewandter Lette, mir dasselbe stets hinauf. Lectüre füllte dann die nächsten vier Stunden so angenehm aus, daß mir solche wie im Fluge vergingen. Die Schloßbibliothek war reich mit den besten englischen, französischen und auch deutschen Werken versehen, und da ich seit 1793 kaum ein deutsches Buch mehr in der Hand gehabt hatte, warf ich mich mit wahrem Heißhunger jetzt auf das Lesen der deutschen Klassiker. Namentlich Schiller's unsterbliche Werke erfreuten mich manche Stunde, ich konnte mich kaum von ihnen losreißen, und überhörte fast die Eßglocke darüber. Wie oft gedachte ich jetzt dabei des großen Todten und der vielen heiteren und angenehmen Stunden, welche ich in Jena im Jahre 1790—91, in seiner Gesellschaft verlebte! Welch ganz andere Wendung hätte mein

Leben genommen, wäre ich damals auf der begonnenen Bahn ruhig fortgeschritten. Ich würde jetzt vielleicht ein behäbiger thüringischer Dorfpfarrer sein, an der Seite einer fleißigen wirthschaftlichen Hausfrau, mit vielen derben Kindern gesegnet. Die zwölfte Morgenstunde, wo das Gesinde sein Mittagsessen erhielt, versammelte uns Alle zum zweiten Frühstück in dem geräumigen Speisesaal. Kalte Gerichte in Ueberfluß, standen auf dem Tisch und der auf dem Gute selbst bereitete Meth, der dabei getrunken wurde, schmeckte mir trefflich. Unter Geplauder aller Art verging gewöhnlich die Zeit ganz rasch.

Um 2 Uhr, wenn die Kinder wieder ihren Studien obliegen mußten, ließ ich mir meinen schnellen Grauschimmel satteln, und begleitete entweder den Baron bei seinen Inspektionsritten durch die weiten Wälder und Felder oder nach den Vorwerken und Nebenhöfen, oder ritt allein aus; bisweilen nahm ich auch eine Flinte auf den Rücken und ging mit den Förstern und Waldläufern, lauter geborenen Letten, auf die Jagd. Da ein vortrefflicher Wildstand war, brachte ich häufig reiche Beute an Hasen, Rehen oder verschiedenem Geflügel mit nach Hause. Nur einen Wolf zu schießen, was ich sehr wünschte, wollte mir niemals gelingen. Um 6 Uhr fand das Mittagsmahl statt, was stets sehr gut und reichlich war, und die Abendstunden wurden mit Musiciren, Schach- und Kartenspiel oder Gesprächen verbracht. Es war selten, daß keine Gäste im Schlosse anwesend, ja oft stieg

deren Zahl auf Dutzende, daher eine lange Reihe von Fremdenzimmern stets zu ihrer Aufnahme bereit stand. Es herrschte, wie dies bei allen begüterten Familien in Kur- und Livland damals der Fall war, eine sehr weitausgedehnte herzliche Gastfreundschaft im Schlosse. Der alte Diener, welcher als Haushofmeister fungirte, gerieth gar nicht in Verlegenheit, wenn er einem Dutzend unerwartet angekommener Gäste, die Zimmer anweisen mußte; und seiner dicken Gattin, die als Oberköchin in der geräumigen Schloßküche mit unumschränkter Herrschaft schaltete und waltete, war es ziemlich einerlei ob sie den Mittagstisch für 20 oder für 40 Personen anrichten mußte. Nur mit dem französischen Rothwein und mit Champagner, der hierher aus Frankreich in großer Menge bezogen war, sah es jetzt wegen des nun schon 2 Jahre anhaltenden Krieges, sehr knapp aus. Man suchte sich aber dadurch zu helfen, daß man mehr Ungarwein, Rheinwein, Punsch oder auch Meth trank. Besonderer Aufwand wurde übrigens für keinen Gast gemacht und die steststehende Hausordnung nicht im Mindesten gestört, mochten noch so viele oder so vornehme Fremde anwesend sein.

Ein sehr schönes Fest, welches ich in der Familie feierte, und was mir stets unvergeßlich bleiben wird, war das der Weihnachten. Welche frohe Erinnerungen meiner glücklichen Kindheit, tauchten in mir auf, und Gefühle erwachten in meiner Brust, die schon so lange geschlummert hatten, daß ich sie für bereits gänzlich

erstorben gehalten. In dem großen Familiensaale, war der riesige Tannenbaum mit seinen Hunderten von hellstrahlenden Lichtern, angezündet und lange Tische mit reichen Gaben für die vielen verschiedenen Mitglieder der Familie, standen an den Wänden. Lange Jahre hatte ich keinen Tannenbaum gesehen, und der eigenthümliche Duft seiner Nadeln, vermischt mit dem Geruch der Wachslichter, mich nicht erfreuet. Wie großartig und dabei doch herzlich und gemüthlich, von wahrer, inniger Familienliebe getragen, ohne welche es freilich einen weit geringeren Werth besitzt, wurde dies Fest hier gefeiert! Auch für das Hausgesinde, wohl an 20 Köpfe stark, war im Vorsaal ein Tannenbaum angezündet, wie auch alle Knechte und Mägde auf der Herrschaft und die Gutsangehörigen in den Dörfern, reiche Gaben an Mehl, Fleisch und Meth empfingen. Es waren mehrere Ochsen und Schweine eigends zu diesem Zwecke geschlachtet und große Methfässer angezapft worden.

Ich empfing von der Güte des Barons und seiner Frau, ebenfalls reiche Geschenke und hatte meinerseits noch den Kindern verschiedene kleine Gaben bereitet.

In jeder Hinsicht war ich so vortrefflich auf dem Schlosse des Barons aufgehoben, daß ich mich daselbst hätte sehr behaglich fühlen müssen, wenn nicht ein böser Umstand dies angenehme Leben sehr beeinträchtigt. Dies war nämlich das Incognito, in welchem ich als gefangener französischer Officier mich befand. Der Baron hatte wahrscheinlich meine Lebensstellung seiner

Gattin mitgetheilt, denn ich bemerkte mit Freude, wie sie trotz alles eifrigen russischen Patriotismus, es doch sorgsam vermied in meiner Gegenwart auf die französische Armee und den Kaiser Napoleon heftig zu schmähen. Desto mehr geschah dies dafür von den übrigen Hausgenossen und besonders auch von den meisten kurländischen und livländischen Edelleuten, welche als Gäste im Schlosse anwesend waren. Bei dem großen Interesse, welches Alle ohne Unterschied, an dem jetzt geführten Kriege nahmen, war es natürlich, daß jedes Gespräch sich fast nur um diesen drehte und alle Nachrichten die von dem Kriegsschauplatze kamen, mit fast fieberhafter Neugierde förmlich verschlungen wurden. Daß dabei stets harte Urtheile über den Kaiser Napoleon und dessen Heer ertönten, war ebenfalls erklärlich, denn Rußland hatte 1813 wahrlich keine Ursache Beiden allzu dankbar oder gewogen zu sein. Da Niemand wußte, wer ich war, fand in meiner Gegenwart auch weiter keine Zurückhaltung, ja nur Mäßigung in diesen harten, häufig sogar leidenschaftlich erbitterten und gehässigen Urtheilen statt. Es war natürlich für mich im höchsten Grade peinlich alle solche Aeußerungen über ein Heer, dem ich selbst noch als Officier angehörte, und dessen Fahnen ich über 20 Jahre mit Ehren gedient hatte, ruhig mit anhören zu müssen. Oft wollte der gerechte Zorn in mir aufsteigen, und ich solchen frechen Spöttern, welche z. B. alle französischen Officiere insgesammt für eine Räuberbande erklärten, sehr

derb meine Meinung sagen, und gewaltsam mußte ich mich zusammenzunehmen suchen, um die nöthige Ruhe zu bewahren. Wie undankbar hätte ich aber die Gastfreundschaft des Barons und die große Freundlichkeit, welche seine Frau und Kinder mir stets bewiesen, belohnt, wenn ich eine heftige Scene in ihrem Hause herbeiführte und mich plötzlich als ein französischer Officier, der mit dem Degen in der Faust, Genugthuung für alle Lästerungen über seinen Stand verlangte, gezeigt. Ganz unmöglich konnte und durfte ich dies und so mußte ich stets schweigend mit anhören, was ich doch so ungern vernahm. Ich zog mich deshalb so viel als möglich aus allen größeren Kreisen zurück und schützte oft Unwohlsein vor, um allein auf meinem Zimmer bleiben zu können, wenn ich wußte, daß eine zahlreiche Gesellschaft von Gutsbesitzern, wo dann derlei politische Gespräche unvermeidlich waren, die Abende im Schlosse zubrachte. Gerade dieser Umstand, und weiter kein anderer, bewog mich schon häufig zu dem Gedanken, das Schloß, so angenehm auch sonst alle Verhältnisse daselbst für mich waren, zu verlassen, dem Baron für seine Gastfreundschaft zu danken und mich zu meinen Kameraden, den übrigen gefangenen französischen Officieren in irgend eine kleine abgelegene Landstadt zu begeben. Nach den neuesten Nachrichten, konnte der Krieg zwischen Rußland und Frankreich noch von unbestimmter Dauer sein, und so glaubte ich, daß mir dieser Zustand auf die Länge doch zu peinlich sein würde.

Einige Tage nach dem Weihnachtsfeste, kehrte der Bruder der Hausfrau, der Graf K. zu einem längeren Besuch auf dem Schlosse ein. Er diente als General in der russischen Armee und war im Frieden, Gouverneur von Kasan, hatte aber jetzt im Kriege eine Division gegen den Kaiser Napoleon kommandirt und in der Schlacht bei Leipzig eine schwere Wunde am Fuße erhalten. Diese Blessur, obgleich jetzt wieder so ziemlich geheilt, verhinderte ihn doch am Reiten, daher er an dem ferneren Feldzug gegen Frankreich keinen weiteren Antheil nehmen konnte. Auf der Heimreise in sein Gouvernement begriffen, wollte er bei dieser Gelegenheit seinen Verwandten auf Schloß S..., welche er seit einigen Jahren nicht mehr gesehen hatte, einen mehrwöchentlichen Besuch abstatten. Daß die Ankunft des Generals große Freude bei Allen im Schlosse erregte, und schon vorher Tagelang auf das Lebhafteste besprochen wurde, war natürlich. Man traf Anstalten zu einem festlichen Empfang und errichtete beim Eingang in den Hof, eine große Ehren- und Triumphpforte, aus grünen Tannenzweigen, an welcher ein Transparent mit der Inschrift: „Ehre und Willkommen dem heimkehrenden Sieger" prangte. Auch ward das ganze alterthümliche Schloß mit seinem hohen Thurm glänzend illuminirt, was an dem dunklen Winterabend in der weiten Schneelandschaft einen imposanten Anblick gewährte.

Ich muß gestehen, ich sah der Ankunft des Generals gerade nicht mit sonderlichem Behagen entgegen, denn

daß es jetzt, wo ein blessirter Officier aus dem Feldzug gegen die französische Armee heimkehrte, an Schmähungen und gehässigen Aeußerungen gegen Letztere nicht fehlen würde, mußte ich mit Recht befürchten und konnte ich somit manche peinliche Unterhaltungen befürchten. Aus diesem Grunde schützte ich Unwohlsein vor, um am Abend der Ankunft nicht im Familiensaal anwesend sein zu müssen. Am anderen Morgen beim zweiten Frühstück, wurde ich dem General vorgestellt. Er war eine stattliche Erscheinung, seiner Schwester der Schloßfrau sehr ähnlich, und in Haltung, Sprache und Gesichtsausdruck sogleich den vielerfahrenen höheren Officier zeigend. Gegen mich war er sehr verbindlich, doch fiel es mir auf, daß er einen besonders scharfen und fixirenden Blick über meine ganze Person gleiten ließ. Wahrscheinlich mußte sein Schwager ihm meinen wahren Stand verrathen haben. Der Zufall wollte es, daß wir Beide am nächsten Tage nach dem zweiten Frühstück, allein einen Spaziergang in dem beschneiten Schloßpark machten. Plötzlich blieb der General stehen und mir die Hand reichend, sagte er lächelnd in französischer Sprache: „Wissen Sie, mein Herr Oberstlieutenant, daß wir schon alte Bekannte sind?“ So war denn mein Inkognito zwar verrathen, aber erstaunt frug ich doch: „Ich weiß in der That nicht, mein Herr General, wo ich schon die Ehre gehabt haben sollte, Sie zu sehen?“

„In der Schlacht von Borodino, oder wie es in

Ihrem Heere heißt, an der Moskwa, war es, wo ich Sie sah. Ich befehligte damals eine Grenadier-Brigade, welche eine Schanze stürmen sollte, und sah vorher durch mein sehr scharfes Fernglas, daß ein höherer französischer Genie-Officier die Wiederherstellung dieser Schanze, trotz unseres sehr heftigen Granat-Feuers, mit großer Ruhe und Kaltblütigkeit leitete. Dieser Genie-Officier sind Sie, — ich erkannte Sie gestern sogleich auf den ersten Blick und theilte dies auch meinem Schwager mit. Ich freue mich nun doppelt in guter Kameradschaft einige Wochen mit Ihnen hier verleben zu können."

So kam ich denn mit dem ungemein liebenswürdigen und unterrichteten General in nähere Bekanntschaft, und freute mich sehr über seine Anwesenheit auf dem Schlosse. Wir unterhielten uns viel und gerne mit einander, ich theilte ihm alle meine vielen Lebensschicksale mit, wohingegen er mir sehr unbefangen und mit großer Unpartheilichkeit den Verlauf des Feldzuges von 1813 in Deutschland, von dem ich eigentlich wenig Zuverlässiges gehört hatte, schilderte. So sah ich mit wahrer Betrübniß, der Abreise des Generals nach Kasan, welche Ende Januar stattfinden sollte, entgegen. Um diese Zeit wollte auch der Baron mit seiner Gattin und Schwägerin einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Mitau, wohin ihn vielfache Geschäfte riefen, nehmen, und stellte mir frei, ihn entweder dahin zu begleiten, oder allein auf dem Schlosse zurückzubleiben.

Einige Tage vor seiner Abreise, machte ich mit dem General, wie es jetzt täglich unsere Gewohnheit war, einen Spaziergang in den Park. Da sagte er plötzlich zu mir: „Wissen Sie, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, durch dessen Annahme Sie mich wahrhaft verpflichten würden und der ist, mit mir nach Kasan zu kommen und während der Dauer Ihrer Gefangenschaft, daselbst als mein Gast bei mir zu bleiben. Wie ich heute sicher erfahren, sind die alliirten Heere jetzt in Frankreich eingedrungen, ihr Ziel ist Paris und die Absetzung des Kaisers Napoleon, was ich für meine Person aufrichtig beklage. So kann, ja wird der Krieg noch von langer unbestimmter Dauer sein, denn Napoleon wird, wie der in seiner Höhle angegriffene Löwe, noch einen blutigen Verzweiflungskampf führen und daher die Zeit Ihrer Gefangenschaft in Rußland ganz unberechenbar sein. Auf die Länge werden Sie sich aber bei Ihrem müßigen Aufenthalt auf dem Schlosse sehr langweilen, zumal mein Schwager in nothwendigen Geschäften jetzt sehr viel abwesend sein muß. Bei mir in Kasan wird dies nicht der Fall sein, denn es dürfte Ihnen Interesse gewähren, das Leben jener halbasiatischen Stadt kennen zu lernen; mein Haus ist stets voller Gäste und wenn Sie sich der Erziehung meiner Kinder annehmen, und diesen Unterricht in der deutschen und französischen Sprache ertheilen wollen, so würde ich Ihnen sehr dankbar dafür sein. Ist der Krieg mit Frankreich und damit die Dauer Ihrer Gefangenschaft

beendet, so verpflichte ich mich, Sie auf passende Weise wieder bis an den Riemen zurückzubefördern. Ueberlegen Sie sich dies Alles"; so sprach der General und sah mich dabei sehr wohlwollend an.

Es giebt im Leben jedes Menschen Augenblicke, welche über sein ganzes ferneres Geschick entscheiden, und so war dies auch jetzt bei mir der Fall. Vor einer Stunde noch hatte ich kaum an Kasan gedacht, und der Ort war mir vollständig gleichgültig gewesen; jetzt aber durchzuckte mich plötzlich der Entschluß, den freundlichen Vorschlag des Generals anzunehmen. Ohne Zögern antwortete ich daher: „Es gilt, ich begleite Sie nach Kasan, Herr General, unter der Bedingung, daß Sie sogleich für meine passende Rückreise hieher sorgen, wenn es mir dort nicht mehr gefallen sollte." „Abgemacht", rief der General, wie es schien sehr erfreuet — „ich hoffe, es soll Ihnen bei mir wohl sein" und gab mir die Rechte zum Handschlag. Ich schlug ein, ohne zu ahnen, daß ich dadurch in einen neuen Abschnitt meines Lebens eintreten würde. Hätte ich dies gewußt — so wäre meine Seele doch wohl von ernsteren Bedenklichkeiten bewegt gewesen — doch wie kann ein Sterblicher die Zukunft mit seinen Gedanken durchdringen!

Fünftes Kapitel.

Reise nach Kasan. Leben daselbst. Das Anerbieten als Hauptmann in russisch-kaiserliche Dienste zu treten. Gründe die mich zu dessen Annahme bewogen. Ernennung zum Hauptmann im Ingenieur-Korps von Sibirien. Meine Verheirathung mit einer Russin. Abreise nach Sibirien. Besuch in Jekaterinenburg. Ankunft in Tobolsk. Geselliges Leben daselbst. Zwei sehr verschiedene Schlittenfahrten.

Es war ein herzlicher Abschied, den ich vom Baron S. und seiner ganzen Familie nahm, als ich am 28. Januar 1814 in Begleitung des Generals Graf K. die Reise nach Kasan antrat. Ich war dem edlen Manne wie auch seiner liebenswürdigen Gattin zum wärmsten Dank verpflichtet und niemals werde ich die Zeit, welche ich auf dem Schlosse in so angenehmen Verhältnissen verlebte, vergessen. Die aufrichtige Trauer, welche Alle jetzt beim Abschied zeigten, bewies mir, daß auch ich so glücklich gewesen, mir ihr Wohlwollen zu erringen. Nur der alte Rittmeister, der mich niemals hatte sonderlich leiden können, und mit militärischem Instinkt wie ich annehme, in mir den französischen Officier gewittert hatte, schien über meine Abreise mehr erfreuet wie betrübt zu sein.

Ich glaube der Alte hatte gefürchtet, daß ich vielleicht für immer auf dem Schlosse bleiben und ihn in seiner Stelle als Major-Domus ablösen könnte.

Im bequemen Schlitten mit allen Reisebequemlichkeiten, wie solche die vornehmen Russen stets bei sich führen, reichlich versehen, traten wir unsere Reise an. Und doch war es eine gar einförmige und zuletzt ermüdende Fahrt und hätte ich genau gewußt, daß Kasan gar so weit entlegen sei, ich würde vielleicht weniger schnell in meinem Entschlusse dahin zu gehen, gewesen sein. Die belebte und unterrichtete Unterhaltung des Generals und das herzliche Wohlwollen, welches er mir bei jeder Gelegenheit zeigte, trugen viel bei, die Einförmigkeit der langen Fahrt zu verringern. Wir passirten bei dieser Reise auch Moskau, an dessen Wiederherstellung aus Schutt und Asche, Hunderttausende von fleißigen Händen eifrig arbeiteten. Es sah übrigens noch sehr wüst in der Stadt aus, und die meisten größeren Gebäude zeigten nur noch rauchgeschwärzte Ruinen, so besonders auch der Kreml. Nichts hat übrigens die Russen — und zwar mit vollem Rechte, mehr erbittert und ihren Fanatismus gegen die Franzosen gesteigert, als daß der Kaiser Napoleon vor seinem Abmarsch aus Moskau, den wahrhaft frevelhaften Befehl ertheilte den alten stolzen Kreml, dies ehrwürdige Nationaleigenthum des ganzen russischen Volkes, in die Luft zu sprengen und den Flammen zu übergeben. Gar viele Tausend Franzosen sind dafür später dem Fanatismus der

Russen zum Opfer gefallen und haben diese ruchlose That mit ihrem Blute sühnen müssen. Glücklicher Weise war die Zerstörung des Kreml bei der Eile der Ausführung, nur sehr unvollständig gelungen.

Am 20. Februar, nach ununterbrochener Reise, wobei wir mitunter die Nacht hatten zur Hülfe nehmen müssen, langten wir in Kasan an. Die Stadt hatte zu Ehren des zurückkehrenden Gouverneurs, welcher die allgemeine Liebe der Bewohner zu haben schien, verschiedene Festlichkeiten veranstaltet und das weitläuftige Gouvernementsgebäude war illuminirt und mit einer Ehrenpforte versehen. Mehr als alle diese Festlichkeiten freute den General aber das Wiedersehen von Gattin und Kindern nach über zweijähriger Abwesenheit, währenddem er mancher mörderischen Schlacht beigewohnt und zwei Wunden für sein Vaterland und dessen hochherzigen Kaiser Alexander empfangen hatte. Die Aufnahme, welche mir von Seiten der Frau Generalin, einer sehr liebenswürdigen, aber etwas stolzen Dame, wurde, war sehr wohlwollend. Ich erhielt in dem weitläuftigen, etwas unordentlich gehaltenen Gebäude, welches der General Graf K. bewohnte, eine bequeme Wohnung; eine eigene Equipage und ein Reitpferd, — Beides in Kasan etwas sehr Wohlfeiles, — standen zu meiner Disposition, ebenso ein junger russischer Bursche als Diener. Die Mahlzeiten, welche ich stets an der Tafel des Generals mit noch 4—5 anderen Officieren, seinen Adjutanten und einigen Civilbeamten einnahm, waren ausgesucht

und reichlich. Im ganzen Hause herrschte die national-russische Sitte, denn die Generalin war eine geborene russische Prinzessin, während auf dem Schlosse S. Alles ganz nach deutscher Weise eingerichtet wurde. Den beiden Söhnen des Generals, zwei munteren Knaben von 11 und 13 Jahren, die leider nur sehr verzogen und durch die zahlreiche leibeigene Dienerschaft an Herrschsucht und Stolz gewöhnt wurden, ertheilte ich täglich 2—3 Unterrichtsstunden in der deutschen und französischen Conversation. Es war mir dies eine ganz angenehme Beschäftigung. Da der General in Kasan großartige Bauten und Anlagen von Straßen beabsichtigte und es daselbst an fähigen Ingenieuren fehlte, so übernahm ich freiwillig die Oberleitung der Vermessungsarbeiten, nivellirte fleißig, zeichnete und vermaß dabei und machte Risse und Pläne. Diese Thätigkeit erfreute den General sehr, er verfolgte sie mit dem größten Interesse und sprach mir bei jeder Gelegenheit seine Zufriedenheit aus. „Sie allein leisten mehr hierin, wie ein Dutzend dieser Tölpel, welche ich hier zur Verfügung habe," pflegte er häufig zu sagen. Ahnte ich doch damals nicht, daß gerade hierdurch mein ganzes ferneres Leben eine andere Wendung erhalten sollte! Durch diese vielen Beschäftigungen fand ich eine Thätigkeit, die mir zusagte und mich mehr der Geselligkeit entzog. Es war mir dies angenehm, denn so brauchte ich die Aeußerungen der größten Abneigung, ja selbst des Hasses gegen die französische Armee,

welche auch hier vorkamen, nicht zu vernehmen. Im Allgemeinen aber zeigte sich dieser Haß in dem weit entlegenen Kasan, doch ungleich seltener und geringer wie in Livland. Man war hier überhaupt schon mehr den Zuständen im übrigen Europa entfremdet und die Nähe von Asien machte ihren Einfluß in Allem und Jedem bemerklich. Es wimmelte in der Stadt von Asiaten, und unter den Truppen, welche der General befehligte, befanden sich Kalmücken und Uralische Kosacken. Die vielen Karavanen, welche von der Chinesischen Grenze hier durchkamen, hatten ein sehr fremdes Aussehen, wie auch die Schifffahrt auf der breiten Wolga ganz eigenthümlich war. Es gewährte mir viel Interesse all dies bunte und fremdartige Leben und Treiben auf den Plätzen und Straßen von Kasan, welches sich auch bis in das Gouvernementsgebäude erstreckte, denn Deputationen von Kalmücken und Kirgisen kamen hier häufig vor, zu beobachten. Ein großer Magnet, den Kasan bald für mich enthielt, war Fräulein Anna von Z., die Hausdame und Gesellschafterin der Generalin. Sie war eine geborne Kurländerin, hatte aber mit ihrem Vater, einem Obersten, den größten Theil ihres Lebens in Sibirien, wo er ein Kommando bekleidete, verlebt. Ganz seltsamer Weise schwärmte das junge Mädchen für Sibirien, was ich mir bisher stets als ein Land des Grausens und Schreckens gedacht hatte, wußte mir dessen düstere Reize und dann wieder die heitere ungezwungene Geselligkeit in den größeren sibirischen

Städten in sehr anziehender Weise zu schildern. Fräulein v. Z. war nicht mehr ganz jung, stand bereits am Anfang der dreißig Jahre, war auch eigentlich nicht schön, hatte aber einen sehr guten, sanften und dabei doch geistig lebendigen und energischen Ausdruck in ihren Gesichtszügen. Sie liebte unsere deutschen Dichter sehr, und obgleich sie aus Mangel an Uebung, sich nur langsam und unbeholfen in der deutschen Sprache ausdrücken konnte, so las sie Schiller, Goethe, Herder und Wieland doch mit großem Vergnügen. Dagegen hatte sie eine tiefe Abneigung gegen alles Französische und es war ihr sehr unangenehm, daß im Hause des Generals, fast nur französisch gesprochen und gelesen wurde.

Mitte Mai war herangekommen, als der General eines Morgens in aller Frühe in mein Zimmer trat und mir sagte: „So eben habe ich die officielle Nachricht von dem Einzug der alliirten Heere in Paris, der Abdankung Napoleons und der Thronbesteigung des Königs Ludwig des XVIII. erhalten. Der Friedensschluß wird in wenigen Tagen unzweifelhaft erfolgen und demnächst auch die Rückkehr aller französischen Kriegsgefangenen aus Rußland nach Frankreich. Sie selbst haben von Kasan einen weiten Weg bis an den Niemen, wollen Sie daher schon in den nächsten Tagen von hier abreisen, so will ich die nöthige Garantie dafür übernehmen und Ihnen die erforderlichen Papiere und Transportmittel besorgen lassen, so daß Sie ungehindert bis an den Niemen

gelangen. Wie ungern wir Alle Sie hier verlieren, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen."

Es waren ganz eigenthümliche und sich sehr widerstreitende Gefühle, welche diese Mittheilung in mir erregte. Auf der einen Seite freute ich mich daß meine Kriegsgefangenschaft ein Ende gefunden hatte und ich fortan wieder ein freier Mensch sein würde, auf der anderen Seite jedoch beklagte ich den gänzlichen Sturz des Kaisers Napoleon nicht wenig. Der Kaiser, der noch vor kurzer Zeit über fast ganz Europa zu gebieten vermochte, sollte sich jetzt mit der Herrschaft des kleinen Elba begnügen; es war dies ein Gedanke, den ich kaum zu fassen vermochte. Und welchen Einfluß hatte die Abdankung Napoleons und die Wiederherstellung der Bourbonischen Dynastie, nicht auch wahrscheinlich auf mein ferneres Schicksal. Daß man die französische Armee jetzt bedeutend reducire, war anzunehmen; so wurden denn auch eine Menge Officiere überflüssig und mußten in den Pensionsstand treten. Ich war in Frankreich ein Fremder, hatte nicht die mindeste Protection und mir in den Kriegen der Republik, durch eigene Tüchtigkeit das Officierpatent erworben, konnte daher nicht eine günstige Berücksichtigung von Seiten eines Bourbonischen Kriegsministers hoffen, sondern mußte mit ziemlicher Sicherheit erwarten, sogleich mit der gesetzmäßigen Pension entlassen zu werden. Es war also kein sehr glückliches Loos, welches mich bei der Rückkehr nach Frankreich, erwartete, zumal ich in diesem Lande fremd

und heimathslos war und außer alten Kriegskameraden, und die Reihen meiner genaueren Bekannten darunter waren in letzter Zeit gewaltig gelichtet, weder Verwandte noch Freunde besaß.

Wie ich noch so in tiefen Gedanken versunken im Garten des Gouvernementsgebäudes, der jetzt im üppigsten Grün des Frühlings prangte, umherging, kam der General zu mir.

„Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, den Sie ruhig erwägen und mir dann die Entscheidung darauf geben können," sagte er. „Ich glaube, daß Sie als pensionirter Officier in Frankreich kein angenehmes Leben führen würden und mache Ihnen den Vorschlag, ob Sie nicht ganz als Ingenieur-Officier in kaiserlich russische Dienste treten wollen. Es ist mir gemeldet, daß ich wahrscheinlich in nächster Zeit als Gouverneur des südlichen Theils von Sibirien nach Tobolsk versetzt werde und würde ich mich sehr freuen, wenn Sie mich dahin begleiten wollten. Daß Sie sogleich den Rang eines Stabsofficiers erhalten, dürfte ich wohl nicht erreichen, Sie würden im Anfang sich mit dem Grade eines Hauptmanns begnügen müssen, doch soll Ihnen versprochen werden in kurzer Frist die Beförderung zum Major zu erhalten. Daß Sie an Diäten und sonstigen Nebenbezügen sich besser als ein Stabsofficier stehen, dafür lassen Sie mich sorgen. Ueberlegen Sie sich meinen Antrag genau, und geben Sie mir übermorgen eine bestimmte Antwort. Ich sende ohnedies einen Feldjäger mit Depeschen

nach Petersburg und da ich dort sehr einflußreiche Bekannte besitze, so glaube ich Ihnen eine Anstellung verbürgen zu können. In 6—8 Wochen dürften wir die feste Entscheidung hierher zurückbekommen." Nach diesen Worten verließ mich der General. Ich war wie aus den Wolken gefallen über solchen Vorschlag, und noch vor einer Stunde hätte ich es mir wahrlich nicht träumen lassen, als Officier in russische Dienste und dann zwar sogleich nach Sibirien zu gehen. Und doch, wenn ich Alles was mir der General so eben gesagt hatte, überlegte, konnte ich nicht umhin, manches für mich sehr Günstige darin zu finden. Frankreich bot mir für die Zukunft sehr wenig, und konnte ich mir leicht in Rußland eine bessere Zukunft gründen. Als ich so in tiefe Gedanken versunken war, kam Fräulein v. Z. in den Garten. Wie noch nie zuvor, erfreute mich ihr Anblick und ich empfand jetzt daß ein Gefühl der Liebe für sie mein Herz erfüllte. Es lag ein ernster, fast trauriger Ausdruck in dem Gesicht des jungen Mädchens, der mir sogleich auffiel. Ich ging auf sie zu und frug was ihr fehle. „Der General hat uns eben mitgetheilt, daß Sie ein gefangener französischer Officier sind und wahrscheinlich in einigen Tagen für immer nach Frankreich zurückkehren würden," antwortete sie mit leisem Erröthen.

„Das Erste ist die Wahrheit — das Zweite noch unentschieden. Es ist mir auch der Antrag gemacht für immer in Rußland zu bleiben und als Hauptmann nach Tobolsk zu gehen," entgegnete ich.

Ein Strahl der aufrichtigen Freude blitzte jetzt in ihrem dunkelblauen Auge auf, und wie unwillkührlich entfuhren ihr die Worte: „Oh, das wäre ja prächtig.“

Diese Aeußerung zeigte, daß ich dem Mädchen nicht gleichgültig sei, und ermuthigte mich ihr meine Liebe zu gestehen, und welches Glück für mich, dies Geständniß fand Erwiederung. In langem inhaltsvollem Gespräch wandelten wir noch im Garten umher, und Cäcilie, so hieß Fräulein v. Z., bat mich dringend für immer in Rußland zu bleiben, da sie eine grenzenlose Furcht, ja selbst einen Abscheu hege, ihr Vaterland zu verlassen und in das ferne Frankreich zu gehen. Diese Unterredung entschied mein ferneres Schicksal. Ich sah ein, daß es mehr als leichtsinnig sein würde, Cäcilie als meine Gattin nach Frankreich zu führen und dort einem ungewissen Schicksal preiszugeben und entschloß mich das Anerbieten des Generals anzunehmen. Schon am Nachmittag ging ich zu ihm und theilte ihm meinen Entschluß mit, der ihn sehr zu erfreuen schien. Glücklicher Weise hatte ich ja alle meine Papiere bei mir, und so konnte ich mein Patent als französischer Oberstlieutenant im Genie-Korps, die Ordensdiplome und verschiedene Belobigungsdekrete, welche ich von Kleber in Cairo und Alexandrien, Leclerc in St. Domingo, und mehreren Generälen in Italien und Spanien bekommen, beifügen. Mit Cäcilie hatte ich ausgemacht, daß wir unsere Verlobung so lange geheim halten wollten, bis die

Entscheidung von St. Petersburg gekommen sein würde. Der Weg dahin von Kasan ist weit, in den Bureaus der Hauptstadt mußten auch wohl Berathungen über den Antrag des Generals gepflogen werden, und so vergingen fast 8 Wochen bevor die Antwort eintraf. Sie war so ausgefallen wie es der General vorausgesagt und gewünscht hatte. „Ich gratulire Ihnen Herr Kamerad" mit diesen Worten überreichte er mir mein Patent als Hauptmann im Ingenieur-Korps. Es war außerdem die Verfügung erlassen, daß ich dem Gouvernement in Sibirien zur besonderen Dienstleistung überwiesen sei, und damit das Versprechen, nach zweijähriger Dienstzeit daselbst, zum Major ernannt zu werden, nach fünfjähriger Dienstzeit aber das Recht zu haben, meine Versetzung in ein europäisches Gouvernement von Rußland zu verlangen. So war mein Schicksal entschieden, ich hatte den Dienst im französischen Heer mit dem im russischen vertauscht. Es fiel mir doch gar schwer auf das Herz, als ich das verhängnißvolle Dokument in die Hand nahm, und mich nun für immer an ein Land gebunden hatte, dessen Boden ich zuerst mit so großem inneren Widerwillen betrat. Doch geschehene Dinge sind nicht zu ändern und so galt es jetzt frisch und mit voller Kraft in dies neue Lebensverhältniß, welches ich mir ja selbst gewählt hatte, hineinzutreten. Als ich aber das vor Glück und Freude strahlende Gesicht meiner geliebten Braut bei der Nachricht, daß ich jetzt für immer ihrem Vaterland angehören

würde, sah, da empfand ich auch Freude über den Schritt, den ich gethan und nahm mir fest vor, alles Gute was mir meine neuen Lebensverhältnisse bringen würden, möglichst hervorzusuchen und dankbar anzuerkennen; das etwaige Ueble und Böse aber, möglichst zu verringern und mich darüber hinwegzusetzen. Eben so faßte ich auch den Entschluß, mich jetzt mit allem Eifer auf die Erlernung der russischen Sprache zu werfen und da Cäcilie meine Lehrmeisterin hierin war, machte ich auch ziemlich rasche Fortschritte und konnte mich schon in Jahresfrist einigermaßen geläufig darin ausdrücken. Da jetzt nach wiederhergestelltem Frieden, der neue König von Frankreich auch wieder eine diplomatische Vertretung in St. Petersburg besaß, so machte ich dieser die Anzeige, daß ich den französischen Kriegsdienst verlassen und mit dem russischen vertauscht habe.

Der General Graf K. ließ es sich nicht nehmen, mir eine vollständige Equipirung als Hauptmann im Ingenieur-Korps zu schenken, und meinte scherzend, daß dies nur eine kleine Vergeltung sei für die Arbeiten, welche ich bei den Vermessungen in Kasan geleistet habe. Es war mir doch ganz eigenthümlich zu Muthe, als ich das Erstemal meine neue Uniform anlegte. Der in Kasan allmächtige Einfluß des Gouverneurs überhob mich übrigens mancher Förmlichkeiten und Scheerereien, welche sonst mit meinem neuen Diensteintritt verbunden gewesen wären. Mein französisches Gold — es waren gerade noch 800 Napo-

leonsd'or, welche mir geblieben, in russisches Geld umzusetzen und dies auf eine vortheilhafte Weise anzulegen, war mir der General behülflich. Da auch meine Braut ein kleines Vermögen besaß, so waren wir wenigstens nicht ganz mittellos, und dadurch in vieler Hinsicht weit unabhängiger, wie dies sonst der Fall gewesen sein würde.

Großes Erstaunen, und dabei wirkliche Freude erregte es bei dem General und dessen Gemahlin, als ich ihnen meine Verlobung mit dem Fräulein v. Z. anzeigte. „Jetzt sei ich erst fest an Rußland gebunden, denn ein solcher Magnet lasse mich so leicht nicht wieder fort,“ meinte scherzend der General.

Da ich sobald als möglich nach Tobolsk abreisen sollte, war meine schnelle Verehelichung sehr erwünscht. Glücklicher Weise gehörte meine Braut ebenfalls der evangelisch-lutherischen Kirche an, was unsere Verheirathung sehr erleichterte. Ich besaß zwar weder Tauf- noch Confirmationsschein oder sonstige derartige Papiere, doch hebt in Rußland der allmächtige Einfluß des Gouverneurs einer Provinz, sehr leicht alle dergleichen Schwierigkeiten. Es war ein Geistlicher unserer Confession in Kasan auf kurze Zeit anwesend, diese Gelegenheit benutzten wir und am 10. August 1814 wurde ich mit meiner geliebten Braut feierlich getraut. Gottes Segen hat bisher diesen Bund unserer Herzen stets begleitet und mir in meiner Ehe ein Glück bereitet, wie ich solches früher kaum zu träumen gewagt hätte. Unsere Hochzeit wurde vom General,

der Kasan ebenfalls bald verlassen wollte, um seine neue Stelle als General-Gouverneur von West-Sibirien anzutreten, auf die festlichste Weise gefeiert. Als Hochzeitsgeschenk gab der General mir einen bequemen, vollständig eingerichteten Tarantas, oder Reisewagen, wie solcher für Sibirien am geeignetsten ist, und seine Gattin meiner Frau ein werthvolles silbernes Speisebesteck für 12 Personen. Auch von dem Baron S. und seiner edlen Gemahlin, denen ich alle die wichtigen Veränderungen in meinem Leben natürlich sogleich angezeigt hatte, erhielten wir später noch nach Tobolsk sehr schöne Hochzeitsgeschenke gesandt. Die für uns angenehmste Gabe, bestand in zwei großen Kisten, welche einige hundert deutsche Bücher der Klassiker in der Poesie, Geschichte u. s. w. enthielten. So hatten wir gleich eine kleine Bibliothek, welche uns die langen Winterabende Sibiriens, auf die angenehmste Weise zu verkürzen, sehr viel mit beitrug. Da in Kasan viele Gegenstände der europäischen Industrie, wohlfeiler und besser zu haben sind, wie in Tobolsk, so kauften wir noch manches hier ein. Namentlich versorgte ich mich mit Landkarten und allen möglichen Instrumenten zum Zeichnen und Aufnehmen, und meine Frau welche sehr musikalisch war und besonders gut die Harfe spielte, mit Musikalien. Wir mietheten einen eigenen Frachtwagen, um alle unsere Habseligkeiten nach Tobolsk zu transportiren. Der Lohn für Frachtfuhrwerke ist übrigens in Rußland, und nun gar an der Wolga und in

Sibirien, von einer im westlichen Europa kaum glaublichen Wohlfeilheit. Gerade dieser Umstand erleichtert auch die häufigen Versetzungen der höheren Officiere und Beamten ungemein. So gebrauchte z. B. der General Graf K. zu seinem Umzug von Kasan nach Tobolsk einige 20 Frachtwagen, ungerechnet der 10—12 eigenen Wagen und der 20—30 Reit- und Wagenpferde, welche er besaß.

Eine große Freude hatte ich, indem ich einige Wochen vor meiner Verheirathung, meinen Diener Gregor, den ich als französischer Officier während des Feldzuges von 1812 bei mir gehabt, ganz zufällig in Kasan traf. Wie ich ihn beim Abmarsch aus Wilna seines Dienstes entlassen, war er wieder zu den russischen Truppen gegangen und hatte sich dort als aus französischer Gefangenschaft entflohen, gemeldet. Er war sogleich wieder eingestellt, und bei Leipzig dann so schwer am Fuße verwundet worden, daß er seitdem etwas hinkte und zum ferneren Militärdienst unbrauchbar befunden wurde. Mit geringer Pension entlassen, war er nach Kasan, aus dessen Gouvernement er gebürtig, gewandert, um hier wo möglich ein Unterkommen zu finden. Natürlich nahm ich den tüchtigen und treuen Menschen sogleich als Diener an und als solcher ist er auch viele Jahre zu meiner größten Zufriedenheit bei mir gewesen.

Meinen Gregor auf dem Bocke, 5 Postpferde vor der „Tarantas“, verließ ich Kasan am 20. August um in Gesellschaft meiner lieben; treuen Gattin

Cäcilie, die Reise nach Sibirien anzutreten. Ich will nicht läugnen, daß mich doch etwas schauderte wenn ich dachte, daß dies theils mit Recht, häufig aber auch mit großem Unrecht so übel verschriene Land, jetzt meinen Aufenthaltsort abgeben sollte. Nur die Freude, welche meine Frau empfand, jetzt wieder nach Tobolsk zurückzukehren, beruhigte mich etwas in dieser Beziehung.

Wir waren mit allen möglichen Reisebequemlichkeiten reichlich versehen und da die Witterung noch sehr milde, ja zum Theil sogar sehr heiß war, auch die Wege sich im guten Zustand befanden, so hatte unsere Reise keine Unbequemlichkeiten. Des Nachts rasteten wir gewöhnlich 5—6 Stunden in den Posthäusern, wo wir uns auf den breiten Divans der Gaststube mit Hülfe unserer Teppiche und Tücher ein gutes Lager bereiteten. Auch die Ueberschreitung des Urals geschah ohne weitere Schwierigkeiten, außer daß wir auf einigen Stationen die doppelte Pferdezahl vor unserer Tarantas nöthig hatten. Als wir auf dem Kamm des Gebirges, die hohe Tafel erblickten, welche anzeigte daß wir uns fortan in Sibirien, also in Asien befänden, kamen mir doch ganz eigene Gedanken. Dies war nun schon der vierte Welttheil, welchen ich als Soldat betrat! In Europa, Afrika und Amerika hatte ich der französischen Fahne gedient, jetzt in Asien sollte ich der russischen folgen. Das Gebirge des Urals mit seinen runden Bergkuppen und grünen Nadelholzwaldungen, erinnerte

mich einigermaßen an den Thüringer Wald, diesen Schauplatz meiner liebsten Jugenderinnerungen und erweckte dadurch wirklich eine Art von Heimweh bei mir. Freilich die freundlichen Städte und idyllischen Dörfer des Thüringerwaldes, mit ihren frohsinnigen Bewohnern fehlten hier gänzlich, denn man konnte im Ural viele Stunden fahren ohne nur ein Haus, ja nur ein angebautes Feld, geschweige denn gar ein Dorf zu erblicken. Dagegen imponirte mir die Großartigkeit dieser unermeßlichen Wälder, die sich ohne Unterbrechung viele Meilen weit hinzogen, wenn sie sich freilich in Ueppigkeit der Vegetation und Mannigfaltigkeit der Baumarten, mit den Urwäldern auf St. Domingo und Guadeloupe, in denen ich ja manches Jahr verlebt hatte, nicht im Entferntesten vergleichen ließen. Man sah, daß dort die Sonne der Tropen mit ihrer nie aufhörenden gewaltigen Kraft glühte, während hier im Ural der Sommer überhaupt nur einige Monate dauerte und fast zwei Drittel des Jahres, Schnee und Eis die Erde deckte. Und doch lag in dem düsteren Ernst und dem von keines Menschen Axt noch berührten Baumwuchs der Wälder Sibiriens, wieder ein so imposanter Charakter, daß ich wohl begriff, wie meine Cäcilie eine Sehnsucht nach diesem Lande ihrer Jugend, empfinden konnte.

In Jekaterinenburg, der ersten größeren Stadt Sibiriens am jenseitigen Abhang des Urals, machten wir eine längere Rast. Ein Bruder meiner Frau, war als höherer Bergofficier bei einem kaiserlichen

Bergwerk in der Nähe angestellt und empfing hier seine geliebte Schwester, welche er seit länger als zehn Jahren nicht gesehen hatte, mit offenen Armen; ich ward mit meinem neuen Schwager nicht allein bald bekannt, sondern auch befreundet und lernte ihn in jeder Hinsicht schätzen. Die Stadt Jekaterinenburg an den Ufern des breiten, klaren Flusses Tsussowaia gelegen, machte einen freundlichen Eindruck und hatte fast einen mehr europäischen Charakter wie selbst Kasan. Nur in dem Gasthofe wo wir einkehrten, sah es schlecht aus, und außer fast gänzlich unmöblirten Zimmern, und Theewasser am Morgen war für uns nicht das Mindeste zu haben, so daß wir uns aus unseren Wagenkissen, Decken und Teppichen selbst die Nachtlager herstellen mußten. Später sorgte dann freilich die unbegrenzte Gastfreiheit, womit uns die höheren Beamten und reichen Bergwerksbesitzer der Stadt, mit denen uns mein Schwager bekannt gemacht hatte, empfingen, überreichlich für alle unsere Bedürfnisse. Einladungen zu Mittagsessen und Abendgesellschaften folgten sich so unaufhörlich, daß es des Guten fast zu viel wurde und wir uns oft nach größerer Ruhe sehnten. Bei diesen Gesellschaften herrschte ein Luxus, wie ich solchen früher kaum gekannt hatte; die seltensten Leckerbissen, oft Hunderte von Meilen herbeigeschafft, standen auf den Tischen, und Champagner, Madeira und andere theure Weine flossen in Strömen. Man sah, daß alle diese Leute sehr viel Geld besaßen und theilweise keinen anderen Gebrauch davon machen

konnten, als für ihren Magen und ihre Kehle möglichst reichlich zu sorgen.

Was mir in diesen Gesellschaften sehr gefiel, war die große Heiterkeit aller Theilnehmer und ihre entschiedene Vorliebe für Musik. Besonders das Harfenspiel und der Gesang meiner Frau, welches wirklich aber auch Beides gleich vorzüglich war, erregten ungetheilte Bewunderung. —

Wir machten von Jekaterinenburg aus verschiedene Ausflüge und ich lernte bei dieser Gelegenheit die Großartigkeit der Natur in vielen Gegenden des westlichen und südlichen Sibiriens, zuerst kennen und bewundern. Es liegt ein eigenes Gepräge der Ruhe und des stillen Ernstes auf diesen Landschaften, welches auf Alle, die einen tieferen Sinn für die Schönheiten der Natur besitzen, einen unvergänglichen Eindruck macht. Namentlich die Ufer der Tsussowaia mit ihren hohen wildzerklüfteten Felsen, zeigen so pittoreske Schönheiten, daß sie darin mit den gepriesensten Gegenden der Rhone und des Rheins, vollkommen wetteifern können. Freilich alte Ruinen, stolze Schlösser, prächtige Kirchen, und reich belebte Städte, oder nur eine lebhafte Scenerie an den Ufern, darf man hier nicht erwarten; Alles ist öde, unbelebt und von der Kultur noch nicht im Mindesten berührt.

Nach 14tägigem Aufenthalt in Jekaterinenburg, der mir zuerst einen Einblick in das Leben Sibiriens verschaffte, setzten wir unsere Reise weiter fort, und kamen Ende September in Tobolsk an. Der heran=

nahende Winter zeigte sich jetzt schon gar merklich und gab uns ein Vorzeichen von dem, was wir in dieser Hinsicht zu erwarten hätten. Die Birken und andern Laubbäume hatten schon ihre Blätter verloren, des Nachts bildete sich eine Eisdecke auf allen Gewässern, welche von den noch ziemlich warmen Strahlen der Mittagssonne, kaum geschmolzen werden konnte, die Tage wurden auffallend kurz und der schneidende Wind, der sich bald nach Sonnenuntergang erhob, machte den Pelz ganz erwünscht. Ich erkannte schon jetzt, was mir der sibirische Winter bringen würde und auf welche Entbehrungen ich mich in dieser Hinsicht gefaßt machen müßte. Für mich, der ich so lange Jahre im Süden gelebt, war dies freilich kein geringes Opfer. Sonst freilich übertraf Tobolsk in vieler Beziehung sehr bedeutend die Erwartungen, welche ich mir davon gemacht hatte. Schon die Lage der Stadt am Einfluß des Tobyl in den breiten Irtysch, ist sehr freundlich und das Innere enthält manche stattliche Gebäude und zeigt, daß man sich in einem belebten und dabei verhältnißmäßig wohlhabenden Ort befindet. Wir erhielten eine sehr geräumige und freundlich gelegene Wohnung in einem der Krone gehörigen Hause, welche freilich sehr verwahrlost aussah und einer neuen Einrichtung dringend bedurfte. Da sich in Tobolsk mindestens 6—800 zur Strafe nach Sibirien verwiesene Menschen befinden, fehlte es hier nicht an geschickten Handwerkern, welche zuverlässig und billig arbeiteten. So ließ ich

meine Wohnung mit neuen Fußböden, Thüren, Doppelfenstern, Fensterläden, guten Oefen, ja 2 Zimmer sogar mit Tapeten und gemalten Decken versehen, so daß sie nicht allein sehr warm und für einen sibirischen Winter eingerichtet, sondern auch wohnlich und bequem wurde. Da gerade zur Zeit meiner Ankunft ein höherer Officier starb, kaufte ich dessen Mobiliarnachlaß für einen verhältnißmäßig geringen Preis, und war dadurch bald ungemein behaglich eingerichtet. Gerade in einem Lande wie Sibirien, wo die Rauheit des Klimas und die langen Nächte, den Menschen auf einen verhältnißmäßig so großen Theil seiner Zeit an das Zimmer bannen, muß man suchen sich sein Dasein so bequem wie nur möglich zu machen. Für mich, der ja noch niemals eine eigene feste Wohnung gehabt hatte und eine selbstständige Einrichtung kaum dem Namen nach kannte, gewährte es jetzt einen doppelten Reiz, mir meine Häuslichkeit recht wohnlich einzurichten. Ich kam mir vor wie ein Vogel, der an seinem eigenen Neste arbeitet und half selbst mit tapeziren und die Zimmer malen. Auch eine Stadtdroschke, einen Schlitten, ein gutes Dreigespann von Wagenpferden und 2 Reitpferde schaffte ich mir an, da ich für 5 Pferde Fourage und 2 kommandirte Soldaten als Pferdewärter erhielt. Pferde waren damals sehr wohlfeil in Tobolsk und für 30—40 Silberrubel konnte man schon ein ganz gutes Wagenpferd und für 50—60 Rubel ein treffliches Reitpferd der besten Kirgisen-Rasse bekommen. Auch die Lebensmittel, mit

Ausnahme von Mehl welches theilweise aus Rußland bezogen werden mußte, und dann von Obst und feinen Gemüsen, welche in Sibirien nicht wuchsen, waren sehr wohlfeil. Für 2—3 Kopeken bekam man den besten Fisch, oder einen Hasen, oder wildes Geflügel, daher selbst die unteren Stände sich fast nur von Fleisch und Fischen und fast gar nicht von Gemüsen, außer von Sauerkraut, ernährten. Sehr theuer waren alle von Europa eingeführten Sachen und besonders alle Luxusartikel. Eine Flasche Champagner kostete 5 Silberrubel und unter 3 Silberrubel konnte man keine Flasche erträglichen Bordeaux, oder Rheinwein, oder englischen Porter bekommen. Viel wohlfeiler waren leichter Wein vom Don, dann vorzügliche feine Branntweine, welche aus sibirischen Himbeeren, Erdbeeren und anderen Beeren gebrannt wurden; echter chinesischer Thee und Honig wurden vielfach statt des ungemein theuren Zuckers zum Süßen der Speisen benutzt. So konnte man im Allgemeinen, wenn man keinen Aufwand trieb und auf europäische Luxuswaaren verzichtete, einen sehr anständigen Haushalt hier für den dritten, ja selbst vierten Theil was solcher in Frankreich gekostet haben würde, führen. Wenn auch meine eigentliche Gage als Hauptmann nur gering war, so erhielt ich doch so viele Nebeneinnahmen, wie freie Wohnung, Feuerung, Fourage für die Pferde, Tagegelder bei Reisen u. s. w., daß ich davon, nebst den Zinsen von meinem und meiner Frau Vermögen, bequem leben konnte.

Meine dienstlichen Verhältnisse waren sehr angenehm und ich hatte besonders in den ersten Monaten wenig zu thun. Ich arbeitete auf dem Bureau des General-Gouverneurs täglich einige Stunden und hatte die Prüfungen der Zeichnungen und Pläne der anzulegenden Blockhäuser und befestigten Kosacken-Stationen gegen die Kirgisen zu besorgen und Vorträge darüber zu halten. Auch ward ich bald bei der Anlage einer Straße am Tobol beschäftigt. Später hatte ich viele und höchst ermüdende Reisen durch das ganze westliche Sibirien zu machen und war oft Monate lang von Tobolsk abwesend.

Ende October zeigte sich der Winter mit voller Macht und es trat bald die sibirische Kälte ein. Der Thermometer sank des Nachts oft auf 25 bis 28 Grad, und auch bei Tage gehörten 14—18 Grad nicht zu den Seltenheiten. Dabei deckte fußhoher Schnee die Gegend, die ganze Natur war erstarrt, und wenn bisweilen der Schneesturm mit furchtbarer Gewalt über die Steppe raste, war jede Kommunikation unmöglich und man konnte selbst kaum in den Straßen von Tobolsk fortkommen. Und doch fror mich trotz dieses starken Frostes im Ganzen sehr wenig und der erste Winter, vor dem ich mich eigentlich nicht wenig gefürchtet hatte, verstrich mir ungleich angenehmer, wie ich erwartete. Die Bauart der Häuser mit Doppelthüren, Doppelfenstern und Fensterläden war sehr warm und die großen Oefen verzehrten zwar ganze Baumstämme, verbreiteten dafür aber

auch in allen Räumen des Hauses eine sehr behagliche Wärme. Der Anzug im Freien bestand in einem warmen Fuchspelz, hohen Pelzstiefeln über der übrigen Fußbekleidung und einer bis tief in den Nacken herabreichenden Pelzmütze, und gewährte Schutz selbst gegen die eisigsten Winde. Dabei ging man im Winter sehr selten zu Fuß und selbst zu den kleinsten Besorgungen ward ein einspänniger Schlitten mit einer dicken Pelzdecke von Rennthierfellen, benutzt. Auf solche Weise konnte man selbst einem Winter Sibiriens mit Behagen Trotz bieten. Das gesellige Leben in Tobolsk, war sehr angenehm und bot viele Abwechslung. Zweimal in der Woche hielt der General-Gouverneur offenes Haus und versammelte in seinen glänzenden Räumen die Gesellschaft, welche aus den höheren Beamten, den Officieren und einigen wegen politischer Ursachen verbannten sehr gebildeten Polen bestand. Die Förmlichkeit und der sehr hervortretende Unterschied des Ranges, wie solche im übrigen Rußland fast in allen gesellschaftlichen Kreisen hervortreten, bestanden hier lange nicht in gleichem Grade.

In den Gesellschaften des General-Gouverneurs ward sehr viel musicirt, drei Officiere der Garnison und ein verbannter Edelmann aus Wilna, bildeten ein Quartett von seltener Vollkommenheit. Selbst bis zu einem Liebhabertheater, auf welchem französische Vaudevilles und kleine Lustspiele mit großer Gewandtheit aufgeführt wurden, verstiegen wir

uns, wobei ich den Souffleur machte und auch bei der Anfertigung der Dekorationen und Maschinerien thätig war. Es war ganz eigenthümlich und charakteristisch, daß trotz des politischen Hasses, welcher damals noch in Rußland gegen Frankreich herrschte, die Sprache der höheren Stände ganz allgemein die französische war. So ward in den Salons des General-Gouverneurs durchweg nur französisch gesprochen und ich glaube, daß die Frau Gräfin, obgleich eine geborene Fürstin aus dem vornehmsten Adel Rußlands, ihre Muttersprache nur sehr unvollkommen sprechen konnte. Uebrigens trat hier in Sibirien der politische Haß gegen Frankreich und die Franzosen, bei Weitem nicht in der schroffen Weise hervor, wie dies besonders in Livland in den Kreisen des livländischen und kurländischen Adels der Fall gewesen war. Unter den, wegen politischen Gründen hieher Verbannten, befanden sich 8—10 adelige Gutsbesitzer aus Lithauen und der Ukraine, angeklagt den Plan gefaßt zu haben, mit Hülfe der Franzosen, ihr Vaterland von Rußland loszureißen und ein großes mächtiges Polenreich, wie solches im Mittelalter einst bestanden haben mochte, wieder zu gründen. Theilweise lebten sie in großem Wohlstande hier, und es befanden sich in den Familien mehrere Frauen und Töchter von seltener Schönheit und Anmuth wie der feinsten gesellschaftlichen Bildung, die sich theilweise früher Jahrelang in Paris und Italien aufgehalten hatten. Alle diese wegen politischen Gründen Ver-

bannten, lebten hier in Tobolsk frei und ungezwungen, nur durften die Männer das Weichbild der Stadt, ohne specielle Erlaubniß nicht verlassen, und sollten sich jeden Abend und jeden Morgen persönlich bei einem Adjutanten des Kommandanten der Stadt, melden, was übrigens von manchen nicht besonders gravirten und der Flucht nicht verdächtigen Persönlichkeiten, kaum alle Wochen, ja selbst alle Monate nur einmal geschah. Freilich hängt das Loos aller nach Sibirien Verbannten, ganz ungemein von dem Willen und der Persönlichkeit der Officiere, welche gerade zufällig ihre Vorgesetzten bilden, ab. Eines eigentlich gesicherten Rechtszustandes entbehren sie fast gänzlich und so können harte und brutale Vorgesetzte ihnen gar leicht ihr Loos ganz unendlich erschweren, humane es aber sehr erleichtern. Der Nationalcharakter der Russen ist aber im Allgemeinen sehr gutmüthig und es wird zu den äußersten Ausnahmsfällen gehören, daß ein Russe sich zur Härte, oder gar Grausamkeit neigt. So haben es denn die meisten Verbannten, mit Ausnahme der ganz schweren Verbrecher, welche in den untersten Gruben der Bergwerke zu Nertschinsk arbeiten müssen, lange nicht so schlecht, wie man dies in Europa häufig zu glauben scheint.

Von den größeren Gesellschaften und besonders den Gastereien der reichen Bergwerksbesitzer und Kaufleute der ersten Gilde, bei denen der edle Wein förmlich in Strömen floß und der Tisch sich unter

der Last der kostbarsten Gerichte bog, hielt ich mich in Tobolsk möglichst fern. Besaß ich doch auch nicht die pekuniären Mittel solche Einladungen zu erwiedern; wie denn auch die unmäßigen Trinkgelage und hohen Spielparthien, welche mit derartigen Gesellschaften unzertrennbar verbunden waren, mir nicht zusagten. Dagegen wurde in meinem Hause des Abends von 7—11 Uhr sehr häufig musicirt, oder auch deutsche und französische Stücke mit vertheilten Rollen gelesen. Unsere Hauptgäste waren, ein sehr liebenswürdiger und vielseitig unterrichteter Major von der Artillerie. Derselbe sollte früher in Petersburg eine social sehr glänzende Rolle gespielt haben, wo er dann plötzlich — ich hörte wegen einer Liebesgeschichte mit einer überaus vornehmen jungen Dame, zur sibirischen Artillerie versetzt worden, und schien nun hier seit 6—7 Jahren vergessen. Aber dann mußte ein Ereigniß in Petersburg eingetreten sein, was ihn wieder in hohe Gunst brachte, denn ganz unerwartet ward er in die Adjutantur des Kaisers versetzt und in kurzer Zeit zum General befördert. Ferner kamen ein alter Oberst der Infanterie mit zwei sehr hübschen und liebenswürdigen Töchtern häufig zu uns, da er ein weitläuftiger Verwandter meiner Frau war. Der Oberst, ein geborner Livländer, hatte in jungen Jahren einen anderen Officier im Duell erschossen und war zur Strafe hieher nach Sibirien versetzt, wo er für immer geblieben. Ein Pole, der früher als Officier in der französischen

Armee gedient, dann sich 1811 in eine politische Verschwörung in Wilna eingelassen hatte und nun als Verbannter in Tobolsk lebte, war ein ganz vorzüglicher Violinspieler und dadurch in allen musikalischen Kreisen ein sehr willkommener Gast. Er begleitete mit seiner Violine meine Frau meisterhaft. Leider täuschte dieser Pole, der so viel Freiheiten genoß wie er wollte, das in ihn gesetzte Vertrauen und unternahm im Sommer 1815, als sich die Nachricht von Napoleons Wiederkehr nach Frankreich, auch bei uns in Tobolsk verbreitet hatte, einen Fluchtversuch. Er wurde nach 5—6 Tagen von den Kosacken wieder ergriffen und gebunden nach Tobolsk gebracht. Dem Gesetze nach, hätte er zur Strafe in die Bergwerke von Nertschinsk wandern müssen, doch begnadigte ihn der menschenfreundliche General-Gouverneur und er wurde nach Jakutsk, einem ungleich unangenehmeren Verbannungsort wie Tobolsk ist, gesandt. Dieser Fluchtversuch des Polen hatte zur Folge, daß eine Zeitlang die Controlle über alle politischen Verbannten wieder sehr strenge geübt wurde und alle ohne Ausnahme, täglich zweimal zum persönlichen Appell kommen mußten. Nach einiger Zeit schlief diese Strenge allmählich wieder ein und die frühere laue Praxis fand statt. Der Pole ist übrigens später begnadigt worden und in sein Vaterland zurückgekehrt. Die Verbannten waren in Tobolsk in jeder Hinsicht von der größten Bedeutung und man fand deren viel in allen Ständen. So war z. B. unsere sehr

geschickte Köchin eine Russin, welche ihren Mann ermordet hatte. Dieser, ein roher Trunkenbold, hatte seine Frau stets auf das Empörendste gemißhandelt, bis das arme Weib in der Verzweiflung sich einmal vertheidigend, in dem stattfindenden Handgemenge ihrem Manne ein langes Küchenmesser, was sie gerade in der Hand hielt, durch das Herz stieß, so daß er sogleich todt zu Boden stürzte. Sie war deshalb zu 10jähriger Verbannung nach Sibirien verurtheilt worden, blieb aber später ganz hier und heirathete einen Feldwebel. Auch hatte ich einmal einen sehr geschickten Zeichner in meinem Bureau, einen Kupferstecher aus Petersburg, wegen Fälschung von Banknoten zur lebenslänglichen Verbannung nach Sibirien verurtheilt. So war in Tobolsk ein ungemein buntes Gemisch der verschiedensten Personen aus allen Völkern und Ständen, unter denen sich oft gar interessante Männer befanden, wenn auch der Grund ihres hiesigen Aufenthalts nicht immer ein sehr lobenswerther war. Auch manche Kriegsgefangene von der französischen Armee, waren gleich mir, nach Sibirien verschlagen und für immer dort geblieben. Einst traf ich einen früheren Sergeanten der Sappeurs, einen geborenen Mailänder, der von 1809—11 in Spanien speciell unter meinem Befehl stand. Er hatte eine wohlhabende Wittwe geheirathet, und einen sehr eleganten Haarschneidesalon, verbunden mit Parfümerieladen u. s. w. errichtet. Da er sich seine Artikel sehr theuer bezahlen ließ, und die meisten derselben — wie er

mir selbst im Geheimen gestand, eigenhändig verfertigte, obgleich er es an Pariser Etiketten und Emballagen nicht fehlen ließ, so verdiente er sehr viel Geld. Später nach dem Tode seiner Frau, verkaufte er sein Geschäft und ging als wohlhabender Mann nach seiner Vaterstadt Mailand zurück. Ich besuchte ihn mitunter und wir plauderten dann bei einem Gläschen Likör, den er vortrefflich zu destilliren verstand, von jener zwar schweren, aber in mancher Hinsicht doch schönen und interessanten Zeit, da wir Beide noch als Soldaten des Kaisers Napoleon in Spanien kämpften.

So ging der erste Winter in Sibirien, vor dem ich mich anfänglich doch etwas im Grunde meines Herzens gefürchtet hatte, in ungemein angenehmer Weise hin. Was die Natur versagte, mußte die Häuslichkeit ersetzen, und dies geschah in so reicher Weise, daß ich mich in meinem ganzen Leben niemals so zufrieden und glücklich gefühlt hatte, wie dies jetzt der Fall war. Schon das köstliche, mir bisher so gänzlich fremde Gefühl ein eigenes Heim und einen häuslichen Heerd mit einer lieben, treuen Hausfrau zu besitzen, erfüllte mich jeden Morgen mit neuer Freude und neuem Dank gegen den Lenker meines Schicksals, der mich hierher geführt und mir ein so hohes Glück beschieden hatte. Wenn ich des Abends gegen 4—5 Uhr aus meinem Bureau im Gouvernements-Gebäude, im leichten Schlitten nach Hause fuhr, der Schnee vor Kälte knirschte und der eisige

Ostwind, durch die breiten menschenleeren, schon in tiefe Finsterniß gehüllten Straßen heulte, oh wie war es zu Hause dann so warm und behaglich, und doppelt wußte ich das Glück eines solchen Obdaches zu schätzen. Meine Cäcilie empfing mich mit freundlichem Gruß, der zierlich gedeckte Tisch mit kräftigen Speisen besetzt, wartete im Speisezimmer, und nach vollendeter Mahlzeit dampfte die treffliche russische Theemaschine Samovar ihr summendes Lied und chinesischer Karawanenthee von unverfälschter Güte strömte bald seinen aromatischen Duft durch das ganze Zimmer. Dann ward gelesen, gute Bekannte stellten sich häufig ein, kurz der lange Winterabend verging mit solcher Schnelligkeit, und die mitternächtliche Stunde schlug, ohne daß wir wußten wie solche so schnell herbeigekommen sei.

Wie ganz anders hatte ich früher als Junggeselle im wilden Kriegsgetümmel meine dienstfreie Zeit verbringen müssen, wo das Wirthshausleben oft meine einzige nothgedrungene Zuflucht bildete. Schon auf dem Schlosse des Barons S. in Livland, wo ich ja zum Erstenmal wieder nach langen Decennien der Hausgenosse einer wahrhaft vornehmen und gebildeten Familie war, hatte ich mit innerem Erröthen gefühlt, wie mir von meinem langen wilden Kriegs- und Feldleben doch manche rauhe Spuren übergeblieben waren, welche nicht für solche Kreise paßten, und jetzt hier in Tobolsk machte meine gute liebe Frau hierin meine sorgsame Erzieherin und verstand

es vortrefflich meine schroffen Seiten zu glätten. Daß ich unter der geschickten Hand einer solchen Lehrerin, sehr erfolgreiche Fortschritte machte, ist leicht begreiflich.

Uebrigens bot uns nicht blos das Haus der Freuden und Genüsse so manche, sondern wir suchten auch dem sibirischen Winter im Freien manche Ergötzlichkeiten abzugewinnen. Wenn die Kälte nicht gar so grimmig war und besonders sobald Windstille herrschte, brachten wir gewöhnlich die Mittagsstunden von 12—2 Uhr im Freien zu. Der Tobol hatte mehrere Wiesen unweit der Stadt überschwemmt, welche jetzt eine Eisbahn von solcher Klarheit und Glätte darboten, wie man solche nur wünschen konnte. Hier tummelten wir uns oft im lustigen Schlittschuhlaufen umher. Ich war in meiner Jugend ein sehr eifriger und geschickter Schlittschuhläufer gewesen, hatte aber später freilich, da ich viele Winter in Gegenden verlebte, wo von Eis keine Spur zu finden war, dieses Vergnügen aufgeben müssen. Jetzt hier in Tobolsk suchte ich mir die alte Jugendfertigkeit aufs Neue anzueignen und konnte bald auf glatten Stahlschuhen meine Gattin, die vortrefflich Schlittschuh lief, im raschen Fluge begleiten. Auch einen großen Rutschberg, der nur für die höheren Kreise der Gesellschaft bestimmt war, hatte der General-Gouverneur anlegen lassen, während andere Rutschberge, dem Volke das echt russische Nationalvergnügen des Fahrens gewährten. Ebenso wurden auch häufig kleinere

oder größere gemeinsame Schlittenparthien veranstaltet. Das wahre Schlittenfahren versteht man nur in Rußland, wo freilich auch die meiste Gelegenheit dazu sich darbietet, und Alles was ich in anderen Ländern hiervon sah, erschien mir als schwaches Nachbild. So ein leichter russischer Rennschlitten, im Inneren ganz mit Rennthierfellen gefüttert und davor ein Dreigespann schneller flüchtiger Kirgisenrosse, bildet das Ideal eines Schlittengespannes, und damit im schnellsten Lauf der Pferde über die weite Schneefläche dahin zu eilen, ist für mich stets ein großes Vergnügen gewesen. Ja wir dehnten diese Schlittenfahrten sogar oft bis in die Nachtstunden aus. Der General-Gouverneur gab einst an einem schönen, windstillen Märztage, wo die Sonne in den Mittagsstunden schon mit leiser Wärme zu scheinen anfing, eine glänzende Schlittenfahrt nach einem Jagdhause, welches 7 Werste von Tobolsk, einsam in den Wäldern lag. Von einigen Kompagnien Soldaten war ein Weg dahin, durch den tiefen Schnee gebahnt worden, und eine schwere mit 16 Pferden bespannte Walze, hatte denselben geglättet und befestigt. Auch das öde und unwohnliche, nur aus dicken, unbehauenen Baumstämmen erbaute Gebäude, war durch Hülfe von Teppichen, Tannenreisern, Kronleuchtern und ähnlichen Verzierungen in einen großen wirklich glänzenden Ballsaal umgewandelt. Der General hatte mich mit der Oberleitung dieser Ausschmückung beauftragt, und ich mit 40 Handwerkern und Soldaten

fast eine Woche daran gearbeitet. Um 1 Uhr Mittags versammelten sich alle Theilnehmer der Schlittenfahrt, zu einem sehr opulenten Gabelfrühstück im Gouvernementshause.

Es wurde tüchtig getafelt und besonders den feurigen Weinen stark zugesprochen, so daß sich schon Alle in der heitersten Stimmung befanden, als gegen drei Uhr Mittags die Schlittenfahrt begann. Ein Dutzend Kosacken eröffneten den Zug, denen folgte auf zwei großen Blockschlitten, jeder mit 8 Pferden bespannt, das Musikchor eines Regiments, wohl an 50 Köpfe stark; dann zwei Schlitten mit den unverheiratheten Adjutanten, Ordonnanz-Officieren und Civil-Sekretären des General-Gouverneurs, worauf dessen prächtiger Galaschlitten mit 3 sehr schönen, möglichst reich mit bunten Decken, hohen Federbüschen und helltönenden Schellen aufgeputzten Rossen bespannt, folgte. Zwölf ausgesuchte Kosacken ritten als Ehrenwache hinten drein. Jetzt kamen die übrigen Schlitten, wohl 40—50 an der Zahl, welche Alles enthielten, was überhaupt zu den Gesellschaften im Hause des General-Gouverneurs zugelassen wurde. An 10—12 aus politischen Ursachen Verbannte, größtentheils Gutsbesitzer aus Lithauen und der Ukraine befanden sich darunter. Alle Schlitten waren mit einem Dreigespann bespannt und Pferde wie Menschen möglichst aufgeputzt. Vierundzwanzig Kosacken schlossen den langen Zug, der unter den Klängen der Musik einigemal durch die Hauptstraßen von Tobolsk und dann

zu dem Jagdhause fuhr. Hier wurde getanzt und dazwischen ein kaltes Souper, dem aber die vielen edelen Weine und feurigen Punschsorten schon die nöthige Wärme verliehen, eingenommen. Ein belebtes Bild gewährten draußen die Kosacken, Kutscher und sonstigen Diener. Hinter großen, aus Tannenzweigen geflochtenen Schirmen waren mächtige Feuer angezündet, an denen sich Alle in bunten Reihen gelagert hatten. Der stets sehr freigebige General-Gouverneur hatte mehrere Fässer mit Wotki (Branntwein), dieser Nektar aller Russen, vertheilen lassen und da es an Würsten und gesalzenen Fischen nicht fehlte, so herrschte draußen die gleiche Fröhlichkeit wie drinnen im Saal. Bis gegen 11 Uhr wurde getanzt und gezecht, dann ward die Rückfahrt nach Tobolsk wieder angetreten. Die Kosacken mit langen hellbrennenden Pechfackeln in der Hand, eröffneten den Zug, und ebenso ritten vor jedem Schlitten 2 Kosacken mit Fackeln, die ein rothglühendes Licht auf die weiße Schneefläche und die beeisten Wälder warfen. Es war weit nach Mitternacht als wir alle in unsere Wohnungen zurückkehrten, sehr befriedigt von diesem glänzenden Fest.

Eine andere, freilich sehr verschiedene Schlittenfahrt hatte ich einige Wochen zuvor mit meiner Cäcilie unternommen. Die prachtvollen wahrhaft großartigen Nordlichter, welche die langen Winternächte in Sibirien so oft erhellen, erregten unsere Bewunderung. Sie gewähren in der That auch ein ebenso schönes,

wie imposantes Schauspiel, welches in dieser Art nur der hohe Norden bieten kann. Der nördliche Theil des Himmelsgewölbes ist dann von tief dunkelrother Gluth erfüllt, welche an Glanz wie intensiver Stärke, jeden Feuerschein selbst der größten Feuersbrunst weit überragt. In diesem dunkelglühenden Hintergrund, steigen oft zuckende Säulen von greller Färbung, hellbrennende Streifen und breite Raketen empor. So intensiv ist oft die Helle des Nordlichtes, daß man selbst in dunkelen Winternächten bei dessen Schein ganz bequem die feinste Druckschrift lesen kann. Ein solches sehr prachtvolles Nordlicht stand eben am Himmel, als ich mit meiner Frau ziemlich spät am Abend aus einer glänzenden Gesellschaft beim General-Gouverneur heimkehrte. Ich hatte viel Punsch getrunken; mein Blut rollte aufgeregt in den Adern, und ich machte meiner Frau den Vorschlag, nach einem Hügel, der eine kleine halbe Meile von der Stadt entfernt lag, zu fahren, um von dort aus das ganze großartige Schauspiel in seiner vollen Pracht ungestört genießen zu können. Gerne willigte sie ein. Zwar schüttelte mein treuer Gregor, der hinten auf der Pritsche des kleinen leichten Schlittens saß, während ich die Zügel des sehr tüchtigen Kirgisen-Rosses selbst leitete, mißbilligend das Haupt und meinte, die Wölfe schweiften in ganzen Rudeln umher und die Fahrt sei deshalb gefährlich; er ward aber von mir wegen dieser Besorgniß verspottet. Nur mit Widerstreben erlaubte ich, daß der besagte Diener in unser

Haus eilte, um die zwei geladenen Pistolen, die stets über meinem Bette hingen, zu holen. Für sich selbst hatte er, ohne mein Vorwissen, einen alten Kosacken-Karabiner der mit zerhackten Kugeln stark geladen war, mitgebracht. Diese Vorsicht sollte uns das Leben retten.

Die Fahrt nach dem Hügel war rasch und angenehm und die Aussicht von dort auf das in seiner vollen Pracht sich zeigende Nordlicht, wirklich großartig. Wohl eine halbe Stunde schwelgten wir in diesem Schauspiel und wollten uns schon zur Rückfahrt anschicken, als plötzlich Gregor, der neben dem Schlitten gestanden hatte, die Worte ausrief: „Die Wölfe, Herr! Gott schütze uns, fahren Sie so schnell wie möglich zurück und peitschen Sie das Pferd zum äußersten Lauf, oder wir sind verloren." Und wirklich aus einer Waldecke, ungefähr 300 Schritte seitwärts von uns, kam jetzt ein Rudel Wölfe wohl 10 bis 12 Stück herbeigetrabt. Auf der weißen, von dem Nordlicht hell beleuchteten Schneefläche, konnte man die Thiere ganz deutlich erkennen. Jetzt schienen diese auch die Witterung von uns bekommen zu haben, denn ein lautes, mißtönendes Geheul ausstoßend, was mir durch Mark und Beine drang, stürmte der Rudel im schnellsten Lauf auf uns zu. Ich hatte jetzt mein Roß gewandt und ihm ermunternd zum Ausgreifen zurufend, ließ ich ihm die Zügel schießen. Das edle Thier schien die Gefahr welche ihm seine Todtfeinde brachten, zu wittern, denn lang streckte es sich aus

und wie ein Pfeil schoß es mit dem Schlitten über die Schneefläche. Schon schienen wir der Gefahr entronnen zu sein, denn die Wölfe vermochten uns nicht einzuholen, da plötzlich riß der eine Strang und der Schlitten stand still. Ich hatte dem Tod in allen Gestalten schon oft in das Auge gesehen und nicht gebebt, aber in diesem Augenblick drang der Angstschweiß mir plötzlich durch alle Poren. Galt es doch nicht allein das eigene Leben, sondern das mir ungleich theurere meiner geliebten Gattin! Die große Geistesgegenwart meines wackeren Gregor rettete uns allein. „Heilige Mutter Gottes von Kasan, schütze uns jetzt“ rief er laut, sprang dann von seiner Pritsche herunter, riß sich den breiten und glücklicher Weise starken Wollenshawl, den er nach russischer Sitte als Gürtel um den Pelzrock trug, ab, und band ihn mit fast taschenspielermäßiger Geschwindigkeit dem Roß als Zugstrang in das Kummt. So schnell dies auch von statten ging, hatte diese Verzögerung doch hingereicht, daß die Wölfe uns bis auf 30—35 Schritt nahe gekommen waren. Ihr furchtbares Geheul der Wuth und des Hungers, drang so entsetzlich in meine Ohren, daß ich diese Töne mein ganzes Leben nicht wieder vergessen werde. Mit seltener Geistesgegenwart riß sich Gregor jetzt den Karabiner von der Schulter und feuerte ihn auf die vordersten Wölfe ab. Die gehackten Kugeln mußten getroffen haben, denn wir hörten mehrere Klagelaute, dann war Gregor mit einem Sprung wieder auf der Pritsche, und ich

brauchte nur meinem vor Angst zitternden und schnaubenden Rosse die Zügel schießen zu lassen, als es im eiligsten Lauf wieder fortjagte. Die übrigen Wölfe schienen, durch den Schuß erschreckt, einen Augenblick Halt gemacht zu haben, nur ein Thier von ungewöhnlicher Größe und Schnelligkeit, kam jetzt von der Seite angesprungen und schien das Pferd anfallen zu wollen. „Schießt mit der Pistole, Herr, aber zielt gut oder der Wolf zerreißt das Pferd," rief mir Gregor zu. In meiner linken Faust hielt ich fest die Zügel, mit der rechten Hand zielte ich auf den Wolf, der jetzt fast unmittelbar neben dem Schlitten herlief, drückte ab, und fast unter dem Schusse noch, stürzte das Thier zusammen. So waren wir für diesmal gerettet, denn die ersten Häuser von Tobolsk lagen nicht mehr fern. Zwar schien es, als ob der Haufe der Wölfe sich wieder gesammelt habe, denn ihr Geheul drang mißtönend zu uns, doch wurden wir nicht weiter verfolgt, und langten bald bei der Thorwache an. Hier erst zügelte ich mein weißschäumendes Roß.

Meine arme Cäcilie hatte sich bei dieser großen Gefahr ungemein muthig und gefaßt benommen und kein Ruf der Klage oder Angst war über ihre Lippen gekommen. Den schönsten Shawl von rother Seide mit goldenen Franzen, der in Tobolsk nur zu haben war, erhielt Gregor von meiner Frau geschenkt und dünkte sich in diesem Schmuck seines sonntäglichen Kaftans, nicht wenig stolz. Als ich am andern Morgen mit einigen Bekannten den Ort, wo uns die

Wölfe angefallen, zu Pferde besuchte, trafen wir auf dem Schnee viele rothe Blutspuren, ein Zeichen, daß der Schuß Gregors gut getroffen hatte. Das fast seines Fleisches beraubte Gerippe eines sehr großen Wolfes, lag ebenfalls am Wege. Es mußte das von mir getödtete Thier sein, dessen Kadaver dann von seinen heißhungrigen Kameraden sogleich zerrissen und aufgefressen war, wie dies die Gewohnheit der Wölfe ist.

Diese Rudel von Hunger gepeinigter Wölfe, sind in den langen Winternächten, sehr gefährliche Feinde, welche Thiere wie Menschen mit der grimmigsten Wuth anfallen und alljährlich vielen Schaden anrichten.

Sechstes Kapitel.

Erste Reise im Gefolge des General-Gouverneurs in Sibirien. Besuch einer Kirgisen-Horde am Ischim. Rückkehr nach Tobolsk. Beförderung zum Major. Bereisuug des Altai-Gebirges. Ein Winter in Barnaul. Winterreise von Barnaul nach Tobolsk.

Der strenge Winter, obgleich er sich bis in den Mai erstreckte, war mir ungewöhnlich schnell vergangen. Die mehrere Fuß starke Eisdecke löste sich von den Flüssen, der Schnee schmolz in den Wäldern und Feldern, welche er über 7 Monate lang bedeckt hatte, und mit einer Kraft und besonders Schnelligkeit, wie ich solche bisher noch niemals gesehen hatte, entfaltete sich die Vegetation. Es war wirklich, als ob man das Gras könne wachsen und die Bäume erblühen sehen, so schnell ging dies von Statten. Die Aeste, 14 Tage vorher noch weißkrystallisirt vom Eis, wurden jetzt plötzlich mit Blättern und Blüthen reich bedeckt und auf den Feldern, die einige Wochen zuvor noch unabsehbaren Schneeflächen geglichen hatten, tummelten sich die Kosacken-Pferde in dem üppig sprossenden Grase. Dies fast gänzliche Fehlen des Frühlings, und der jähe Uebergang vom Winter zum Sommer,

ist mir stets mit als die größte Eigenthümlichkeit Sibiriens erschienen und hat alljährlich mein aufrichtigstes Bedauern hervorgerufen. Zu keiner Zeit des Jahres fühlte ich solch tiefes Heimweh wie grade im Monat Mai und sehnte mich so sehr nach den grünenden und blühenden Thälern meiner thüringischen Heimath zurück, in denen der Frühling in seiner vollen Herrlichkeit so glänzend prangt. Auch an die lachenden Gestade des Mittelmeeres mußte ich jetzt oft mit tiefer Sehnsucht zurückdenken. Doch dies war vorbei, für immer vorbei, aber mein jetziges neues Leben bot mir dafür wieder so viele andere Vorzüge, und besonders meine Häuslichkeit beglückte mich täglich mehr, so daß ich den Tausch dennoch niemals bereute. Und doch kam gerade jetzt eine Zeit, wo ich lebhafter denn je mit meinen Gedanken in Frankreich und bei dessen Heer weilte. Die Nachricht von Napoleons Rückkehr nach Frankreich und dessen wirklich fast wunderbarem Marsch nach Paris, war jetzt auch zu uns nach Tobolsk gedrungen. Als mir eines Morgens der General-Gouverneur die inhaltsvolle Depesche, welche ihm aus Petersburg diese wichtige Nachricht brachte, überreichte, und lächelnd sagte: „Da lesen Sie, mein Freund — Ihr Kaiser Napoleon ist wieder in Paris und der Krieg wird von Neuem beginnen“, da regte mich dies so auf, daß ich blaß und roth in einer Minute wurde. Wie schicksalsschwer hätte mich dies Ereigniß berührt, wäre ich wirklich nach Frankreich zurückgekehrt, was ja ursprünglich meine

Absicht gewesen. Daß ich als Officier mich dieser Bewegung des Heeres zu Gunsten Napoleons, angeschlossen haben würde, unterliegt keinem Zweifel, denn die Dynastie der Bourbons hätte mich nicht im Mindesten gefesselt. Dann wäre ich jetzt Oberst im französischen Genie-Korps und hätte mitten in den großartigsten Kriegsrüstungen gestanden, statt ich nunmehr als Ingenieur-Hauptmann im fernen Sibirien zu leben und die Risse und Pläne zu erbärmlichen Blockhäusern gegen rohe Kalmücken- und Kirgisen-Horden zu prüfen hatte. In rein militärischer Hinsicht hatte ich also einen ungemein schlechten Tausch getroffen und meine jetzige Stellung wie Arbeit, kam mir oft recht unbedeutend vor, im Vergleich zu meiner früheren Thätigkeit, wo ich im berühmtesten Heere der Welt, an der Vertheidigung wie Belagerung der großartigsten Festungen persönlichen Antheil nahm. Aber mein häusliches Glück mußte mich darüber trösten, daß mein militärischer Ehrgeiz so geringe, oder richtiger eigentlich gar keine Befriedigung mehr fand.

Bis in das weit entlegene Sibirien machten die Wirkungen von des Kaisers Napoleon Rückkehr nach Frankreich, sich jetzt fühlbar. Es war Befehl von St. Petersburg gekommen, eine genaue Musterung der Kosacken-Regimenter des sibirischen Korps stattfinden zu lassen, um zu erfahren, wie viele Kosacken wohl zu einem auswärtigen Kriege verwandt werden könnten, wenn ein großer europäischer Kampf entbrennen sollte. Auch einige Kalmücken- und Baschkiren-

Regimenter, welche 1814 mit in Frankreich gewesen waren, und sich jetzt auf dem Rückmarsch in ihre ferne Heimath befanden, mußten Halt machen, um den weiteren Verlauf der politischen Ereignisse abzuwarten. Mehrere jüngere Officiere wurden jetzt aus Sibirien abberufen und zu den mobilen Regimentern des russischen Heeres, welche für einen auswärtigen Krieg bestimmt waren, versetzt. Ebenso wurde angeordnet, Pferde aus den Kirgisen-Steppen für die russische leichte Kavallerie anzukaufen. Unter den polnischen Verbannten in West-Sibirien, machte sich jetzt eine gewisse Aufregung bemerklich, und mit der ausschweifenden Phantasie, welche die Polen so häufig in politischen Dingen besitzen, hofften Manche derselben nunmehr, da der Kaiser Napoleon wieder in Paris sei, würde er bald aufs Neue in Warschau, ja sogar in Wilna einmarschiren. Da einzelne verbannte Polen sich in ihrer Aufregung hatten hinreißen lassen, sehr übereilte und verfehlte Fluchtversuche zu unternehmen, so mußte der General-Gouverneur jetzt nothgedrungen eine genauere Controle und schärfere Ueberwachung dieser Verbannten eintreten lassen. Bei seinem humanen Sinn war ihm diese nothwendige Strenge sehr peinlich, da er sich bisher möglichst bestrebt hatte, allen ihr Loos nach besten Kräften zu erleichtern. Mit unbeschreiblicher Spannung erwarteten wir Alle, und besonders ich persönlich jetzt die weiteren Nachrichten über die Gestaltung der politischen Verhältnisse in Frankreich. Der Feldjäger, welcher die

Depeschen aus Petersburg an den General-Gouverneur mitbrachte, kam gewöhnlich jeden Sonnabend in Tobolsk an und wir blieben dann oft bis Mitternacht auf, um seine Ankunft zu erwarten. Verspätete sich diese, wie dies bei dem weiten beschwerlichen Wege oft nicht anders möglich, mitunter um einige oder mehrere Tage, so waren wir über diese Verzögerung sehr unglücklich. Auch alle etwa eintreffenden Zeitungen und Privatbriefe, wurden mit förmlichem geistigen Heißhunger verschlungen; die Post aus Jekaterinenburg, welche uns dieselben aus Europa brachte, kam wöchentlich zweimal in Tobolsk an, und der General-Gouverneur hatte jetzt ein Relais von Kosacken-Posten bis zur ersteren Stadt legen lassen, um besonders wichtige Nachrichten schneller und sicherer zu bekommen. Er hielt sich auch mehrere englische und französische Zeitungen und den „Hamburger Unpartheiischen Correspondenten", und hatte die Gefälligkeit mir diese Blätter nach Hause mitzugeben, damit meine Frau und ich sie dort mit Muße lesen konnten. Die Achterklärung des Kaisers Napoleon und der Beschluß aller europäischen Großstaaten, welche beim Wiener Congresse vertreten waren, den Krieg sofort gegen ihn zu beginnen, vergrößerte aufs Neue unsere Spannung. Bei mir persönlich wurden sehr gemischte Gefühle hierdurch erregt, wie ich nicht läugnen will.

Bei dieser großen politischen Aufregung war es mir eigentlich nicht recht erwünscht, den General-Gouverneur auf einer größeren Inspektionsreise durch

sein Gouvernement begleiten zu müssen. Solche Reise eines General-Gouverneurs in Sibirien, der wie ein Vice-König in seinem Gouvernement waltet und herrscht, ist kein kleines Ereigniß und erfordert viele Vorbereitungen. Da das Gefolge des Generals aus 7—8 Officieren und Civilbeamten aller Grade, und mindestens 30 Hausofficianten und Dienern der verschiedensten Gattung bestand, so bildeten wir eine Karawane von einigen 20 Wagen. Dazu gehörte stets eine Eskorte von einer Sotnie Kosacken, welche auf den verschiedenen Kosacken-Stationen abgelöst wurde. Am 18. Juni brachen wir von Tobolsk auf; die ganze Vegetation war jetzt in Sibirien entfaltet, Alles grünte und blühte mit voller Ueppigkeit und die Hitze war bei Tage oft so groß, wie ich sie in Italien und Spanien um diese Zeit, nicht heftiger empfunden hatte. Dichte Schwärme kleiner stechlustiger Mücken, die blutgierig Menschen und Thiere anfielen, bildeten fast solche Plage wie die Musquitos auf den Inseln St. Domingo und Guadeloupe. Im Uebrigen war meine Reise so bequem wie nur möglich. Ich theilte meine Tarantas mit einem sehr liebenswürdigen und unterrichteten Major, der als Kanzlei-Chef beim General-Gouverneur fungirte; mein Gregor saß auf dem Bocke und 5 schnelle Postpferde von 2 Jemtschicks geleitet, zogen den Wagen in so schnellem Galopp wie man nur in Rußland fährt, über die Steppe. Da stets Gepäckwägen mit Köchen, Kellermeistern und Dienern vorausgeschickt waren, so fanden wir im

Nachtquartier stets die Tafeln gedeckt und mit den besten Speisen und Weinen besetzt. Unsere Reise ging den Fluß Irtysch aufwärts, nach Omsk. Da der General an verschiedenen Stellen des Flusses längere Zeit anhielt, den Vortrag eines Ingenieurs, welcher hier verschiedene Felsensprengungen ausführen wollte, um dadurch die Schifffahrt zu erleichtern, anzuhören, legten wir am ersten Tage, trotz der Schnelligkeit der Fahrt, nicht sehr beträchtliche Strecken zurück. Das Nachtlager wurde daher auf der Steppe aufgeschlagen. Für den General-Gouverneur war ein großes reich verziertes Zelt, welches zuerst als Speisesaal diente, errichtet worden. Wir hielten eine vortreffliche Mahlzeit, wonach der General sich zur Arbeit mit seinen Officieren hinsetzte. Ich hatte mehrere, in das Ingenieur-Fach einschlagende Fragen schriftlich zu beantworten und konnte erst um Mitternacht mein Lager, aus Decken und Teppichen, in einem kleinen leichten Leinewandzelt bereitet, aufsuchen. Die Dienerschaft und 200 Kosacken der Eskorte, bivouakirten im Freien an großen Wachtfeuern, welche mehr zum Schutz gegen die quälenden Mücken wie zur Abwehr gegen die Kälte angezündet wurden. Noch um Mitternacht war es so hell, daß man eine Druckschrift ziemlich bequem lesen konnte, und um 1½ Uhr erschienen die ersten Strahlen der Sonne bereits wieder am äußersten Horizont der Steppe. Um 4 Uhr in der Früh, wurde die Reveille geblasen; wir standen auf, machten Toilette, unsere Diener bereiteten

uns Thee auf dem Samovar, wozu es geröstetes Brod und Honig gab und um 5 Uhr fuhr der große mit 8 Pferden bespannte Reisewagen des Generals ab, dem wir Uebrigen uns dann in unseren Wägen anschlossen. Am zweiten Tage passirten wir zwei von russischen Verbannten gegründete Dörfer. Der General-Gouverneur hielt eine längere Musterung und besah die Wohnungen, Gärten, Felder und den Viehstand der Bewohner sehr genau.

Im Allgemeinen sahen diese Kolonisten, welche hier schon 12—10—5 Jahre wohnten, ziemlich zufrieden und wohlhäbig aus, und jede Familie besaß mehrere kleine magere Kühe und Pferde. In jedem Dorfe waren auch 10—12 verheirathete Kosacken, welche die Polizeiaufsicht führten und das Entweichen der Verbannten verhinderten, während der Kosacken-Officier die Stelle eines Ortsvorstandes bekleidete. Der General, der ein sehr menschenfreundliches Herz für die Verbannten besaß, erkundigte sich genau nach ihren Verhältnissen und hörte geduldig ihre Klagen und Beschwerden an. Es ergab sich, daß ein Kosacken-Officier sich arge Bedrückungen und Erpressungen hatte zu Schulden kommen lassen; deshalb ward eine strenge Untersuchung angestellt und der Schuldige später vom General-Gouverneur zum Gemeinen degradirt und in eine entfernte Grenz-Station versetzt. — Das zweite Nachtlager war ebenso wie das erste. Der General-Gouverneur liebte es sehr, bei dem warmen trockenen Wetter sein Nachtquartier auf

der Steppe, anstatt in einem Kolonisten-Dorfe aufschlagen zu lassen, denn ein solches würde vom Obersten bis zum Untersten ausgeräumt und alle Kolonisten und Bauern aus ihren Behausungen vertrieben worden sein, wenn ein General-Gouverneur dort sein Quartier hätte aufschlagen wollen, und eben diese Umständlichkeiten wünschte der General zu vermeiden. Ebenso befahl er auf das Strengste, daß der Haushofmeister, welcher die Verpflegung auf der Reise unter seiner Aufsicht hatte, alle Bedürfnisse an Milch, Fleisch, Wild aller Art u. s. w. den Bauern, Kosacken und Kolonisten baar bezahlen solle. Als trotzdem hierbei Unterschleife und Bedrückungen vorgekommen waren, wurde der Haushofmeister seines Amtes entsetzt und mußte 6 Monate als Sträfling an der Straßenreinigung von Tobolsk arbeiten und 2 Köche erhielten jeder 50 wohlgemessene Hiebe aufgezählt.

An einigen Stellen verweilte der General-Gouverneur längere Zeit, um Plätze, welche zur Anlegung neuer Kolonisten-Dörfer ausgesucht werden sollten, genauer zu besichtigen. Ich mußte an einem solchen Orte 3 Tage allein in Gesellschaft eines Kosacken-Officiers mit 50 Mann zurückbleiben, um das Terrain zu vermessen und einen Plan zur Anlage des Dorfes auszuarbeiten. Dann fuhr ich dem General-Gouverneur nach, und holte diesen in Omsk, wo ein mehrtägiger Aufenthalt genommen wurde, wieder ein. Hier waren wir mit Vermessen und Besichtigen eines Platzes, auf welchem ein größeres Militair-Etablissement

errichtet werden sollte, vollauf beschäftigt, als uns der Kourier einholte, welcher die Nachricht brachte, daß der Krieg zwischen Napoleon und den Alliirten begonnen habe und die französische Armee in Anmarsch gegen Brüssel begriffen sei, während das preußische und holländisch-englische Heer unter dem Herzog Wellington gegen die Franzosen marschire. Ebenso war jetzt ein starkes russisches Heer zum Vorrücken gegen Frankreich bestimmt. Diese Nachrichten übten auch auf unsere fernere Reise großen Einfluß. Der General-Gouverneur hatte nämlich die Absicht gehabt, in Omsk an 1500 Kosacken mit einigen leichten Geschützen zusammenzuziehen, um die Kirgisen-Horden in der Ischimschen Steppe, welche in der letzten Zeit wiederholte räuberische Anfälle auf verschiedene Kosacken-Posten gemacht hatten, dafür zu züchtigen. Alles war zu einer solchen Unternehmung vorbereitet, die nöthigenfalls bis an den Batschasch-See ausgedehnt werden sollte. Jetzt aber, wo in Europa wieder ein Krieg entbrannte, dessen Ausdehnung damals noch gar nicht zu ermessen war, und die russischen Truppen abermals gegen Westen marschiren mußten, hielt der General den Zeitpunkt für eine solche Unternehmung nicht geeignet. War es doch möglich, daß auch vielleicht noch aus Sibirien zahlreiche Truppen nach Europa nachrücken mußten. Dazu kam, daß der Sultan Baspahisan, der Beherrscher des Kirgisen-Stammes, welchem diese Expedition besonders gelten sollte, eine Gesandtschaft nach Omsk sandte, um seine

Unterwerfung anzukünden, Tribut zu zahlen und einen Ersatz für das geraubte Gut anzubieten. Der General-Gouverneur beschloß dies Anerbieten anzunehmen und befahl den Abgeordneten des Sultans, diesem die Botschaft zu überbringen, an einen bestimmten Platz am Flusse Ischim zu kommen, um hier mit ihm eine persönliche Zusammenkunft zu haben. So brachen wir denn Mitte Juli von Omsk wieder auf, aber nicht zum Krieg und Kampf, sondern um in Frieden und Freundschaft mit den Kirgisen zu verkehren. Da der General-Gouverneur aber nicht wissen konnte, ob diese doch nicht etwa einen hinterlistigen Plan verfolgten, so wurden 10 Sotnien Kosacken in der Stärke von 600 Mann, und eine leichte Kosacken-Batterie zur Eskorte bestimmt. Freilich ward unser Marsch durch diese zahlreiche Begleitung oft nicht wenig verzögert. Außerdem waren ganze Strecken in der Steppe, wo die im Sommer sehr ausgetrockneten Bäche und kleinen Seen nicht Wasser genug für die vielen Menschen und Pferde liefern konnten. So mußte denn oft die Expedition in mehrere Theile getheilt werden, und die eine Hälfte voraufgehen, die andere aber nachrücken, um stets das nöthige Wasser vorzufinden. Unsere Pferde mußten einmal 24 Stunden aushalten, ohne getränkt zu werden, da das vorgefundene schmutzige, trübe und bitterschmeckende Wasser eines Steppenbrunnen, kaum ausreichte die Menschen zu versorgen. Auch sonst gab es mancherlei Verzögerungen und Stockungen, so daß der General-

Gouverneur erst drei Tage später am Jschim anlangte, wie anfänglich seine Absicht gewesen war. Abgesehen von der oft unleidlichen Hitze, die mich mitunter ärger plagte, wie dies selbst in St. Domingo der Fall gewesen, und den Mückenschwärmen, gewährte mir diese Reise durch die Steppe mannigfaches Interesse und hatte sehr geringe Unbequemlichkeiten. Im bequemen Reisewagen mit angenehmer Gesellschaft und reichlicher Vorsorge für Küche und Keller, konnte man solche Fahrt wohl leicht ertragen. Besonders erweckten die Reiterkunststücke der Kosacken und die Gewandtheit mit der sie ihre kleinen, mageren, aber sehr ausdauernden Rosse tummelten, oft mein Interesse. Ferner hetzten sie die sich zahlreich in der Steppe aufhaltenden Trappen, jagten die Vögel müde und tödteten sie dann mit den Lanzen vom Pferde herab. Bei dieser Fahrt wurden vom General-Gouverneur verschiedene Plätze bestimmt, auf denen später Kosacken-Stationen zum Schutz gegen die Kirgisen, welche ihre räuberischen Expeditionen oft sehr weit ausdehnten, angelegt werden sollten.

Als wir am Jschim nicht weit von dem kleinen Ort Akmolinsky, der letzten russischen Niederlassung in dieser Gegend, anlangten, bekam die ganze Landschaft einen völlig veränderten Charakter. Ein Gebirge von ungemein pittoresken Formen und nicht unbeträchtlicher Höhe, stieg plötzlich steil aus der Steppe empor. Dazwischen reizend schöne, in der üppigsten Vegetation prangende Flußthäler und weite Flächen,

welche Tausenden von Pferden, Kameelen, Kühen und Schaafen die beste Weide lieferten.

Es war eine Landschaft von seltener Schönheit, wenn freilich auch das Ganze einen sehr ernsten Charakter trug, wozu der gänzliche Mangel von Städten, Dörfern und überhaupt festen Wohnungen der Menschen, viel mit beitragen mochte.

Das Lager, welches hier aufgeschlagen wurde, war ungemein malerisch in einem kleinen Flußthal, was sich auf den Ischim öffnete, gelegen. Da wir uns jetzt mitten im Gebiet der Kirgisen-Stämme befanden und diesen niemals ganz sicher zu trauen ist, so hatte ich auf Befehl des General-Gouverneurs zwei leichte Feldschanzen aufwerfen lassen, hinter denen die 6 Geschütze der Kosacken-Batterie so postirt waren, daß sie die ganze Gegend mit Leichtigkeit bestreichen konnten. So hätten wir immerhin schon den Angriffen von einigen tausend Kirgisen trotzen können. Das große Zelt des General-Gouverneurs, neben welchem sich die Wache der Kosacken befand, war am Rande eines kleinen Wäldchens von Zirbelkiefern aufgeschlagen worden. Die Hütten und Zelte für die zahlreiche Dienerschaft befanden sich unmittelbar dahinter; während wir Officiere und Beamte unsere leichten Zelte auf beiden Seiten hatten. Das Lager der Kosacken, aus Hütten von Sträuchern und Rasen gebaut, war wohl an 600 Schritte entfernt. Unsere Pferde, circa 900 Stück, dazu auch 1 Dutzend Kameele und einige Kühe, theils zum Schlachten, theils zum Milchgeben

bestimmt, weideten von berittenen Kosacken gehütet, auf der üppigen Grasfläche weiter rückwärts im Thale. An 200 Kosacken waren stets im Dienst, besetzten die Schanzen und die Hauptwache im Lager, bewachten unsere Wägen und Heerden, denn an Dieben fehlte es hier nicht, oder ritten Patrouillen in der Gegend umher. Da der Aul oder das Zeltlager der Kirgisen, nur 2 deutsche Meilen von unserem Lager entfernt war, trieben sich fortwährend Kerle aus demselben in unserer Nähe umher, und stahlen mit ebenso viel Geschicklichkeit wie Kühnheit. Wohl ein Dutzend dieser Diebe wurden auf der That ertappt und erhielten von den Kosacken auf der Stelle so viele Hiebe mit dem Kantschu, wie nur ein Kirgise aber kein anderer Mensch, solche zu ertragen im Stande ist. Ich sah selbst, wie ein junger Kirgise, den zwei Kosacken beim Pferdediebstahl ertappt hatten, von diesen so unbarmherzig mit dem Kantschu geschlagen wurde, daß ich glaubte, der arme Kerl würde den Geist aufgeben. Zum großen Erstaunen der Kosacken, die mein Mitleid gar nicht begreifen konnten, verbot ich die ferneren Mißhandlungen, und ließ dem Geprügelten zur Stärkung eine Flasche voll Branntwein geben. Mit unsäglichem Behagen setzte er dieselbe an den Mund und trank das scharfe widerliche Getränk in einem einzigen Zuge und ohne nur einmal abzusetzen aus, küßte mir dann zum Zeichen des Dankes, die Rockzipfel, schwang sich vergnügt grinsend auf seinen Gaul, der inzwischen ruhig dagestanden hatte, ohne nur angebunden zu

sein und sprengte in vollem Galopp fort, zum großen Mißvergnügen der Kosacken, welche ihn um den Branntwein sehr beneideten, und die Execution gerne fortgesetzt hätten.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft im Lager, als Alles gehörig eingerichtet war, empfing der General-Gouverneur den Sultan Baspahisan in feierlicher Audienz. Alle Kosacken waren in voller Parade hierzu ausgerückt, die 6 Geschütze bespannt und die Kanoniere mit brennenden Lunten daneben stehend; auch wir Officiere und Beamte hatten sämmtlich unsere Gallauniform mit den Orden angelegt. Ebenso war der General-Gouverneur in voller Uniform mit breitem Ordensband und blitzendem Stern. Das große Zelt war vorne weit geöffnet, im Innern mit bunten Teppichen verziert und aus sämmtlichen Wagenkissen ein ganz großartiger Divan aufgebaut. Eine Ehrenwache von den stattlichsten Kosacken stand vor dem Zelte aufmarschirt. Gegen 11 Uhr Mittags verkündete ein auf reichgeschmücktem Rosse ansprengender Kirgise, daß der Sultan Baspahisan nahe. Sechs Reiter, welche eine Art von Pauken vorne auf ihren Pferden hatten, und diese mit Schlägeln so kräftig bearbeiteten, daß sie eine ebenso laute wie mißtönende Musik hervorbrachten, eröffneten den Zug. Ihnen folgte ein stattlicher junger Mann auf reichgezäumtem Rosse, welcher das Banner des Sultans, ein langer Speer mit einem sehr großen flatternden schwarzen Roßschweif, in der Rechten trug. Dann kam der

Sultan Baspahisan, auf einem sehr schönen schwarzen Hengst mit langwallendem Schweif und bis fast zur Erde niederhängenden Mähnen reitend. Das Sattel- und Zaumzeug des Rosses war nach persischem Geschmack von Purpursammt mit goldenen Buckeln und Goldbrokat sehr reich verziert, und sah in der Ferne ungemein prachtvoll aus. Freilich in der Nähe betrachtet, bemerkte man manche Flecken und Risse, wie denn überhaupt alle Kirgisen äußerst schmutzig sind und den Gebrauch von z. B. Seife und Wasser zum Waschen, gar nicht kennen. Der Sultan, ein Mann wohl an 60 Jahre alt, mit einem schlohweißen langen Bart war, wie dies alle Kirgisen sind, ein vollendeter Reiter, saß mit vielem Anstand im Sattel und wußte sein edles Roß mit großer Gewandtheit zu lenken. Er trug rothe persische Stiefeln mit hohen Absätzen, weite Pantalons von gelbem Seidenzeug, die in die Stiefel gesteckt waren, einen kurzen weiten Rock von schwarzem Sammt, durch einen rothen Seidenshawl um den Leib zusammengehalten und einen kleinen runden Kolpak von Zobelfell. Vorne auf dem Kolpak, war der Flügel einer großen Eule, als eigenthümliche Zierde befestigt. Später erfuhr ich, daß nur diejenigen Sultane der Kirgisen, welche in direkter Linie von dem berühmten Dschingiskhan abstammen, einen solchen Eulenflügel tragen dürfen. An einer starken seidenen Schnur hatte der Sultan einen kostbaren persischen Säbel hängen. Hinter diesem Häuptling einer mächtigen Horde der Kirgisen, ritten zwei

Leibdiener, junge hübsche Menschen von kaum zwanzig Jahren, ebenfalls bunt und reich gekleidet, denen dann an 30 auserlesene Krieger auf vortrefflichen Rossen reitend, folgten. Dieselben trugen kurze dunkele Röcke, weite helle Hosen, niedere runde Pelzmützen und hielten in der Hand eine schwere, scharfe Streitaxt an einem 3—4 Fuß langen Stiel. In der Führung dieser Streitaxt besitzen viele Kirgisen eine ganz außerordentliche Geschicklichkeit, und es ist in ihrer Hand eine sehr gefährliche Waffe. Einen langen starken Bogen mit einem Köcher voll 3—4 Fuß langen Pfeilen, hatte jeder Reiter über den Rücken hängen. Der ganze Zug hatte in der Ferne ein sehr stattliches, ja selbst prachtvolles Aussehen. Als die vordersten Reiter sich dem Bereich unseres Lagers näherten, gaben die 6 Kanonen in den Schanzen eine Ehrensalve. Die an Kanonendonner noch nicht gewöhnten Hengste der Kirgisen, bäumten sich wild auf, wurden aber von ihren Reitern mit vollendeter Geschicklichkeit sogleich gebändigt. Am Zelte des General-Gouverneurs angekommen, sprangen die beiden Leibdiener sogleich aus dem Sattel, um ihrem Gebieter den Zügel und die Steigbügel zu halten, der sich dann trotz seines hohen Alters, mit jugendlicher Gewandtheit aus dem Sattel schwang, und vom ersten Adjutanten des General-Gouverneurs ehrerbietig begrüßt, in das Zelt eintrat. Die Leibwache stellte sich unfern vom Zelte auf und saß dann ab, doch blieben die Leute bei ihren Pferden. Die Unterhand-

lungen zwischen dem Sultan und dem General-Gouverneur, wobei ein der kirgisischen Sprache vollkommen mächtiger Kosacken-Unterofficier den Dolmetscher machte, dauerten über eine Stunde. Wie uns der General-Gouverneur später lachend erzählte, soll der alte Sultan dabei viel Schlauheit und eine nicht geringe Zähigkeit bewiesen und oft eine Feinheit entfaltet haben, welche dem gewandtesten europäischen Diplomaten Ehre machte. Die Unterhandlungen endeten damit, daß der Sultan versprach, mehrere Russen, welche sowohl seine Horde als auch die eines anderen befreundeten Sultans zu Gefangenen gemacht und als Sclaven behalten hatten, unverzüglich zurückzugeben; ferner nicht zu dulden, daß die Kirgisen seines Stammes bei ihren weiten Ausflügen den Fluß Ischim überschritten, und endlich zur Sühne der letzten Raubzüge eine Heerde von 1000 jungen Pferden, 100 Kameelen und ich weiß nicht wie viel Schaafen an die russische Krone abzuliefern. Bis zur Erfüllung dieser Bedingungen sollten Geißeln gestellt werden. Diese Heerden sind später nach Omsk und Tobolsk getrieben und dort für Rechnung der Regierung verkauft worden. Da der Sultan Baspahisan, über 5000 eigene Pferde und 1000 Kameele, seine Horde aber an 20,000 Pferde und zahllose Schaafe besitzen sollte, so konnte er freilich diesen Tribut leicht entrichten. Nach beendeter Unterhaltung hing der General-Gouverneur dem Sultan eine goldene Gnadenkette mit einer goldenen Medaille, auf welcher das

Bild Sr. Majestät des Kaisers Alexander von Rußland geprägt war, um den Hals und empfing dafür von diesem einen prächtigen Zobelpelz als Gegengeschenk. Wir setzten uns nun Alle zum Festmahl, wobei der Sultan den Ehrenplatz erhielt und nach orientalischer Sitte auf hochaufgethürmten Polstern mit gekreuzten Beinen saß, während wir Uebrigen uns unserer leichten Feldstühle bedienten. Der Sultan aß nur mit den Fingern, schlürfte den Champagner mit großem Wohlbehagen, und leerte wohl eine Flasche davon. Die übrigen Kirgisen wurden mit Branntwein und gebratenen Schaafen bewirthet, und entwickelten bei dieser Gelegenheit den wirklich fabelhaften Appetit, welchen ein Kirgise stets zeigt, wenn er eine gute Mahlzeit umsonst erhalten kann, denn die 30 Mann haben 10 ganze gebratene Schaafe bis auf Haut und Knochen innerhalb 2 Stunden verzehrt und tummelten nach diesem reichlichen Mahl ihre Rosse mit der gleichen Gewandtheit wie vorher. Nach der Mahlzeit mußten die Kosacken ihre Reiterkunststücke zeigen und nach der Scheibe schießen. Da die Kirgisen aber fast durchweg gewandter reiten wie die Kosacken und auch mit ihren Bögen und Pfeilen ebenso weit und sicher schießen wie Letztere mit ihren nur höchst mittelmäßigen Flinten, so zeigten sich unsere Gäste grade nicht sonderlich befriedigt über dies Schauspiel. Der General-Gouverneur, der dies bemerkte und dem Sultan einen möglichst tiefen Eindruck von der Großartigkeit der russischen Waffen geben wollte,

befahl nun, daß die Geschütze der Kosacken-Batterie scharf im Feuer exercieren und nach dem Ziel mit Kartätschen schießen sollten. Dies ganz ungewohnte Schauspiel verfehlte seine Wirkung nicht und als besonders die Kartätschen auf 600 Schritte, eine leichte Holzwand, welche in Eile gezimmert und als Zielpunkt aufgestellt war, mit einigen Schüssen zertrümmerten, da machten die Kirgisen sehr verwunderte, ja sogar furchtsame Gesichter. Auch ein kleines Feuerwerk, was später abgebrannt wurde, verfehlte seinen Eindruck nicht und die hoch in die Luft zischenden Raketen und prasselnden Feuerräder, erregten ebensoviel Schrecken wie Erstaunen. Erst gegen Abend verließen uns unsere Gäste und wie es schien, hatte die Entfaltung der Kriegsmacht, welche der General-Gouverneur hier absichtlich zeigte, großen Eindruck auf sie gemacht.

Nach der Verabredung beschloß der General am zweiten Tage dem Sultan Baspahisan seinen Besuch in dessen Aul (Zeltlager) zu erwiedern. Wir Officiere, alle in bester Parade-Uniform, mußten Kosacken-Pferde besteigen und unseren Chef begleiten. Sonst wurden nur 50 Kosacken als Ehrenwache mitgenommen. Zwar hatte man den General-Gouverneur vor der orientalischen Wortbrüchigkeit und Hinterlist der Kirgisen gewarnt, doch beschloß er dem Sultan das gleiche Vertrauen zu schenken, welches dieser ihm erwiesen hatte. Auf Veranlassung des ersten Adjutanten, mußten jedoch 400 Kosacken nebst 4 Geschützen heimlich ausrücken und eine halbe Meile von dem

Aul der Kirgisen sich verborgen aufstellen, um sogleich zur Hand zu sein, wenn uns wirklich ein Verrath drohen sollte. Aber auch nicht das Mindeste kam vor, sondern wir wurden mit der äußersten Ehrerbietung und größten Gastfreundschaft aufgenommen. Die Horde der vom Sultan Baspahisan beherrschten Kirgisen sollte 8000 Familien zählen, und über 4000 bewaffnete Reiter in das Feld stellen können. In dem Aul, welchen wir besuchten, befanden sich jedoch kaum an 500 Jurden, oder runde, oben spitz zulaufende Zelte von braunem Filz, denn der Sultan hatte fast nur waffenfähige Männer zu diesem Zuge mitgenommen, und alle Weiber, Kinder und einen Theil der Krieger in dem eigentlichen Winterquartier, was an 70 deutsche Meilen entfernt lag, zurückgelassen. Es war ein sehr hübsches, von einem klaren Bach durchströmtes und von Tausenden von weidenden Pferden, Kameelen, Rindern und Schaafen belebtes Thal, in welchem der Aul aufgeschlagen war, und die braunen Zelte stachen malerisch von dem grünen Rasen auf welchem sie standen, ab. Die Leibwache des Sultans,. die ihn auch bei dem Besuch in unserem Lager begleitet hatte, sprengte uns entgegen und geleitete uns vor das Zelt ihres Gebieters, was sich durch seine merklich größere Bauart und den davor aufgepflanzten Roßschweif vor den übrigen Jurden auszeichnete. Die Paukenschläger mit ihrer nervenerschütternden Musik, waren hier aufgestellt und ließen es an Gelärme nicht fehlen. Der Sultan, prächtiger

als bei seinem Besuch gekleidet, empfing den General-Gouverneur mit großer Ehrerbietung und geleitete ihn in seine Jurde, wohin wir übrigen Officiere folgten. Kostbare persische Teppiche bedeckten den Boden und bekleideten die Wände und ein breiter Divan von seidenen Polstern lief rings umher. Trotz dieses anscheinend großen Glanzes, sah Alles doch etwas schmutzig und unordentlich aus. Wir setzten uns bald Alle zum Mahl, bei welchem auch wir Russen mit untergeschlagenen Beinen hocken mußten, was uns zuletzt sehr unbequem wurde. Vor der Mahlzeit reichten Leibdiener hölzerne Schüsseln mit Wasser, zum Waschen der Hände herum, was auch sehr nothwendig war, da die Finger durchweg die Stelle von Messer und Gabel ersetzen mußten. Das Hauptgericht bestand in einem gebratenen Hammel, welcher vor den Sultan hingesetzt wurde; er ergriff sein scharfes Dolchmesser, theilte den Hammel in große Stücke, riß solche dann mit beiden Händen vollends auseinander, und reichte zuerst dem General-Gouverneur und darauf jedem der übrigen Officiere mit vielem Anstand ein solches Stück Braten, was wir nun aus freier Faust verzehren mußten. Gebratene Wachteln und Lerchen, und Pillaw oder Reißbrei mit Rosinen, welcher mit den Händen aus den Schüsseln gegessen wurde, bildeten die übrige Mahlzeit. Als Getränk wurde Kumyß oder Branntwein, bereitet aus gegorener Pferdemilch, den alle Kirgisen leidenschaftlich lieben und in großen Quantitäten trinken, umhergereicht. Ich trank diesen

Kumyß hier zuerst, fand Wohlgeschmack daran und er hat mir später bei meinen vielen Reisen in den Steppen, häufig Stärkung gegeben. Zu unserer großen Freude dauerte die ganze Mahlzeit kaum eine halbe Stunde und nach einer abermaligen Waschung unserer von Fett triefenden Hände, begaben wir uns vor das Zelt. Hier ließ der Sultan Reiterkunststücke aufführen, welche uns Alle in das gerechteste Erstaunen versetzten. Im vollen Rennen ihrer Hengste auf dem Sattel stehen, den Bogen spannen und den Pfeil mit großer Sicherheit nach dem Ziele schießen, sich dann plötzlich herabwerfen, nur mit dem einen überhängenden Bein am Sattel festhalten und in dieser Lage kleine Steine vom Boden aufheben, waren Sachen, welche die meisten Kirgisen mit vollendeter Sicherheit ausführten. Bei einem Pferderennen, durchliefen 16 Rosse eine Strecke von ungefähr vier deutschen Meilen in kaum einer Stunde und schienen am Ziel angekommen, noch gar nicht sehr ermüdet zu sein. Fast alle Kirgisen sind geborene Reiter, bringen die größte Zeit ihres Lebens auf dem Rücken des Pferdes zu, essen und trinken, ja schlafen auch häufig darauf. Da die Kinder mit dem 3—4. Lebensjahr schon die Füllen reiten, haben fast alle männlichen Kirgisen stark gekrümmte Säbelbeine, watscheln beim Gehen wie die Enten umher, und sind plump und ungeschickt. Auf ihren muthigen Rossen erst zeigen sie ihre wahren Eigenschaften und sind gewandt und zu den größten Strapazen bereit. Beim Abschiede

aus dem Aul, schenkte der Sultan Baspahisan dem General-Gouverneur einen prächtigen schwarzen Adler, der zur Jagd auf Hirsche und Wölfe vorzüglich abgerichtet war, und mit welchem wir später in der Umgegend von Tobolsk, noch häufig gejagt haben. Wenn er vom Riemen gelöst war, stieg er pfeilschnell so hoch in die Luft, daß er mit dem Blick kaum noch zu erkennen war. Bemerkte er dann einen Hirsch, einen Wolf, ein Schaaf, oder ein anderes Wild, so stürzte er auf sein Opfer herab, schlug seine mächtigen Krallen in den Rücken des unglücklichen Thieres, betäubte es durch seine Flügelschläge und tödtete es dann durch Schnabelhiebe auf den Kopf, worauf er es aufriß und Herz und Leber mit der größten Gier verschlang. Erst wenn er dies gethan, ließ er sich von seinem Wärter ruhig die Kappe wieder über den Kopf ziehen. Die Kirgisen haben große Geschicklichkeit in der Abrichtung von Raubvögeln und besitzen stets Sperber, Habichte und Falken, mit denen sie Hasen, Trappen und alles mögliche Geflügel jagen. Es ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen mit solchen abgerichteten Raubvögeln auf die Beize zu reiten.

Da der General-Gouverneur seinen Zweck erreicht und einen Vertrag mit dem Sultan Baspahisan abgeschlossen hatte, beschloß er jetzt auf gradem Wege wieder nach Tobolsk zurückzukehren. Der Umstand, daß er seit längerer Zeit keine Nachricht über die kriegerischen Verhältnisse in Europa erhalten hatte, trug ebenfalls viel zu dieser Beschleunigung der Rück-

kehr mit bei. Ein Kosacken-Officier, welcher die letzten Depeschen von Tobolsk überbringen sollte, war nicht angekommen, ja sogar längere Zeit völlig verschwunden. Erst später stellte sich heraus, daß er in der Nacht von einer Bande räuberischer Kirgisen angefallen und ermordet, sein Begleiter aber und der Bauer der ihn fuhr, als Gefangene fortgeführt und dann als Sclaven in die Mongolei verkauft waren. Solche Raubbanden von 20—80 Kirgisen auf ihren ausdauernden flüchtigen Rossen, durchschweiften damals sehr häufig das westliche Sibirien und richteten viel Unheil an. —

Wir traten den Rückweg auf einem kürzeren Weg über die Niederlassungen Petropolowsk und Ischin, beides sehr unbedeutende Orte, nach Tobolsk an und im Wesentlichen glich unsere Rückfahrt der Hinfahrt. Am 8. September langten wir glücklich wieder in Tobolsk an. Hier erfreute mich mein geliebtes Weib unendlich, daß sie inzwischen einen gesunden starken Knaben geboren hatte, und mir solchen schon selbst auf dem Arme entgegen tragen konnte. Wie viel weilten meine Gedanken auf der Reise bei der Wöchnerin und wie bange hatte ich um sie gesorgt, zumal der so sehnlichst erwartete Bote, eben jener Kosacken-Officier, nicht erschien. Welches Glück ich aber empfand, jetzt Mutter und Sohn umarmen zu dürfen, das vermag ich mit Worten hier nicht niederzuschreiben. Wie nichtig erschien mir doch aller kriegerische Ehrgeiz gegen das wahre Glück, welches ich jetzt als Gatte und Vater genoß.

Eine andere Nachricht, die jetzt in Tobolsk uns erwartete, erregte mein großes Interesse. Es war die von des Kaisers Napoleon Niederlage bei Belle-Alliance, der Auflösung des französischen Heeres und dem abermaligen Einzug der Alliirten in Paris. Daß der alte, greise Held Blücher mit seinen Preußen, weitaus hierbei das Meiste gethan hatte, erfreute mich ungemein. Wie oft mußte ich jetzt der Feldzüge von 1793—94 gedenken, wo ich als Ordonnanz-Husar hinter dem damaligen Oberst von Blücher ritt und so häufig ein Augenzeuge, ja selbst Mithelfer, seiner kühnen Reiterthaten war. Als russischer Officier mußte ich mich natürlich über diese neue gänzliche Besiegung des Kaisers Napoleon freuen, und that dies auch, und doch empfand ich jetzt häufig eine gewisse Trauer bei dem Gedanken an das Schicksal so vieler erprobter Waffengefährten, mit denen ich von 1795 bis 1813 die vielen Gefahren und Strapazen jener großartigen Kriegsjahre treu getheilt hatte. Wie doppelt segnete ich aber jetzt den Entschluß im Frühling 1814, der mich aus französischen in russische Kriegsdienste geführt und mir so das Schicksal erspart hatte, ein Augenzeuge des letzten Unterganges der Adler Napoleons zu sein. Als ich aber später die absichtlich grausame und langsam hinmordende Behandlung erfuhr, welche der Kaiser Napoleon von den Engländern auf St. Helena erdulden mußte, da ballte sich oft vor Zorn meine Faust, und der alte Haß, den ich stets gegen England hegte, gewann neue

Nahrung. Wie wünschte ich, daß es mir noch vergönnt sein sollte, als russischer Officier von Sibirien aus gegen die Engländer zu kämpfen. Nur von den russischen Besitzungen in Asien aus, führt der sichere Weg nach Ostindien, um hier der englischen Herrschaft den Todesstoß zu versetzen und dadurch auch Englands schädliche Oberherrschaft in Europa zu vernichten; es war ein ungeheurer Fehler von Napoleon, dies hohe Ziel von Aegypten aus erreichen zu wollen. So halte ich über kurz oder lang einen Zusammenstoß der englischen und russischen Waffen in Asien, für unvermeidlich und würde mich sehr freuen, wenn ich noch daran Theil nehmen könnte.

Durch die Nachricht von der gänzlichen Besiegung des Kaisers Napoleon, waren alle weiteren Maßregeln, auch in Sibirien Vorbereitungen für einen etwaigen größeren Weltkrieg zu treffen, vollständig unnütz geworden. So konnte der General-Gouverneur alle Einleitungen hierzu wieder abstellen und sich ungestört seinen Plänen für die Wohlfahrt und Ruhe des Landes selbst, hingeben. Und ein unermeßliches Feld für die Arbeitskraft selbst des begabtesten Mannes, lag gerade hier offen. Sollte Sibirien gedeihen, so war es vor Allem dringend nöthig, daß seine Grenzen besser geschützt wurden, wie dies bisher der Fall gewesen. Die Horden der Kirgisen und der Mongolen aus China, drangen nur zu oft über die offenen Grenzen ein, machten auf flüchtigen Rossen weite Raubzüge bis tief in das Innere des Landes, fielen

die Karawanen an, beraubten sie ihrer Ladung, ja führten die Menschen in die Gefangenschaft, um sie als Sclaven zu verkaufen und zerstörten selbst ganze Kolonistendörfer. Hier mußte vor Allem ein kräftiger Einhalt gethan werden und dies konnte nur durch ein ausgedehntes System zahlreicher Forts an den Grenzen und befestigter Kosacken-Stationen im Inneren geschehen. Solchen Schutz dem Lande zu verschaffen, war nun der großartige Plan des General-Gouverneurs und dies brachte besonders auch uns Officieren vom Ingenieur-Korps vielfache Thätigkeit.

Der Winter trat diesmal schon Mitte October mit großer Strenge ein und wir hatten vollauf Gelegenheit seine ganze Härte und lange Dauer zu spüren. Es konnte zuletzt doch ermüden, über sechs Monate lang nur auf beschneite Felder und beeiste Bäume zu blicken. Sonst verfloß mir im Allgemeinen auch dieser zweite Winter ungemein angenehm in meinen dienstlichen Beziehungen und behaglich in meiner Häuslichkeit. Ein sehr vortheilhafter Umstand für mich war, daß ich jetzt der russischen Sprache immer mächtiger wurde und mich sowohl schriftlich wie mündlich schon ziemlich geläufig, wenn freilich noch nicht ganz fehlerfrei, in ihr ausdrücken konnte. Ich halte es für jeden Officier der in fremde Dienste tritt, für ganz unerläßlich, die Sprache der Truppen unter denen er dient, möglichst fertig zu sprechen, denn erst, wenn er dies vermag, wird er wirklichen Nutzen leisten können.

Im Anfang des Sommers 1816 erfolgte, wie mir der General-Gouverneur, der nach wie vor mein hoher Gönner blieb, auch versprochen hatte, meine Ernennung zum Major. Es war dies in mancher Hinsicht ein sehr erfreuliches Ereigniß für mich und zeigte, daß man auch in Rußland mit meiner dienstlichen Thätigkeit zufrieden war. Leider aber brachte diese Beförderung, welche mir eine selbstständigere Thätigkeit verlieh wie bisher, wo ich stets nur im Bureau des General-Gouverneurs gearbeitet hatte, für mich den sehr großen Uebelstand, daß ich mich sogleich auf mindestens 8—9 Monate von meiner geliebten Frau trennen mußte. Ich erhielt nämlich den Auftrag das Altai-Gebirge zu bereisen und dort die geeignetsten Stellen für Anlegung neuer Forts auszusuchen. Auf dieser Reise, bei der ich voraussichtlich großen Entbehrungen und auch Gefahren entgegenging, konnte ich meine Frau und unser Kind entschieden nicht mitnehmen. Doch, wer den Soldatenstand zum Lebensberuf erwählt hat, dem muß der Dienst über Alles gehen, und jede häusliche Annehmlichkeit ihm untergeordnet sein. Als Begleitung bei meiner Reise erhielt ich einen jungen sehr muthigen und gewandten Kosacken-Officier, der auch mein Dolmetscher im Verkehr mit den Kirgisen war, zwei Unterofficiere als Gehülfen beim Vermessen und 5—6 Kosacken als Diener, Köche u. s. w. Zwei Wagen dienten zur Fortschaffung der Personen und ein Lastwagen ward mit den nöthigen Gepäckstücken

vollauf beladen. Zwar wußte ich, daß mein geliebtes Weib, in der besten Umgebung und mit Allem reichlich versehen in Tobolsk zurückblieb, und doch ward mir das Herz sehr schwer, als ich am 15. Juli ihr den letzten Abschiedskuß auf die Lippen drückte und meine Tarantas bestieg. Das erste Reiseziel war die ziemlich ansehnliche Stadt Tomsk, welche ich ohne weitere Schwierigkeiten erreichte. Hier mußte ich meine Wagen zurücklassen, da ich bald in Gegenden kam, in denen ich nur zu Pferde fortkommen konnte und erhielt eine Eskorte von einigen 20 Kosacken, welche dringend nothwendig war, da einzelne Räuberbanden die Gegend sehr unsicher machten. Auch mehrere Reit- und Lastpferde wurden mir vom Gouverneur in Tomsk gestellt, und trat ich so mit Allem wohlausgerüstet, meine Reise in das Altai-Gebirge an. Es war ein aufregendes, interessantes, aber auch sehr beschwerliches Leben, welches ich in den nächsten acht Wochen führte. Viele Tage lang durchstreifte ich zu Pferde, von ortskundigen Kosacken-Officieren geleitet, das Vorgebirge, um Plätze auszusuchen, welche sich zur Anlegung von Kosacken-Stationen besonders eigneten. Oft schlugen wir auch unsere Zelte in einer Thalschlucht längere Zeit auf und ich war dann mit Messen, Nivelliren und Zeichnen den ganzen Tag beschäftigt, wobei ich von den Mücken-Schwärmen häufig ganz entsetzlich gequält wurde. Unsere Lebensweise war dabei eine recht jägermäßige. Unter den Kosacken befanden sich mehrere tüchtige Schützen und

diese mußten stets umherstreifen, um unsere Gesellschaft, die Alles in Allem wohl an 40 Köpfe stark sein mochte, mit Fleisch zu versehen. Gewöhnlich gelang dies auch, und oft kamen die Jäger sehr reich mit erlegten Hirschen oder Geflügel beladen zurück. Bei der Hitze hielt sich aber leider alles Fleisch kaum 24 Stunden und wir mußten oft große Massen davon, die verdorben waren, fortwerfen, und dann wieder mehrere Tage uns nur von Thee, Brodkuchen und gekochten Beeren nähren, da alles Uebrige mangelte. Als Reserve für besonders ungünstige Fälle, hatten wir übrigens einige Schaafe bei uns, welche im Nothfall geschlachtet wurden. Zum Nachtlager diente eine dicke Filzdecke, auf welche als Kopfkissen mein Reitsattel gelegt wurde, und zum Zudecken benutzte ich einen, für jede Feuchtigkeit undurchdringlichen Filzmantel, wie die Kirgisen solche vortrefflich anfertigen. Es schlief sich ganz vorzüglich auf solchem Lager, besonders wenn man vorher 12—16 Stunden unaufhörlich im Sattel gesessen hatte, oder ebenso lang bergauf, bergab in glühender Sonnenhitze, auf steilen Felsenpfaden umhergeklettert war, um einen Ueberblick der Gegend zu gewinnen. So lange die Witterung noch milde, und es herrschte in diesem Herbst bis spät in den September hinein ungewöhnlich warmes Wetter, schlugen wir unsere Zelte nur auf, wenn ein längerer Aufenthalt gemacht werden sollte, und bivouakirten sonst im Freien. An verschiedenen kleinen Abenteuern fehlte es bei dieser Lebensweise nicht,

aber eigentlich ernstliche Gefahren hatten wir nicht zu bestehen. Einmal sahen wir eine Raubbande von Mongolen, welche wahrscheinlich über die chinesische Grenze gekommen war, in ziemlicher Entfernung. Die Kerle hatten aber durch heimliche Späher unsere Stärke erkundet, und diese zu bedeutend gefunden, um einen Angriff auf uns zu unternehmen, so daß sie eine eilige Flucht vorzogen. Zwar verspürten meine Kosacken die größte Lust die Bande zu verfolgen, doch untersagte ich dies, da ich den Auftrag hatte, Plätze für Anlage von Bauten zu untersuchen, nicht aber vielleicht mehrere Tage nutzlos zur Verfolgung einer elenden Mongolen-Horde zu vergeuden. Wir machten übrigens später bei der nächsten Kosacken-Station Anzeige, daß wir eine solche Bande gesehen hatten, und es wurden verschiedene starke Patrouillen zu deren Verfolgung ausgesandt, welche jedoch, wie ich hernach hörte, ihren Zweck nicht erreichten, da die Horde wahrscheinlich schon nach China zurückgegangen war. Einen großen Schreck jagte mir einmal ein mächtiger Bär, wie es solche damals noch sehr viele im Altai-Gebirge gab, ein. Ich war sehr eifrig mit der Aufnahme eines Thales beschäftigt und hatte mich dabei wohl einige hundert Schritt von den 4 Kosacken, welche mich stets begleiteten, und sich jetzt müßig im Grase hingestreckt hatten, entfernt. Um einen großen Felsblock biegend, stehe ich plötzlich einem mächtigen schwarzen Bären in der Entfernung von kaum 4—5 Schritten gegenüber. Das Thier hatte sich auf den

Hinterfüßen aufgestellt, um mit den Vordertatzen Beeren von einem Strauche abzureißen und mochte in dieser Stellung mir wohl noch riesiger erscheinen, als es in der That war. Ich muß gestehen, daß ich mich selten in meinem ganzen Leben mehr erschrocken habe, wie in diesem Augenblick. Im ersten Schreck wollte ich die geladene Doppelpistole, welche ich als einzige Waffe bei mir im Gürtel trug, hervorreißen und auf den Bären abfeuern, dann bedachte ich aber glücklicher Weise noch rechtzeitig, daß ich durch solchen Schuß das Thier leichter zur Wuth reizen, wie tödten könnte. So blieb ich denn ruhig stehen und sah den Bären starr an. Dieser schien übrigens durch meinen plötzlichen Anblick ebenso erschreckt zu sein, wie ich durch den seinen. Er brummte laut, ließ dann von dem Strauch ab und ging langsam in die Schlucht zurück, wo er bald meinen Blicken entschwand. Ich eilte nun zu unserem Bivouakplatz zurück und theilte die Nachricht den Jägern mit. Diese acht an der Zahl, machten sich unter Anführung des jungen Kosacken-Officiers, der ein sehr eifriger Nimrod war, alsbald auf die Verfolgung und kehrten nach einigen Stunden mit dem erlegten Bären glücklich zurück. Es war ein ungewöhnlich großes und feistes Thier, dessen Fleisch uns sehr gut schmeckte und dessen gegerbtes Fell ich noch lange Jahre als Schlittendecke benutzt habe. Diese Bären im Altai-Gebirge sollen ungereizt die Menschen niemals anfallen, sondern stets die Flucht ergreifen, sind sie aber

verwundet oder ist ihnen die Flucht abgeschnitten, gerathen sie in die grimmigste Wuth und sind dann furchtbare Feinde. So weiß ich, daß einmal ein verwundeter Bär bei einer Jagd drei Kosacken so stark verletzte, daß sie alsbald starben. Später bin ich häufig mit auf der Bärenjagd gewesen und habe auch einige dieser Thiere selbst geschossen, obgleich ich im Allgemeinen kein eifriger Jäger war.

Anfang October beendete ich meine Streifzüge im Altai-Gebirge, da die Nächte jetzt zu lang und die Witterung zu kalt wurde. Ich hatte ohnehin in der letzten Zeit schon viel vom Wetter zu leiden gehabt und einigemal im tiefen Schnee mein Zelt aufschlagen müssen. Leider war der Weg nach Tobolsk zu weit, um dorthin für den Winter zurückzukehren und so mußte ich zu meinem großen Mißvergnügen in der Stadt Barnaul bleiben. Es sollten ohnedies hier Befestigungen errichtet werden, über deren Anlage ich mein Gutachten abgeben mußte. Für so lange Zeit von meiner geliebten Frau getrennt zu sein, fiel mir sehr schwer, zumal im Winter die Kommunikation zwischen Tobolsk und Barnaul so schwierig und unsicher war, daß ich oft in mehreren Wochen keine Nachricht erhalten konnte. So sah ich denn einer recht unbehaglichen Zeit entgegen. Ich erhielt in Barnaul eine Wohnung in einem kleinen Holzgebäude, welches der Regierung gehörte und richtete mich mit dem jungen Kosacken-Officier, der bei mir blieb, daselbst so bequem wie möglich ein. Freilich auf allzu-

großen Comfort konnten wir keinen Anspruch machen. So waren z. B. alle unsere Mobilien von den Kosacken aus ungehobelten Brettern zusammengeschlagen und unsere Betten bestanden nur aus Filz- und Pelzdecken. Unsere Küche ward von einem ganz geschickten Kosacken besorgt und war nicht schlecht, da es Wildpret aller Art, dann Schaaf- und Kuhfleisch, köstliche eingemachte Waldbeeren und Reis und Thee, was Beides aus China zugeführt wurde, in Menge gab. Auch die Gesellschaft war recht unterhaltend, da Barnaul zum Sitz des Bergbaues, der im Altai-Gebirge allmählich einer gedeihlichen Entwickelung entgegenging, bestimmt war. Es befanden sich deshalb mehrere Bergofficiere hier, und unter diesen waren sehr gebildete junge Männer, die weite Reisen durch ganz Europa gemacht und in Paris oder Freiberg studirt hatten. So konnte es denn an mannigfacher Unterhaltung nicht fehlen. Wir kamen fast jeden Abend um 8 Uhr zusammen, tranken gemeinschaftlich unseren Thee mit Rum, und blieben dann oft bis Mitternacht in heiterer Geselligkeit vereint, wobei wir aber sehr die Gesellschaft gebildeter Damen entbehrten, welche in Barnaul nicht zu finden waren. Bei Tage sehr durch meine Geschäfte in Anspruch genommen, verging mir die Zeit ganz rasch. Wer aber einmal die Freude eines glücklichen Familienlebens gekostet hat, der wird stets eine tiefe Sehnsucht danach empfinden und sich als Junggeselle niemals behaglich fühlen. So war ich denn sehr erfreuet, als mir der

General-Gouverneur den Befehl zukommen ließ, ich möge nach Tobolsk kommen, sobald Weg und Wetter dies gestatten, um mündlich meine Vorträge über eine etwaige Befestigung der Pässe im Altai-Gebirge zu halten und die Pläne hierzu weiter auszuarbeiten. Schon Anfang März machte ich mich auf den Weg, obgleich die Reise durch den tiefen Schnee der Steppe, ebenso gefährlich wie beschwerlich war. Mein junger Kosacken-Officier hatte eine Braut in Tobolsk, sehnte sich daher ebenso dringend wie ich dahin zurück und ermuthigte mich mehr zu der Reise, wie davon abzurathen. Der Kasten meiner Tarantas ward auf Schlittenkufen gesetzt, zwei abgehärtete, an alle möglichen Winterreisen gewöhnte Kosacken, von oben bis unten in ihre Schaafpelze gehüllt, nahmen auf dem Vordersitz Platz und vier ausdauernde Postpferde mit Schellen, zogen das leichte Gefährte schnell über den Schnee, so lange eine Bahn vorhanden. Oft war dies aber nicht der Fall und dann freilich war unsere Fahrt ebenso langsam wie beschwerlich. Bis an den Bauch sanken die Pferde in den tiefen Schnee und obgleich wir Alle den Schlitten verlassen hatten und im Schnee wadeten, war es doch nicht möglich das leichte Gefährte anders wie im langsamsten Schritt fortzuschleppen. Mitunter mußten 6—8 Pferde vorgespannt werden, und da die Poststationen hier weit von einander liegen und 6—8, ja selbst 10 Meilen entfernt sind, so konnten wir in den kurzen Tagen oft kaum von einer Station zur anderen kommen.

Zweimal mußten wir im Freien übernachten. Es ward dann im Walde eine möglichst geschützte Stelle ausgesucht, der Boden vom Schnee gereinigt, um ein Feuer anzünden zu können, und aus dem fortgeworfenen Schnee eine hohe Schanze zur Abhaltung des Windes aufgeworfen. Am Feuer ward dann Thee, dies Leib- und Nationalgetränk aller Russen gekocht, mitgenommenes hartgefrorenes Schaaffleisch aufgebraten und nach eingenommener Mahlzeit, krochen wir Alle in unsere Filzmäntel und legten uns auf die möglichst nahe an das Feuer gerückten Wollendecken oder Pelze, um uns zu erwärmen, denn die Kälte stieg in solchen Nächten oft auf 18—20 Grad. Einer von uns, mußte stets die Wache halten, theils um neues Holz auf das Feuer zu werfen, daß es in vollen Flammen blieb, theils auch die heißhungrigen Wölfe durch Schüsse oder hingeschleuderte Feuerbrände zurückzuscheuchen, daß sie keine Angriffe auf unsere Pferde wagten. Und doch war all dies Ungemach noch Kinderspiel gegen die Gefahr, welche uns ein Buran oder Schneesturm brachte. Zwei Tagereisen von Tobolsk traf uns ein solcher mit vollem Ungestüm, der sehr leicht uns Alle für immer im Schnee begraben und so unser Leben geendet hätte. Wir mochten wohl noch eine deutsche Meile von der nächsten Poststation entfernt sein, als uns am Nachmittag ein solcher Buran überfiel. Mit furchtbarer Kraft heulte der Sturmwind über die öde Steppe und trieb uns den dichten Schnee so gewaltig entgegen,

daß es unmöglich war, die Augen auch nur einen einzigen Augenblick aufzuhalten. Die armen, hartmitgenommenen Pferde konnten gegen den Sturm und wirbelnden Schnee nicht ankommen, drehten kurz um, und stellten sich im Kreise zusammen, die Köpfe zur Erde gesenkt, um so wenigstens etwas Schutz zu suchen. Unsere beiden Jämtschicks oder Postillone und die zwei Kosacken kletterten mit in den Schlittenkasten hinein, doch hatte noch ein Postillon die Geistesgegenwart dem Leitpferd, einem sehr kräftigen Hengst, zuvor die Zugstränge abzuschneiden. „Wenn es ihm irgend möglich ist, arbeitet sich der Hengst später aus dem Schnee heraus und läuft zur Station zurück, und wir bekommen dann Hülfe von dort" sprach er dabei. Diese Vorsicht rettete uns Allen das Leben. Es währte nicht lange, so waren sowohl die Pferde als auch der Schlitten, tief mit Schnee bedeckt. Ein mir bis dahin unbekanntes Gefühl der Ermattung oder auch wohl Erstarrung, überfiel mich und bald war ich, ebenso wie alle meine Gefährten, die über und auf einander hockten und lagen, in tiefe Bewußtlosigkeit versunken. Wie lange ich in diesem Zustand gewesen bin, weiß ich nicht; als ich wieder aufwachte lag ich auf einer Bank in einem Bauernhause ganz entkleidet und ward von 2 Kosacken eifrig mit Schnee am ganzen Körper gerieben. Wie der Jämtschick richtig vorausgesagt, war es gekommen. Als der Buran ungefähr eine Stunde gewüthet und dann aufgehört hatte, machte der Hengst, ein ungewöhnlich

starkes und auch an dergleichen Vorfälle gewöhntes Thier, den Versuch sich aus dem dichten Schnee hervorzuarbeiten. Es gelang ihm und vom Instinkt geleitet, kehrte es zu der Poststation zurück. Hier wußten die Leute schon, was dies zu bedeuten habe, das ganze Dorf ward allarmirt, an 30—40 Bauern und Kolonisten mit Pechfackeln, Schaufeln und Gräbern versehen, machten sich auf den Weg der Spur des Pferdes folgend, was sie auch ganz gut konnten, da der Buran jetzt zu wüthen aufgehört hatte und klares Frostwetter eingetreten war. So wurden wir aus dem Schneehaufen der schon einige Fuß hoch uns bedeckte, herausgeschaufelt, auf Handschlitten zur Station zurückgebracht und dort auf russische Manier durch Schneereibungen wieder zum Leben zurückgerufen. Wir mußten darauf ein heißes Dampfbad, dies Universalmittel aller Russen, nehmen, erhielten heißen Thee mit Branntwein zu trinken, legten uns dann auf die Ofenbank und überließen uns einem langen erquickenden Schlaf, von dem wir Alle neugestärkt und ohne sonderlichen Schaden wieder erwachten. Es dauerte übrigens volle 24 Stunden, bevor der Schlitten herausgegraben und der Weg so weit gebahnt war, daß ich meine Weiterreise antreten konnte, und diese Zeit mußte ich im Posthause, einem elenden, auch nicht die mindeste Bequemlichkeit gewährenden Bauerngehöft zubringen. Diese Burans sind mit die schrecklichsten Ereignisse, welche die Steppen Sibiriens im Winter zeigen und das größte Hinderniß für alle

Winterreisen. Ganze Karawanen mit Hunderten von Zugthieren und volle Sotnien marschirender Kosacken sind schon in diesen Schneestürmen zu Grunde gegangen, und alljährlich fallen ihnen viele Hunderte von Menschen und Pferden zum Opfer. Was übrigens so ein Postknecht in Sibirien und in höherem Grade noch, seine Pferde an Ungemach der Witterung ertragen müssen und können, grenzt wirklich an das Unglaubliche. Und doch sind sowohl Menschen wie Thiere stets munter und zu allen Strapazen bereit, eine ganz unverwüstliche Natur steckt in Beiden.

Fast an 3 Wochen brachte ich auf dem Wege von Barnaul nach Tobolsk zu, und lernte die Leiden und Strapazen einer Winterreise in Sibirien bei dieser Gelegenheit recht gründlich kennen. Doch wie reich ward ich auch dafür belohnt, als mich in Tobolsk mein geliebtes Weib mit treuer Liebe in voller Frische und Munterkeit empfing und an ihr Herz drückte, und mein kleiner Junge schon an meinen Beinen in die Höhe zu klettern versuchte. Solche Augenblicke des höchsten, reinsten Glückes, welches unsere Erde hienieden zu gewähren vermag, können durch alle unermeßlichen Schätze, welche Sibiriens Goldgruben enthalten, nicht ersetzt werden. Dank, innigen Dank meinem allgütigen Schöpfer und Herrn, daß seine Gnade mir dies hohe Glück in so reichem Maße gewährte, und er meine stürmische Jugend doch noch zuletzt in ein Alter, welches den inneren Frieden mir brachte, enden ließ.

Siebentes Kapitel.

Anlage von Forts im Altai-Gebirge. Uebersiedlung nach Barnaul. Kriegerische Abenteuer im Altai-Gebirge. Belagerung durch eine Kirgisen-Horde. Reise nach Tobolsk. Versetzung von Sibirien nach Astrachan. Fahrt auf der Wolga von Kasan nach Astrachan. Leben daselbst. Reise nach Tiflis zum General-Gouverneur Jermoloff. Versetzung nach Derbent am kaspischen Meer.

Der General-Gouverneur war mit meinen Plänen, Zeichnungen und Ausarbeitungen über die Anlegung neuer befestigter Kosacken-Stationen am Altai-Gebirge, zufrieden und hörte meine mündlichen Vorträge darüber wiederholt mit großem Interesse an. Da jedoch der Hauptplan zur Genehmigung erst nach St. Petersburg gesandt werden mußte, und immerhin einige Monate vergingen, bevor solche eintraf, so brachte ich den Sommer von 1817 vorläufig in Tobolsk zu. Im August begleitete ich den General-Gouverneur wieder auf einer kleineren Inspektions-Reise, in mehrere Bergwerksdistrikte des Urals, und lernte die mannigfachen Reize dieses oft sehr pittoresken Gebirges bei dieser Gelegenheit genau kennen. Die Mineralreichthümer, welche der Ural in sich

schließt, sind sehr groß und ich glaube, daß das Bergwesen gerade dieses Gebirges, noch einer großartigen Zukunft entgegengeht. Nur ausgedehnte und bessere Kommunikationsmittel fehlen hier noch in hohem Grade, um alle die reichen Schätze, welche in der Erde Schooß ruhen, zu fördern und nutzbar zu machen. Freilich werden noch manche Jahre vergehen und viele Tausend Rubel verausgabt werden müssen, bis die Gebirge des Urals und mehr noch des Altai, nur einigermaßen genügende Wege und Stege erhalten. Jetzt konnte häufig selbst der leichteste Karren hier nicht transportirt werden und Alles mußte auf dem Rücken von Saumpferden seinen Platz finden.

Die meisten und ergiebigsten Bergwerke auf der östlichen Seite des Urals gehören übrigens nicht der Krone, sondern reichen Privatbesitzern, unter denen der Fürst Demidof und der Graf Stroganof, deren Einnahmen nach Hunderttausenden von Rubeln zählen, die hervorragendsten sind.

Ende September kehrten wir wieder nach Tobolsk zurück und ich verbrachte den Winter daselbst mit großer Behaglichkeit in meinem glücklichen Familienkreise. Die von mir gemachten Ausarbeitungen und Pläne kamen von Petersburg zurück, und hatten größtentheils ihre Billigung erhalten. Nur war bestimmt, die Arbeiten langsamer zu betreiben, wie ich dies vorgeschlagen hatte, da man die Ausgaben dafür auf mehrere Jahre vertheilen wollte, und befohlen, daß ich die Anlage dieser Forts selbst leiten sollte,

welches meine Entfernung von Tobolsk auf mindestens 3 Jahre nothwendig machte. Mich so lange von meiner geliebten Frau, die mich im Januar mit einem zweiten Sohn beschenkt hatte, zu trennen, vermochte ich nicht, und so war es nothwendig, daß sie in einer Stadt, welche dem Altai-Gebirge nahe lag, ihren festen Wohnsitz nahm. Die Stadt Barnaul war der geeignetste Ort hierzu, da ich dort in den Wintermonaten, wo Schnee und Eis das Arbeiten im Freien unmöglich machten, mein Winterquartier nehmen wollte. Freilich war dies für meine Cäcilie ein sehr übler Tausch, denn Barnaul, wo es an gebildeten Frauen fast gänzlich fehlte, bot in keiner Weise die Annehmlichkeiten des Lebens dar, an welche sie sich in Tobolsk so sehr gewöhnt hatte. Besonders auch das reiche gastfreundliche Haus des General-Gouverneurs, wo sie ein fast täglicher gern gesehener Gast war, mußte sie dann für die Zukunft gänzlich entbehren. Doch mein treues Weib wußte was sie sich und ihren Pflichten schuldig war, und wie das Loos jeder Frau eines Officiers und nun gar eines russischen Officiers es leicht erfordert, ihren Mann überall wohin die Pflicht des Dienstes ihn ruft, und sei dies auch der rauheste und entfernteste Winkel der Erde, mit freudiger Ergebung zu begleiten. So kam auch kein Wort der Klage, ja nur des Mißmuths über ihre Lippen, als ich ihr diese Versetzung nach Barnaul ankündigte, im Gegentheil, sie nahm Alles mit der heitersten Laune auf, wußte Allem die vor-

theilhafteste Seite abzugewinnen und malte sich schon im Voraus ihr künftiges Leben daselbst so anmuthig als nur möglich aus. Und diese frohe Stimmung hielt auch während der ganzen drei Jahre an, in denen meine Frau den vielen Entbehrungen jeglicher Art, die das Leben in einer kleinen Grenzstadt Sibiriens nun einmal unabänderlich mit sich bringt, und wo ich dazu an 6—7 Monate jährlich von ihr getrennt sein mußte, preisgegeben war. Solch eine Frau ist eine große Stütze des Mannes, sein Stab und Trost in bösen, seine Freude in guten und fröhlichen Tagen und wem Gott in seiner Gnade diesen Schatz verliehen, der preise und danke ihm aus voller Brust dafür.

Anfang April fuhr ich wieder von dem jungen Kosacken-Officier, der sich inzwischen verheirathet hatte, begleitet nach Barnaul und Ende Mai, wo die Steppe grünte und blühte, folgte meine Frau mit den Kindern, unter dem Schutz des treuen und umsichtigen Gregor, der während meiner vielen Abwesenheiten stets das Amt eines Haushofmeisters bekleidete. An 6—7 Lastwagen enthielten unsere Habseligkeiten, denn wir mußten uns in Barnaul, was damals fast gar nichts bot, so bequem als nur möglich einzurichten suchen. Eine Bibliothek von 5—600 Büchern historischen, geographischen und politischen Inhalts, von denen ich viele der Güte des General-Gouverneurs verdankte, bildete mit den geschätztesten Theil unserer Habe, denn der Trost und die Zuflucht für

die vielen, langen Winterabende war in ihr enthalten.

Ohne weitere Fährlichkeiten langte ich diesmal in Barnaul an, fand ein leidlich bequemes hölzernes Haus für meine Frau, richtete solches in Eile so gut ein, wie dies nur möglich war und ging dann Ende Mai an den See Dausan-Noor unweit der mongolischen Grenze, um von dort aus meine Arbeiten zu beginnen. Eine Reihe sehr beschwerlicher und anstrengender Monate, in denen ich ein der Civilisation gänzlich fernes Leben führen mußte, stand mir nun bevor. Ich wohnte im Zelt, nährte mich von dem, was meine Kosacken erjagten, und verbrachte meine Zeit abwechselnd auf dem Rücken des Rosses, oder am Arbeitstisch, der auf die kunstloseste Weise im Winkel des Zeltes aufgeschlagen war. Mit der Erbauung der einzelnen Grenzforts und Kosacken-Stationen hatte ich nichts zu thun, sondern leitete nur die Generalaufsicht über das Ganze und mußte deßhalb bald hier, bald dort sein. Daß es bei solchem Geschäft an zahllosen Widerwärtigkeiten aller Art nicht fehlte, war selbstverständlich. Die Trägheit, der Unverstand, übler Wille und leider auch nur zu häufig die Unredlichkeit und der tief eingewurzelte Hang zur Betrügerei, nur zu vieler meiner Untergebenen, bereiteten mir sehr oft die schwersten Sorgen. Ich mußte häufig meine ganze vielerprobte Energie hervornehmen, die äußerste Strenge entfalten und harte Strafen ertheilen, wo ich doch so gerne human und

milde gewesen wäre. Zweimal in drei Jahren mußte ich sogar offenbare Betrügereien von untergeordneten Officieren zur Anzeige des General-Gouverneurs bringen. Eine harte Bestrafung erfolgte dann jedesmal, die Schuldigen wurden ihres Officierranges kassirt und als Gemeine in eine Strafkompagnie gesteckt, um dort mehrere Jahre zu dienen. Ein andermal versuchte ein Kosacken-Officier, der mir eine große Geldsumme zur Bezahlung der Arbeiter von Barnaul bringen sollte, damit zu desertiren und über die chinesische Grenze zu gehen. Glücklicher Weise erhielt ich noch rechtzeitige Meldung hiervon und begann mit zwei Kosacken-Officieren und zwölf mit ausgesuchten Pferden berittenen Kosacken den Flüchtling zu verfolgen. Nach 48stündigem harten Ritt, wobei unsere armen Pferde das Aeußerste aushalten mußten, holten wir ihn endlich in einer Gebirgsschlucht ein, da sein Roß vor Ueberanstrengung todt zusammengestürzt war. Der Flüchtling der wohl wußte, daß er Zeitlebens in den Bergwerken von Nertschinsk jetzt werde arbeiten müssen, versuchte mit der äußersten Verzweiflung zu kämpfen. Er feuerte seine beiden Pistolen auf mich ab, die eine Kugel riß mir die Pelzmütze vom Kopf, und er stürzte dann mit dem Säbel in der Faust, auf uns zu, worauf ein Kosacken-Officier ihn niederschoß, so daß er nach einigen Stunden starb.

Eine sehr große Unannehmlichkeit, ja mitunter sogar ernstliche Gefahr, brachten mir die vielen wil-

den Bergströme des Altai-Gebirges, welche ich auf meinen steten Inspektionsritten, nur zu oft passiren mußte. An Brücken war hier natürlich nicht zu denken, und so blieb uns nichts anderes übrig, als eine Furt im Fluß zu suchen und dann mit den Pferden durchzureiten, woran die Kosacken- und Kirgisen-Pferde sehr gewöhnt sind. Um die Gewalt des reißenden Stromes möglichst zu brechen, drängten wir dann alle unsere Pferde in einer Linie eng zusammen, so daß eins das andere stützen konnte. Nicht selten glitten aber die Thiere auf den glatten Steinen aus, oder wurden vom Wasser fortgerissen und in den drei Sommern, welche ich im Altai-Gebirge verweilte, verlor ich bei diesen Flußübergängen vier Kosacken und mindestens 12—16 Pferde. Ich selbst kam wiederholt in die größte Lebensgefahr und wurde einmal von dem Strudel mitsammt meinem Pferde wohl über 50 Schritte fortgerissen. Glücklicher Weise ritt ich einen sehr starken kirgisischen Hengst, und es gelang dem Thiere endlich, auf einer etwas erhöhten Felsklippe Fuß zu fassen, wohin mir von den Kosacken vom anderen Ufer eine lange Fangschlinge, mit denen sie ihre Pferde einzufangen pflegen, zugeworfen wurde; ich befestigte mir solche um den Leib und wurde nun durch das Wasser hinweg an das Land gezogen, wobei ich freilich einige Quetschungen aushalten mußte. Auch mein Pferd rettete sich später durch Schwimmen an das andere Ufer.

Die vielen Raubbanden, welche damals über die

chinesische Grenze drangen und die Karawanen zu überfallen suchten, wagten es freilich nicht oft unsere starke Schaar anzugreifen, doch war ich einmal im Sommer 1819 in der größten Gefahr von einer Horde räuberischer Kirgisen gefangen genommen oder getödtet zu werden. Nicht weit vom See Dausan-Noor, der in einer ungemein pittoresken Umgebung mitten im wilden Hochgebirge liegt, schlug ich auf einem Inspektionsritt, mein Nachtquartier in einem sehr hübschen Thal auf. Meine Begleitung bestand aus einem Kosacken-Officier, einem alten sehr erfahrenen Veteran, der fast sein ganzes Leben hier an der Grenze in steten Kämpfen mit räuberischen Kalmücken und Kirgisen zugebracht hatte, zwei Unterofficieren vom Ingenieur-Korps, welche ich als Gehülfen beim Zeichnen und Schreiben gebrauchte und 24 ausgesucht tüchtigen Kosacken, unter denen sich meine beiden persönlichen Diener befanden. Wir hatten uns eben um ein hochflammendes Feuer, in welchem ganze Stämme der Zirbelnußkiefer brannten, gelagert, der Samovar, diese vortreffliche russische Theemaschine, welche jeden Russen auf allen seinen Reisen begleitet, summte gar melodisch und ein großer, saftiger Braten von einem Argali oder Bergschaaf, welches der Kosacken-Officier am heutigen Morgen erlegt hatte, schmorte am kunstlosen Bratspieß, uns ein Nachtmahl verheißend, um das uns jeder Gourmand beneiden konnte. Gehört doch das Hinterviertel eines jungen Argali, zu dem feinsten Wildpret, welches es nur geben kann. In

meinen dicken kirgisischen Filzmantel gehüllt, lag ich sehr behaglich am Feuer und lauschte mit Wohlgefallen den melodischen, einen eigenthümlich schwermüthigen Charakter an sich tragenden Nationalliedern, welche die Kosacken in gar nicht üblem Chor oft viele Stunden lang ununterbrochen fortsingen können. Es war ein Abend voll Ruhe und Frieden und das Mondlicht, welches eben über die fernen riesigen Berghäupter zu schimmern begann, gab der ganzen Landschaft ringsumher noch einen vermehrten Reiz.

Der Allarmschuß des Kosacken, der ungefähr 1000 Schritte vom Lagerplatz entfernt, auf seinem Pferde als Wachtposten hielt, schreckte uns plötzlich aus unserer behaglichen Sicherheit. „Es ist der Dmitri, der zuverlässigste meiner Leute, der schießt nicht umsonst," rief der alte Kosacken-Officier, vom Feuer aufspringend. In demselben Augenblick, kam auch der Kosack in vollem Lauf seines Rosses angesprengt und rief uns zu: „Eine Kirgisen-Raubbande, wohl an 100 Reiter stark, ist im Anzuge." Jetzt galt es Muth und kalte Entschlossenheit zu bewahren, oder wir waren rettungslos Alle verloren. Es war ein Glück, daß kaum 50 Schritte hinter uns ein Felsplateau aufstieg, welches man zu Fuß wohl erklettern, aber nicht zu Pferde erreichen konnte. So hatten wir denn eine Art natürliche Festung, deren Vertheidigung uns vielen Vortheil gewährte. Die gute Mannszucht aller russischen Soldaten zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder auf die vortheilhafteste

Weise. Mit schneller Geistesgegenwart befahl der Officier den Kosacken schnell ihre Patrontaschen, Pulverhörner und Karabiner zu ergreifen und auf das Plateau zu klettern; er selbst riß den Braten vom Spieß, damit wir Vorrath an Lebensmitteln hätten, wenn etwa unsere Belagerung längere Zeit währen sollte, und ich ergriff meine Mappe mit Zeichnungen und Berechnungen, deren Verlust mir äußerst unangenehm gewesen sein würde. Die höchste Eile war nothwendig, denn schon konnten wir das Geräusch des ansprengenden Haufens der Kirgisen deutlich vernehmen. Es gelang uns jedoch Allen glücklich die Felsplatte zu erklimmen. Zur Vertheidigung war diese so günstig als nur möglich gelegen, da nur eine schmale Spalte, in welcher ein Mann hinter dem anderen, mühsam klettern konnte, zu dem wohl 60—70 Fuß hohen Absatz führte, alle übrigen Seiten aber von starren Felswänden eingeschlossen waren, so daß wir keinen Ueberfall befürchten konnten. Ein klarer Bach, aus dem Gebirge fließend, gab uns das nöthige Wasser, und konnten wir schon immerhin hier mehrere Tage eine Belagerung aushalten. Kaum waren wir Alle auf dem schützenden Felsen angekommen, als auch die kirgisischen Reiter an unser so eben erst verlassenes Wachtfeuer heransprengten. Sie stießen ein grimmiges Wuthgeheul aus, als sie unsere Flucht entdeckten, fielen dann aber wie gierige Wölfe über unser zurückgelassenes Gepäck her, welches sie plünderten. Einige kleine Schläuche mit Branntwein schienen

ihnen eine besonders willkommene Beute zu sein, denn sie wurden sogleich geleert, wobei es nicht an gegenseitigem Zerren und Stoßen fehlte. Die Stärke der Bande mochte wohl an 100 Köpfe betragen, über welche ein Häuptling, der so viel man im Mondlicht erkennen konnte, ein besonders reich geschmücktes Pferd ritt, und eine blitzende Streitaxt oft um den Kopf schwang, den Oberbefehl zu führen schien. Auf seinen Befehl wurden nun auch unsere sämmtlichen Reit- und Packpferde, wohl einige 40 an der Zahl, welche im Thale weideten, zusammengetrieben und dann von einigen Kirgisen fortgebracht. Da sich meine drei vortrefflichen Reitpferde darunter befanden, so war mir dieser Verlust sehr empfindlich. Die Kirgisen hatten jetzt unsere Zufluchtsstätte entdeckt, und da der Genuß des Branntweins, sie ihre sonstige Vorsicht vergessen ließ, waren sie übermüthig genug, zu Pferde gegen die Felswand anzusprengen, welches ihnen aber schlecht bekam, denn der Kosacken-Officier befahl seinen Leuten, scharf zu zielen, Jeder seinen Mann genau auf das Korn zu nehmen und dann auf sein Kommando zu feuern. Alles geschah sehr pünktlich; in dem Augenblick als die Reiter nahe gekommen waren, krachte unsere Salve, und da bei dem klaren Mondenlicht ein scharfes Zielen möglich war, so stürzten wohl an 16—18 Kerle todt oder verwundet von ihren Pferden. Dieser unsanfte Empfang hatte ihnen aber die Lust zu einem neuen Angriff gründlich verdorben, denn von nun an hielten sie sich

Alle wohlweislich aus dem Bereich unserer Kugeln. Um zu den neuen Strapazen, welche voraussichtlich unserer noch harrten, die nöthige Kraft zu besitzen, legten wir uns Alle auf den harten Felsboden zum Schlafen hin, während zwei Mann die nöthige Wache hielten. Die Nacht verging ruhig, der anbrechende Tag aber zeigte uns unsere Feinde in einiger Entfernung gelagert. Da sie sahen, daß ein Angriff auf unsere Stellung ihnen sehr viele Opfer kosten würde, schienen sie den Plan gefaßt zu haben, uns aushungern zu wollen. Der Tag blieb ruhig, doch belästigten die Sonnenstrahlen, welche auf den steilen, schattenlosen Felswänden abprallten, und denen wir schutzlos preisgegeben waren, uns nicht wenig. Glücklicher Weise hatten wir kühles Wasser im Ueberfluß, und so konnten wir uns durch Trinken und Waschen erfrischen. Ein kleines Stück des halbrohen Bratens, den der Officier vorsichtiger Weise mitgenommen hatte, bildete unsere einzige Nahrung, wir mußten mit dem Proviant sparsam umgehen. In der zweiten Nacht als der Mond untergegangen war, versuchten die Kirgisen einen heimlichen Ueberfall zu Fuß, um die Felsspalte zu erklettern. Glücklicher Weise aber waren unsere Posten wachsam und so empfingen unsere Feinde einige wohlgezielte Schüsse, welche ihnen einen ferneren Versuch verleideten. Die Nächte wurden hier im Hochgebirge aber schon empfindlich kalt, und da wir keinen Brennstoff hatten, um Feuer anzuzünden, froren wir sehr. Am zweiten Tage ging

unser Fleischvorrath zu Ende, welcher ohnehin durch Fäulniß würde ungenießbar geworden sein. Die Kirgisen hatten die nächtliche Dunkelheit dazu benutzt, an 16 Leichen von Menschen und 7—8 Pferdekadaver unmittelbar im Thale vor unsern Felsenabhang hinzuschleppen; der Gestank, den diese verwesenden Körper verbreiteten, steigerte sich in den nächsten Tagen zu einer wahren Qual für uns, oder wenigstens für mich, denn die Kosacken hatten in dieser Hinsicht weit abgehärtetere Nasen. Ich muß gestehen, daß ich jetzt zwar nicht muthlos, aber doch sehr traurig gestimmt war und viel an Frau und Kind dachte. Sollte ich deshalb den größten Kriegen beigewohnt und so vielen Feldschlachten und großartigen Belagerungen getrotzt haben, um jetzt im fernen Altai-Gebirge durch eine elende kirgisische Raubbande den Tod oder was noch weit schlimmer war, eine lebenslängliche Sclaverei zu finden? das war die Frage, welche mir schwer im Kopfe umherging. In der dritten Nacht, erbot sich ein junger sehr kühner Kosack, der ein berühmter Gebirgsjäger war, die Felsenspalte herunterzuklettern, sich am Lager der Kirgisen vorbei zu schleichen, womöglich eines Pferdes zu bemächtigen und dann zur nächsten Kosacken-Station zu eilen, um Hülfe herbeizuholen. Gelang dies und er bekam ein Pferd, vermochte diese Hülfe in 4 oder 5 Tagen bei uns zu sein, so lange mußten wir dann noch hier oben ausharren. Von unseren besten Segenswünschen geleitet, und von mir durch das

Versprechen ermuntert, ihm, im Fall sein Unternehmen gelingen sollte, 200 Rubel zu schenken und auch zu beantragen, daß er die Georgsmedaille erhalte, trat der Kosack seinen gefährlichen Weg an. Inbrünstig beteten wir Alle zu Gott, daß er seinen Segen zu diesem Wagniß geben möge. Die nun nächstfolgenden 5 Tage waren entschieden die schwersten und traurigsten, welche ich in meinem ganzen Leben erduldete; selbst die Leiden auf dem Rückzug aus Rußland verschwanden dagegen. Auf einer engen Felsplatte von ungefähr 200 Fuß Länge und 10 Fuß Breite, waren wir bei Tage den brennendsten Sonnenstrahlen, Nachts aber der empfindlichsten Kälte ohne den mindesten Schutz preisgegeben. Unsere ganze Nahrung in diesen 5 Tagen bestand in einigen rohen Blättern und Wurzeln, welche wir aus den Felsspalten mühsam ausrauften und aus 3 jungen Tauben, die ein Kosack aus einem Neste, was er mit Lebensgefahr erkletterte, genommen hatte und in welche sich 26 hungrige Personen theilen mußten. Dabei die Aussicht vor Augen, entweder vor Hunger zu sterben, oder von den Kirgisen gefangen genommen und als Sclaven nach China oder in die Tartarei verkauft zu werden, wenn es dem Kosacken nicht gelingen würde, seine so überaus gefährliche Unternehmung glücklich auszuführen. Zweimal versuchten übrigens die Kirgisen noch in der Nacht uns mit einem heimlichen Ueberfall anzugreifen, glücklicher Weise aber waren wir wachsam und warfen sie mit wohlgezielten Schüssen zurück. Endlich, endlich

am 5. Tage nachdem der Kosack sich entfernt hatte und am 7. Tage unserer Gefangenschaft, sahen wir beim Schein der Nachmittagssonne, die Lanzen eines starken Kosacken-Haufens am Ende der Thalschlucht, welche wir von unserer Felsplatte übersehen konnten, blinken. Die Rettung nahte also — es war ein Augenblick der Freude und des Entzückens für uns Alle, den ich nicht zu schildern vermag. Die Kirgisen mußten den neuen Feind auch entdeckt haben, denn sie rüsteten sich zum Kampfe. In voller Eile kletterten wir die Felsspalte herunter, formirten unten im Thal eine Linie und rückten nun ebenfalls unter lautem Hurrah gegen den Feind vor. Zwar waren wir Alle vor Hunger so geschwächt, daß wir uns kaum noch auf den Füßen halten konnten, doch verlieh uns Kampfeslust und Rachlust, für den Augenblick wenigstens, vermehrte Kraft. Die jetzt von zwei Seiten eingeschlossenen Kirgisen kämpften zwar mit dem Muthe der Verzweiflung, allein sie vermochten unseren beiderseitigen Angriffen nicht lange Widerstand zu leisten; die berittenen und uns zu Hülfe gekommenen Kosacken, 50 Mann stark, drangen in geschlossener Reihe mit gefällten Lanzen vor, während wir mit den Karabinern schossen und dabei möglichst scharf zielten. Nach ungefähr einer viertel Stunde war der Kampf beendet, und mit Ausnahme von 5—6 Mann, welche sich seitwärts über die Berge retteten, waren sämmtliche Kirgisen getödtet, denn die Wuth war zu groß, als daß an ein Pardongeben nur gedacht ward. Ich selbst

hatte den Anführer der Kirgisen, der mit hochgeschwungener Streitaxt gegen mich ansprengte, vom Pferde geschossen, worauf ein Kosack den Liegenden mit einem Lanzenstich vollends tödtete; von den uns zu Hülfe gekommenen Kosacken waren zwei getödtet und drei verwundet, von den zu Fuß kämpfenden aber nur zwei Mann verwundet worden. Der muthige Kosack welcher den gefährlichen Gang gewagt, war mit zurückgekommen um als Führer zu dienen, und hatte jetzt auch tapfer mit gekämpft. Er durfte sich nun das beste erbeutete Pferd aussuchen, erhielt von mir 200 Rubel als Belohnung und später auf meine Verwendung vom General-Gouverneur die Georgs-Medaille und seine Beförderung zum Unterofficier. Er hatte sich mit äußerster Gefahr durch das Lager der Kirgisen geschlichen, und einen Wachtposten, der ihn ergreifen wollte, durch einen sicheren Stoß mit seinem Jagdmesser auf der Stelle getödtet. Volle 24 Stunden hatte er zu Fuß laufen müssen, dann von einer zufällig angetroffenen Karavane, halb mit Güte, halb mit Gewalt, ein altes Pferd erhalten und war nun in größter Eile auf die nächste Kosacken-Station gejagt, wo sein Gaul todt zusammenstürzte. Glücklicher Weise war die ganze Sotnie der Kosacken auf der Station anwesend, und der Befehlshaber sandte 50 der bestberittensten Leute unter einem Officier mit dem Befehl, so schnell wie möglich zu jagen, wenn die Pferde auch stürzen sollten, uns zur Hülfe. Auf meinen Vorschlag beim General-Gouverneur,

wurden unter diese Kosacken 20 Kreuze und Medaillen vertheilt, wie auch jeder Mann, der mit mir oben auf der Felsplatte gewesen war, eine Medaille erhielt. Auf meine Kosten ließ ich später ein großes Holzkreuz mit einer passenden Inschrift darunter, auf dieser Felsplatte anbringen und unsere Namen in den Felsen einmeißeln. — Wir erbeuteten 80 gute Reitpferde von den getödteten Kirgisen, so daß unser Verlust wieder reichlich ausgeglichen wurde.

Mit welcher Wollust wir übrigens jetzt den ersten guten Braten verzehrten und den dampfenden Thee tranken, ist nicht zu schildern. Wir waren vor Hunger und Ermattung alle so mitgenommen, daß wir in den ersten 14 Tagen fast nur aßen und schliefen, dann waren wir Alle wieder gekräftigt und zu jedem neuen Dienst bereit. Meiner lieben Frau verschwieg ich anfänglich diesen ganzen Vorfall, um sie nicht unnöthig zu ängstigen. Später freilich erfuhr sie solchen doch und ich mußte ihr dann Alles wiederholt genau erzählen.

Auf diese ziemlich angestrengte und mitunter auch gefährliche Weise, verbrachte ich drei Sommer im Altai-Gebirge und dessen näherer Umgebung, während ich zwei Winter in Barnaul und den dritten Winter in dem kleinen Ort Semipolatinsk verweilte. So wie Kälte und Schnee im Gebirge zu stark wurden, um im Freien arbeiten zu können, eilte ich in's Winterquartier zu meiner Frau und meinen Kindern, deren Zahl sich jetzt auf drei vermehrt hatte, und

war es mir dann ungemein behaglich und wohnlich in der traulichen Häuslichkeit, obgleich wir freilich auf viele, sehr viele Lebensgenüsse, welche das civilisirte Europa bietet, vollständig verzichten mußten. Besonders meine arme Frau, welche in jedem Jahr fast 7 Monate ganz allein in diesen Orten, an denen es ihr an jedem gebildeten weiblichen Umgang gänzlich fehlte, zubringen mußte, war sehr zu bedauern. Aber niemals kam ein Wort der Klage oder der Entmuthigung über ihre Lippen, sie wußte Allem stets die beste und heiterste Seite abzugewinnen und eignete sich vortrefflich zur Gattin eines russischen Officiers in Sibirien.

Während ich im Winter mit Zeichnen, Berechnungen und Berichteschreiben ziemlich genügend beschäftigt war, ging ich im Frühling, so bald nur die erste warme Witterung eintrat, wieder hinaus in das Freie. So gerne ich auch mein gemüthliches Familienleben genoß, so freute ich mich doch stets in mancher Hinsicht auf diese Zeit, wo ich im Gebirge war; und es kam mir das Gefühl, wie es der Vogel haben mag, der dem engen Käfig entflohen, wieder in's Freie flattern kann. Das Altai-Gebirge hat ungemein viele großartige Naturschönheiten und das Leben im Freien mit den Bivouaks, Jagdparthien, wilden Ritten und verschiedenen Abenteuern gewährte mir nach den langen Wintermonaten viele Annehmlichkeiten.

Im Sommer 1821 machte ich wieder eine Reise

nach Tobolsk, um dem General-Gouverneur einen allgemeinen Bericht abzustatten. Eine Anzahl von Forts und Kosacken-Stationen, welche sehr viel zur Sicherung der Grenze beitrugen, war jetzt vollendet. Nach europäischen Begriffen waren freilich alle diese Forts vollkommen werthlos und reguläre Truppen mit einigen Geschützen, hätten sie alle ohne Weiteres über den Haufen schießen können. Jedes Fort bestand aus einem 6—10 Fuß hohen Erdwall mit einem Graben davor und war hin und wieder mit einer Reihe von Pallisaden versehen. Im Innern waren einige Holzgebäude, mitunter auch nur Erdhütten, zur Aufnahme der Besatzung, die gewöhnlich aus 50—100 Kosacken und 2—3 leichten Gebirgskanonen bestand. Auch Ställe für die Pferde und einige Kühe, während der Wintermonate; dann einige Vorrathshäuser und Magazine und ein Ziehbrunnen, der das nöthige Wasser gab, waren innerhalb der Umschließung der Erdwälle angebracht. Da diese Forts nur zum Schutz gegen die wilden Kirgisen- und Kalmücken-Horden, welche aus China über die Grenze drangen, dienen sollten, so genügten sie ihrem Zweck vollkommen.

Die Kosacken welche die Besatzung bildeten, stellten häufig Streifzüge in der Gegend an, unterhielten durch gegenseitige Patrouillen eine Verbindung der Forts und gaben häufig die Eskorte für die Karawanen ab. Diese konnten auch mit ihren Wagen und Lastthieren des Nachts innerhalb der Wälle lagern und waren dadurch vor Beraubungen geschützt.

Da alle diese Kirgisen- und Kalmücken-Horden niemals Geschütze, ja sogar selten nur Feuergewehre bei sich führten und in der Regel nur mit Bögen, Pfeilen und Streitäxten bewaffnet waren, so vermochten sie niemals ein solches Fort zu erstürmen, ja wagten nicht einmal einen Angriff darauf zu unternehmen. So war die Grenze gegen China jetzt weit besser gesichert, wie dies früher der Fall gewesen.

In Tobolsk traf ich den General-Gouverneur mit seiner Abreise nach Europa beschäftigt. Er hatte sein Abschiedsgesuch eingereicht, solches bewilligt erhalten und wollte die nächsten Jahre in Italien und Frankreich zubringen. Da sowohl er und noch mehr seine Frau, ein sehr beträchtliches Privatvermögen besaßen, so konnte ich es ihnen freilich nicht verdenken, daß sie den Aufenthalt in Paris und Neapel dem in Tobolsk vorzogen. Für mich war der Abgang des General-Gouverneurs ein ganz unersetzlicher Verlust, denn ich verlor einen ebenso mächtigen, wie warmen Beschützer in ihm. Hatte er mich ja doch in russische Dienste gebracht und mir während der ganzen Dauer meiner Dienstzeit, nur unausgesetzt Beweise seines Wohlwollens gegeben.

Der Abgang des General-Gouverneurs und manche andere Umstände, bewogen mich um meine Versetzung aus Sibirien zu bitten. Da ich fast 7 Jahre ununterbrochen und darunter 4 Jahre an der äußersten Grenze ohne den mindesten Urlaub gedient hatte, konnte mir diese Bitte nicht gut abgeschlagen werden.

Auch legte der General-Gouverneur noch vor seiner Abreise aus Rußland für mich seine sehr gewichtige Fürsprache in St. Petersburg ein. So bekam ich denn zu Neujahr 1822, den Stanislaus-Orden II. Klasse, den Grad eines Oberstlieutenants und meine Versetzung nach Astrachan, am kaspischen Meer gelegen.

Es war dies ein wärmeres Klima, und somit für meine Frau, welche auf die Länge die harten sibirischen Winter nicht recht vertragen konnte, ganz geeignet. Da wir die letzten Monate wieder in Tobolsk zugebracht hatten, so bot eine Reise nach Jekaterinenburg und von dort über den Ural nach Kasan nicht allzugroße Schwierigkeiten dar. Hatten sich doch in den letzten 7 Jahren die Wege und Kommunikationsmittel in Sibirien wesentlich verbessert. Zwei große Schlitten mit Postpferden bespannt, nahmen uns, unsere Kinder und zwei Diener, den treuen Gregor an der Spitze, nebst den Kindermädchen auf, während unser Gepäck in Lastschlitten nachfolgte.

Auf der Höhe des Urals, wo tiefer Schnee die Reise so erschwerte, daß jeder Schlitten mit 6 bis 8 Pferden bespannt werden mußte, angekommen, warf ich noch einen letzten Blick voller Dank und Rührung auf Sibirien zurück. Ueber 7 Jahre hatte ich in jenem, als entsetzlicher Aufenthalt, verschrienen Lande gelebt, und viel, sehr viel Glück und Freude, aber nur geringen Kummer und Schmerz daselbst erfahren. Zwar hatte es mir an Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten verschiedener Art daselbst nicht

gefehlt, denn das Leben jedes Menschen und nun gar eines russischen Officiers, wird unzertrennlich davon sein, aber das Gute überwog doch weit das Böse, und ich konnte Gott nur für diese Jahre dankbar sein.

In Kasan machten wir einen längeren Aufenthalt, da der schon erwähnte Bruder meiner Frau, der uns 1814 in Jekaterinenburg zuerst auf sibirischem Boden begrüßt hatte, jetzt als höherer Beamter daselbst lebte. Die Stadt fand ich in den letzten 7 Jahren sehr vortheilhaft verändert und europäisches Leben und Cultur schienen sich immer mehr daselbst einbürgern zu wollen, wozu die Universität mit ihren vielen geistigen Interessen, wohl das Meiste beitragen mochte. Für mich hafteten an Kasan mit die freudigsten und wichtigsten Erinnerungen meines ganzen Lebens. Erhielt ich doch hier Herz und Hand meiner geliebten Cäcilie und faßte den entscheidenden Entschluß für immer in Rußland zu bleiben; Beides Grund genug, der Stadt stets ein dankbares Andenken zu bewahren.

Von Kasan nach Astrachan standen mir zwei Wege offen. Der eine war zu Wagen durch die tartarischen Steppen und über Simbirsk, der andere zu Schiff die Wolga hinunter. Da wir 10 Köpfe stark waren und sehr viel Gepäck bei uns hatten, so wählte ich den Weg zu Wasser. Das Schiff, auf welchem wir unsere Plätze nahmen, enthielt eine Menge von europäischen Waaren, die von der berühmten Messe zu Nischnei-Nowgorod kommend nach

Persien bestimmt waren, und gehörte einem reichen Kaufmann in Kasan. Für uns wurde auf dem Hintertheil ein geräumiges Zelt aufgeschlagen, und mit den vielen Teppichen und Kissen welche wir bei uns führten ausgestattet, so daß wir sowohl bei Tage wie bei Nacht einen ganz behaglichen Aufenthalt darin fanden. Auch für hinreichenden Proviant aller Art wurde gesorgt und so konnten wir den Strapazen der Reise mit großer Ruhe entgegensehen.

Am 15. April verließen wir von den besten Segenswünschen meines Schwagers und seiner liebenswürdigen Familie geleitet, Kasan. Die Wolga, welche viel geschmolzenen Schnee aus den Bergen des Urals mit sich führte, ging sehr hoch und der breite Strom mit seinem mächtigen Wasser gewährte in der That einen imposanten Anblick. Auch die Ufer zeigten im Anfang sehr malerische Bergformationen; später jedoch, als wir in die Steppe kamen, wurden sie flach und öde, und boten dem Auge nur geringe Unterhaltung. Außer kleinen Fischerkähnen, war der breite Wasserspiegel des Flusses, oft in ganzen Tagereisen von keinem einzigen Schiffe belebt, und auch die Ufer zeigten häufig viele Stunden lang, kein einziges Dorf, kein bebautes Feld, ja nicht einmal einen Baum. Nur hin und wieder, und dies auch nur in großer Entfernung von einander, sah man die niedrigen Zeltlager der Tartaren und Kalmücken und dort war die Gegend dann von ihren zahlreichen Pferde- und Schafheerden belebt. Auch die Städte an der Wolga,

Simbirsk, Saratow und Sarepta gewährten keinen sonderlich hübschen Anblick. Unsere Fahrt ging äußerst langsam von statten. Die Wolga macht theilweise sehr große Krümmungen, fließt langsam, weil sie nur ein geringes Gefäll hat, und des größtentheils ungünstigen Windes wegen, konnten wir auch die Segel nicht gebrauchen und die Mannschaft mußte häufig zu den Rudern ihre Zuflucht nehmen. Wir hatten nun zwar an 30 Schiffsleute an Bord, allein das Schiff war groß und schwerfällig, und die ganze Ruder- und Steuereinrichtung sehr plump und ungeschickt, so daß wir nicht schnell von der Stelle kamen. Dazu wurde des sehr dichten Nebels wegen, Morgens selten vor 8—9 Uhr aufgebrochen und Abends um 6—7 Uhr das Schiff am Ufer wieder vor Anker gelegt. Auch fielen um diese Zeit zahlreiche russische Feiertage und unsere Mannschaft war an solchen Tagen nicht zur Arbeit und zum Fortfahren zu bewegen, sondern schlief und faullenzte am Tage und betrank sich in Schnaps am Abend. So kamen wir denn nur sehr langsam fort und brauchten über drei Wochen zur Reise. Aber trotzdem wurde uns niemals die Zeit nur im Mindesten lang und die Dauer unserer Reise, erregte bei uns keine Ungeduld, sondern belustigte uns oft. In unserem Zelte lebten wir sehr bequem und hatten fast alle Annehmlichkeiten wie im eigenen Hause. Meine Frau nähte, stickte, spielte Harfe oder gab unseren beiden ältesten Kindern den ersten Unterricht im Lesen; ich las, zeichnete, machte

Jagd auf das zahllose Wassergeflügel oder belustigte mich mit Fischfang, der stets reiche Beute lieferte. Dabei war unsere Küche vortrefflich bestellt, und Gregor, der das Amt eines Koches mit großer Geschicklichkeit versah, lieferte viele Gerichte, um welche uns selbst ein Feinschmecker beneiden konnte. Wir hatten häufig Sterlett, diesen berühmten Fisch der Wolga, in Ueberfluß und frischen Kaviar so viel wir wollten. Auch an Schnepfen und wilden Enten, aus denen besonders treffliche Pasteten bereitet wurden, fehlte es niemals, wie die Schaafheerden der Kalmücken uns manchen saftigen Braten lieferten. Des Abends, wenn das Schiff am Ufer anlegte, machte ich gewöhnlich mit meiner Frau noch einen längeren Spaziergang in die Steppe, die Feier- und Rasttage benutzten wir wiederholt zu größeren Ausflügen und einmal auch zu einem Besuch einer Kalmücken-Horde, welche unweit des Flusses ihr Zeltlager aufgeschlagen hatte, und wo ich in meiner Uniform als Oberstlieutenant, mit großer Ehrerbietung aufgenommen wurde.

So verging die Zeit rasch und angenehm, bot manches Interessante und wir bedauerten fast, als wir endlich in Astrachan landeten. Wir konnten hier anfänglich keine passende Wohnung erhalten und mußten wochenlang in einem schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden, höchst unruhigen und auch nicht die allermindeste Bequemlichkeit darbietenden Gasthofe wohnen, bis es mir endlich gelang ein kleines Haus, was

abgesondert für sich in einem Garten lag, zu miethen. Daß uns Astrachan im Anfang einen angenehmen Eindruck machte, kann ich nicht behaupten und sowohl ich wie meine Frau hatten in der ersten Zeit Heimweh nach Tobolsk zurück. Die Bevölkerung der Stadt ist weit asiatischer wie die von Tobolsk, und man fühlt sich hier Europa ferner gerückt. Zahlreiche Armenier in ihrer orientalischen Tracht, dann Perser, Afghanen, Turkomanen, Kosacken von der Wolga und Kalmücken, die häßlichsten, schmutzigsten, mir unangenehmsten Menschen der Welt, bevölkern die Straßen; Europäer sieht man ungleich seltener, wie in den größeren sibirischen Städten. Auch die Matrosen und Seesoldaten der Flotte des kaspischen Meeres, welche in Astrachan ihren Haupthafen hat, sehen sehr asiatisch aus. Der Handel der Stadt ist lebhaft, könnte aber eine ungleich größere Bedeutung erhalten, wenn die 10 deutsche Meilen von hier entfernte Mündung der Wolga in das Meer, nicht so versandet wäre, daß größere Fahrzeuge sie gar nicht, oder nur wenn sie halb beladen sind, passiren können. Sehr zahlreiche Karawanen, größtentheils aus Persien kommend oder dahin bestimmt, sind hier zu sehen; meist bilden Kameele die Lastthiere hierbei, doch giebt es mitunter auch lange Züge beladener Pferde.

Von den Ufern der hier sehr breiten Wolga gesehen, bietet die lang dahin gestreckte Stadt, mit ihren vielen Kirchthürmen und Kuppeln einen ganz imposanten Anblick, der aber — wie dies bei allen orien-

talischen Städten der Fall ist, sehr schwindet, sobald man ihr Inneres betritt, denn Schmutz und Unordnung sind hier vorherrschend. Auch in so vieler Hinsicht bot Tobolsk, ungleich mehr Annehmlichkeiten und solche Gesellschaften wie sich dort bei dem früheren General-Gouverneur versammelten, hätte man hier nicht annähernd finden können. Die vielen oft geistig sehr gebildeten politischen Verbannten, welche der Geselligkeit von Tobolsk einen so eigenthümlichen Reiz verliehen, fehlten hier gänzlich, und nur russische Officiere und Beamte, nebst zwar sehr reichen, dabei aber ungebildeten Kaufleuten, bildeten den ersten Kreis der Stadt. Das Klima war freilich im Winter ungleich milder wie selbst im westlichen Sibirien, dafür waren aber die Sommer unerträglich heiß und häufige Fieber herrschten. So sahen wir bald ein, daß wir uns in keiner Hinsicht bei diesem Tausch verbessert hatten, und bereuten oft sehr, nicht in Sibirien geblieben zu sein. Doch geschehene Dinge lassen sich nun einmal nicht ändern, und so galt es jetzt mit frohem Muthe sich in die neuen Verhältnisse einzuleben und ihnen so vortheilhafte Seiten, wie nur möglich, abzugewinnen. Diesen alsbald gefaßten Entschluß, haben sowohl mein geliebtes Weib wie auch ich nach besten Kräften durchzuführen gesucht.

Im ersten Jahr meiner Anwesenheit in Astrachan hatte ich nicht allzuviele Geschäfte, da noch ein älterer Oberst vom Genie-Korps hier anwesend war, welcher aber später wegen Kränklichkeit pensionirt wurde. Nur

über einige Regierungsanlagen und Bauwerke in der Stadt mußte ich die Oberaufsicht führen, was meine Zeit nicht sehr in Anspruch nahm. Ich benutzte die mir dadurch gewonnene Muße, zum eifrigen Studium der historischen, geographischen, geognostischen und klimatischen Verhältnisse der an das kaspische Meer grenzenden Länder, dann des Kaukasus und Persiens. Es fiel mir nur sehr schwer, die dazu nöthigen Karten und Bücher anzuschaffen, denn wenn ich mir solche auch gerne kaufen wollte, sie waren in Astrachan nicht zu bekommen und bevor ich sie von Petersburg erhielt, verging lange Zeit. Wie sehr vermißte ich jetzt die so treffliche und reichliche Bibliothek des General-Gouverneurs in Tobolsk, welche mir nicht allein in der Stadt zur freien Disposition gestanden hatte, sondern aus der ich selbst Bücher mir nach Barnaul senden lassen durfte.

Im September erhielt ich den Befehl, die Mündungen der Wolga zu untersuchen und einen Bericht darüber auszuarbeiten, ob hier vielleicht die Anlage von Befestigungen von Nutzen sein könnte, und wie solche in diesem Fall am besten auszuführen seien. Da meine Frau während der heißen Monate in Astrachan oft an Fieberanfällen gekränkelt hatte, benutzte ich diese Gelegenheit sie Seebäder im kaspischen Meer nehmen zu lassen. Da die Häuser am Strande sehr geringe Bequemlichkeiten darbieten, so nahmen wir zwei große Zelte und alle unsere Leute mit. Ein kleiner Kutter der Kriegsflotte, der mit 12 Matrosen

bemannt war, wurde mir zur Fahrt an die Mündung der Wolga zur Verfügung gestellt und so konnten wir ganz bequem unsere Habseligkeiten dahin bringen. Wie sehr die Hauptmündungen der Wolga versandet sind und welche Schwierigkeiten die Sandbänke, selbst Schiffen von 4—5 Fuß Tiefgang im Sommer bei flachem Wasserstand darbieten, konnte ich jetzt recht erkennen.

Wir schlugen unsere Zelte unweit der alten Quarantäne am Strande auf und die frische Seeluft, verbunden mit den Seebädern, übte den wohlthätigsten Einfluß auf uns Alle. Der Salzgehalt des Wassers im kaspischen Meer, ist zwar ungleich schwächer, wie der aller anderen mir bekannten Meere, jedoch noch immer stark genug, daß die Bäder eine erfrischende Wirkung haben, und in der großen Hitze welche hier im Sommer herrscht, eine wahre Wohlthat sind. Da sich noch die Familie eines höheren Officiers von der Flotte des kaspischen Meeres, uns angeschlossen hatte, führten wir in unseren Zelten ein ganz behagliches, ruhiges Stillleben.

An guten Lebensmitteln und besonders auch vortrefflichen Fischen der verschiedensten Art, fehlte es nicht. Böte zu Meeresfahrten und Reit- wie Wagenpferde standen uns in genügender Menge zur Disposition und so machten wir viele nähere und weitere Ausflüge zu Wasser und zu Lande. An der Schönheit der Gegend konnten wir uns freilich nicht viel erfreuen, denn der Strand war öde und unbebauet

und die Vegetation nur sehr dürftig. Mein dienstlicher Auftrag nöthigte mich vielfach zu Vermessungen, Zeichnungen und zur genauen Erforschung der Breite und Tiefe der verschiedenen Mündungen der Wolga. Ich konnte mich jedoch nur gegen die Anlage von Schanzen oder sonst befestigten Werken erklären, und meine Angaben mit Gründen belegen. Alle hier aufgeführten Befestigungswerke hätten große Kosten verursacht und nicht den mindesten Nutzen gebracht. Der einzige Feind der hier vielleicht zu fürchten war, bestand aus Persern und Turkomanen und da diese keine Kriegsschiffe auf dem kaspischen Meer besitzen, Rußland hingegen eine Flotte daselbst hatte, so war niemals zu besorgen, daß Astrachan durch bewaffnete Böte von der Seeseite her angegriffen werden könnte. Um den häufigen Schmuggel welcher hier stattfand, zu verhindern, genügten einige bewaffnete leichte Kriegsschiffe, welche unausgesetzt bei Tag und Nacht vor den Wolga-Mündungen kreuzten, weit besser als Schanzen und Forts. In wie schlechtem Zustand sich überhaupt damals die ganze Kriegsflotte des kaspischen Meeres befand, und wie verwahrlost sie in jeder Hinsicht war, erkannte ich damals recht. Mitte September, wo die Stürme schon mit heftiger Gewalt über die Steppe zu brausen anfingen und einst in der Nacht unser ganzes Zelt uns über dem Kopfe zusammenwarfen, kehrte meine Familie nach Astrachan zurück und einige Wochen später folgte auch ich dahin nach, da mein Auftrag jetzt vollendet war. Ich hatte

die letzten Wochen in der Bertülschen Quarantäne gewohnt, wo alle aus Persien kommenden Waaren wegen der Ansteckung durch die Pest, durchräuchert werden und die Reisenden eine längere Contumaz ertragen müssen. In dem hier befindlichen deutschen Arzt lernte ich einen höchst gebildeten, liebenswürdigen Mann kennen, dessen Umgang mich sehr erfreute. Er führte hier ein ungemein einsames, von allem Verkehr mit der gebildeten Welt fast gänzlich abgeschlossenes Leben.

Der Winter in Astrachan verging einförmig und ohne besondere Ereignisse, und ich konnte mich meines Familienlebens und Familienglücks so recht erfreuen und an der Erziehung meiner Kinder mitwirken.

Im nächsten Frühling erhielt ich plötzlich von dem General Jermoloff, General-Gouverneur aller kaukasischen Länder und des Astrachanschen Gouvernements, den Befehl mich nach Tiflis zu ihm zu begeben. Die Reise dahin, welche ich bis Derbent zu Wasser und später unter einer starken Escorte von Kosacken zu Pferde machte, war zwar nicht ohne Strapazen und selbst Gefahren, denn räuberische Tschetschenzen schwärmten überall umher und hatten schon viele Anfälle gemacht, sonst aber von großem Interesse. Besonders die vielen Naturschönheiten des Kaukasus entzückten mich im höchsten Grade. Auch das kriegerische Leben in Tiflis und der echt soldatische Geist, der daselbst unter den Officieren wie Soldaten herrschte, interessirten mich sehr und fanden meinen ganzen Beifall.

In dem General Jermoloff lernte ich einen echten Krieger aus der alten, rauhen russischen Soldatenschule kennen. Bei den gemeinen Soldaten war er ungemein beliebt, von den Officieren seiner großen Strenge wegen, aber sehr gefürchtet. Der General der alle Fremden haßte, schien auch anfänglich gegen mich eine besondere Abneigung gefaßt zu haben, denn er empfing mich so rauh und mit einem so verletzenden Hochmuth, daß ich meine ganze Resignation zusammennehmen mußte, um dies ruhig zu ertragen. Ich mußte daran denken, daß ich jetzt in der russischen und nicht mehr in der französischen Armee diente. Als ich aber erst dem General Jermoloff meinen Vortrag gehalten, dann längere Zeit mit ihm gesprochen und mein ganzes Lebensschicksal erzählt hatte, ward er ungleich freundlicher, ja selbst wohlwollend gegen mich, und ich hatte später einen entschiedenen Gönner an ihm gewonnen. Uebrigens nicht allzuoft und allzulange in seiner Gesellschaft sein zu müssen, war mir aus verschiedenen Ursachen und besonders auch seiner rauhen Formen wegen, an welche ich mich nur sehr schwer hätte gewöhnen können, sehr erwünscht.

Der General gab mir den Auftrag mich nach der am kaspischen Meer gelegenen Stadt Derbent zu begeben und die Verstärkung und Ausbesserung der Werke der dortigen Festung zu leiten. Ein Krieg mit Persien über kurz oder lang, stand in ziemlich sicherer Aussicht und so wollte der General Jermoloff

alle russischen Grenzfestungen in möglichst vertheidigungsfähigen Zustand versetzen lassen. Ich eilte nun so schnell wie möglich nach Astrachan zurück, und da mein Aufenthalt in Derbent von ungewisser Dauer war, und ich meine Familie nicht gerne allein in der ihr noch ziemlich fremden Stadt zurücklassen wollte, so beschloß ich sie mitzunehmen. Ein Transportschiff der Flotte des kaspischen Meeres, ward mir zur Verfügung gestellt, und Mitte Juli bei entsetzlicher Hitze, segelten wir aus dem ungesunden Astrachan fort. Der niedere Wasserstand an der Mündung der Wolga, hielt unser Schiff volle acht Tage, welche uns unerträglich lang wurden, auf, und da wir auch widrige Winde hatten, das Transportschiff schlecht segelte und die Mannschaft möglichst ungeschickt war, so gebrauchten wir zu der kurzen Reise fast drei Wochen. Die Russen in den südlichen Theilen des Reichs, sind die gewandtesten und geschicktesten Kutscher und die langsamsten und ungeschicktesten Seeleute, welche ich kenne.

Die Lage der Stadt Derbent vom Meere aus gesehen, ist sehr romantisch. Hoch oben auf dem Berge liegt die Festung, während Theile der alten berühmten sogenannten kaukasischen Mauer, die in Form eines Dreiecks erbaute Stadt auf beiden Seiten umfassen und sich bis zum Meere hinziehen. Die Stadt selbst, früher lange Zeit zu Persien gehörend, trägt ganz den orientalischen Charakter in ihrer Bauart, und bietet daher in dem Inneren ihrer engen,

schmutzigen, größtentheils auch noch ungepflasterten Straßen, viele Bilder der Unordnung und des Verfalles. Die Zahl der Einwohner, fast durchweg Perser, Tartaren, Armenier und Juden, beträgt einige 20,000 Köpfe, wozu noch die russische Garnison welche an 900 Mann Friedensstärke hatte, gezählt werden muß. Ich erhielt ein leerstehendes steinernes Wohnhaus, welches in der Citadelle, hoch oben auf dem Berge lag, angewiesen und dies war mir äußerst angenehm. Zwar enthielt die Wohnung nur die leeren Wände und war sehr verfallen, so daß ich Alles wenn auch nur nothdürftig herstellen und einrichten lassen mußte, allein die Lage war gesund und die Aussicht, theils auf das nahe oder fernere Gebirge, theils auf den weiten Spiegel des kaspischen Meeres, ungemein reizend. Meine Frau und meine Kinder, welche in dem niedrigen sumpfigen Astrachan häufig an Fieberanfällen gelitten und mit bleichen Wangen abgereist waren, erholten sich in dieser reinen frischen Luft schon nach wenigen Wochen und wurden wieder gesund und rothbackig. Dies war der Hauptvortheil unseres Aufenthaltes in Derbent. Die Stadt bot uns nicht allzuviele Annehmlichkeiten und von jeglicher europäischen Kultur waren wir mehr denn je, abgeschnitten. Meine dienstlichen Geschäfte waren übrigens ziemlich befriedigend, ich hatte viel zu thun und dabei eine äußerst selbstständige Stellung und auf Beides legte ich großen Werth. Es mußte an den Werken der Festung Manches neu erbauet, Anderes gründlich

reparirt werden, und so fanden an 3—400 Arbeiter, theils russische Soldaten, theils Tartaren vollauf Beschäftigung. Da ich außer 2 Officieren vom Genie-Korps, welche noch nicht die mindeste praktische Erfahrung im Festungsbau besaßen, weiter keine Gehülfen auf die ich mich verlassen konnte, besaß, so mußte ich sehr viele untergeordnete Geschäfte welche sich sonst nicht für einen Stabsofficier eigneten, jetzt selbst besorgen und überhaupt meine Augen stets offen haben, wenn ich nicht betrogen sein wollte, wie denn überhaupt ein russischer Ingenieur-Officier gar Manches leisten muß, was er in Frankreich entschieden nicht nöthig hat, wenn er seine Arbeiten gefördert wissen will.

Häufig machte ich mit meiner Frau, die eine sehr geschickte und kühne Reiterin war, zu Pferde weitere Ausflüge in die Umgebung von Derbent, wobei uns gewöhnlich einige berittene russische Officiere und 10—12 Kosacken als Eskorte begleiteten. Wir wurden jedoch einmal von einer daghestanischen Raubbande angegriffen, welche uns aus einem Hinterhalte mit lebhaftem Gewehrfeuer, wobei ein Officier durch eine Kugel am Arme leicht verwundet wurde, empfing und der wir nur durch die Schnelligkeit unserer Pferde entgehen konnten. Seitdem nahm ich meine Frau nicht wieder auf diesen weiteren Streifzügen zu Pferde mit, worüber sie freilich sehr mißvergnügt war.

In den nächsten Jahren hatte ich die bauliche

Oberaufsicht über verschiedene Forts und Grenzfestungen gegen die persische Grenze und mußte deshalb häufig größere Ausflüge, die mich oft vier bis sechs Wochen von Derbent entfernt hielten, unternehmen. Freilich hatte ich dann stets eine Eskorte, welche an 50—60 Kosacken betrug, und trotzdem wurden wir zweimal angegriffen und mußten ziemlich lebhafte Gefechte bestehen. Bei einem solchen Gefecht ward mir mein Pferd durch eine Kugel erschossen und stürzte todt zu Boden, so daß ich unter seinen Körper zu liegen kam und gehörig gequetscht wurde. Meine Eskorte bestand aber glücklicher Weise aus Linienkosacken vom Kuban, welche äußerst muthig und gewandt sind. Die Räuber wurden trotz ihrer Ueberzahl zurückgeschlagen und ich konnte ein anderes Pferd besteigen und meinen Ritt weiter fortsetzen.

So fehlte es denn meinem sonst einförmigen, mehrjährigen Leben in Derbent, nicht an verschiedenen kriegerischen Abenteuern und ich ward immer von Neuem daran erinnert, daß ich Soldat sei und mich in einer Grenzprovinz gegen wilde, uns bitter hassende Feinde befinde.

Noch mehr aber sollte dies bald der Fall sein.

Achtes Kapitel.

Der Ausbruch des Krieges mit Persien. Der Uebergang der Perser über den Araxes. Vielfache Kämpfe und Expeditionen und meine Theilnahme daran. Winterreise von Tiflis nach Astrachan. Die Einnahme und spätere Vertheidigung des Klosters Sserdurabad. Der General Paskewitsch als Oberbefehlshaber. Die Belagerung der Festung Erivan. Zerschmetterung meines linken Unterarmes durch einen feindlichen Schuß. Der Abend meines Lebens.

Das Jahr 1825 brachte uns manche kriegerische Unruhen und erinnerte lebhaft daran, auf wie unsicheren Füßen die russische Herrschaft sich noch immer in diesen Gegenden befinde und welche verschiedene Gefahren ihr drohten. In der Umgebung von Tarki und Grosnaja empörten sich die Tschetschenzen, wohl der wildeste und kriegerischste Volksstamm des ganzen Kaukasus, ermordeten mehrere russische Officiere, griffen die kleinen zerstreuten Grenzforts an und bemächtigten sich einiger durch heimlichen Ueberfall. Ueberall längs der persischen Grenze und am kaspischen Meere, wurde es unruhig und selbst bis in die unmittelbare Nähe von Derbent drangen bewaffnete Banden vor und verübten mancherlei Unfug. Wir

russischen Officiere konnten uns ohne starke Eskorte kaum noch weit von den Thoren der Stadt entfernen. Es war daher dringend geboten mit der Armirung und Verproviantirung sowohl von Derbent, wie auch aller anderen Forts und Festungen längs der Grenze, möglichst sich zu beeilen, und so verging mir die letzte Hälfte dieses Jahres in der angestrengtesten Thätigkeit. Der General Jermoloff im stolzen Gefühl seiner persönlichen Ueberlegenheit, nahm übrigens die Sache wohl etwas zu leicht und schien nicht an den nahen Ausbruch eines Krieges mit Persien glauben zu wollen, obgleich Alle, welche eine genauere Einsicht in die hiesigen Verhältnisse besaßen, solchen als ganz unzweifelhaft verkündeten. Der künftige Schah von Persien, Abbas-Mirza, war ein junger ehrgeiziger und kräftiger Mann, der den lebhaftesten Wunsch hegte, ganz Grusien und Mingrelien wieder mit seinem Lande zu vereinigen und auch die Städte Baku und Derbent abermals zu erobern. Alle Handelsleute und sonstige Reisende, welche aus Persien nach Derbent kamen, meldeten ganz übereinstimmend, wie dort mit allen Kräften zum Kriege gerüstet würde und der Ausbruch des Kampfes im nächsten Jahr unzweifelhaft bevorstehe. Daß englische Intriguen hier viel mitwirkten und der englische Gesandte in Teheran, den Schah von Persien zum Kriege ermuthigte, war unzweifelhaft. Auch wurden die Perser jetzt mit englischen Geschützen, Gewehren und Munition versehen, welche auf dem persischen Meerbusen in das Land,

ja selbst bis in den Kaukasus und nach Daghestan, kamen; bei Derbent wurde einmal ein Schmuggler-Schiff entdeckt und nach langer Verfolgung auch glücklich genommen, welches über 1000 neue englische Musketen und viele Kisten mit Pulver und Flintensteinen enthielt. — Der Tag der gründlichen Abrechnung zwischen Rußland und England wird auch gewiß einmal erscheinen, und die englische Herrschaft in Ostindien noch dereinst durch russische Soldaten vernichtet werden. Dazu kam jetzt der Tod des Kaisers Alexander von Rußland und die Nachricht von der großartigen Militärrevolution in St. Petersburg, welche durch das Gerücht bis in das Unendliche vergrößert, zu uns drang und die Feinde der russischen Herrschaft natürlich sehr ermuthigte. Ich hatte den Kaiser Alexander, niemals persönlich gesehen, diente ihm nun aber schon 11 Jahre treu und in Ehren und betrauerte seinen Tod aufrichtig. Sehr freute ich mich über die große Energie, welche der Kaiser Nikolaus jetzt bei der Unterdrückung des Militäraufstandes in St. Petersburg, gezeigt hatte, denn kein Staat in Europa bedarf so sehr eines kräftigen, energischen Herrschers wie grade Rußland. Die militärische Kraft, welche Persien in dem Kriege gegen Rußland verwenden konnte, war gar nicht so unbedeutend und der russischen Streitmacht in diesen Gegenden an Zahl weit überlegen. Nach den zuverlässigsten Nachrichten, welche wir jetzt an der Grenze erhielten, sollte Abbas-Mirza bereits unter die Waffen

stellen können an 40,000 Mann reguläre Infanterie, 20,000 irreguläre Infanterie, einige 80,000 Mann irreguläre Kavallerie und 70 bespannte Geschütze. Glücklicher Weise war die Güte und Brauchbarkeit dieser Truppen für den Krieg lange nicht so groß, wie ihre numerische Stärke, und es befanden sich viele rohe undisciplinirte Haufen, welche für die offene Feldschlacht gar nicht zu gebrauchen waren, darunter. Der General Jermoloff hatte aber zu Anfang des Jahres 1826 kaum 40,000 Mann zur Verfügung, mit denen er nicht allein den ganzen Kaukasus beherrschen, sondern auch Daghestan, Mingrelien und Georgien in Ruhe halten, und außerdem gegen die Perser kämpfen sollte. Von diesen 40,000 Mann waren aber kaum 20,000 Mann reguläre Infanterie, Artillerie und Kavallerie (nur das einzige Dragoner-Regiment Nischegorod), das Uebrige aber Kosacken, Arbeiter- und Strafkompagnien, und georgische Milizen, welche nur einen zweifelhaften Werth hatten. Es war daher für den General Jermoloff die höchste Vorsicht dringend geboten, und daß er diese im stolzen Gefühl seiner Kraft und seines Muthes allzusehr vernachlässigte und sich theilweise von den Persern überraschen ließ, führte seine baldige Ungnade und Abberufung als General-Gouverneur herbei. Für die kaukasischen Provinzen hat der General Jermoloff viel Gutes gethan und sich ganz entschieden bleibende Verdienste erworben. Die erste Hälfte des Jahres 1826 verstrich uns in großer Unruhe und Ungewißheit.

Die Anzeichen des baldigen Ausbruches des Krieges, mehrten sich immermehr und doch schien es, als ob der General-Gouverneur in Tiflis, in dieser Hinsicht weder hören noch sehen wollte. Der Schah Abbas-Mirza, hatte mit echt persischer Treulosigkeit, noch jetzt wieder den Russen Freundschaft versprochen und einen russischen Gesandten, den Fürsten Mentschikoff, sehr freundlich empfangen, und solchen völlig werthlosen Versicherungen wurde nur zu viel Glauben geschenkt. Ich war im Frühling dieses Jahres noch mehrere Wochen in der zwar kleinen aber durch ihre Lage festen und sehr wichtigen Grenzfestung Schuscha gewesen, hatte deren elenden Vertheidigungszustand und die schlechte Armirung durch vier erbärmliche Geschütze gesehen und einen dringenden Bericht über die allerschleunigsten Verbesserungen hierin, nach Tiflis geschickt, der aber ganz ohne Wirkung blieb. Nur die Forträumung des Schutts und die nothdürftige Herstellung der halbzerfallenen Mauern, vermochte ich noch anzuordnen, zum weiteren Ausführen fehlten die Geldmittel wie die nöthigen Arbeiter. Die ganze Garnison von Schuscha bestand aus 200 halbinvaliden Infanteristen und 30—40 Artilleristen. Ungefähr 2 Meilen davon im Dorfe Tschinachtschai, lag aber ein Bataillon des vorzüglichen 42. Jäger-Regiments, und ein anderes Bataillon desselben Regiments im Dorfe Gerüssi. Auch drei Sotnien eines donischen Kosacken-Regiments waren hier vertheilt, aber die Pferde derselben, aus den

Steppen am Don, waren der steilen Gebirgspfade gänzlich ungewohnt und konnten daher lange nicht die gleichen Dienste leisten, wie die kaukasischen Linien-Kosacken mit ihren trefflichen Gebirgsrossen, welche wirklich wie die Ziegen das Klettern verstehen. Der Kosack vom Don, entfaltet seinen wahren Werth nur in der Ebene, in welcher er geboren und erzogen wurde, im Gebirge hingegen zeigt er sich leicht unbeholfen und durch die Neuheit der Eindrücke, welche er erhält, eingeschüchtert. Ich sprach bei meiner letzten Anwesenheit in Schuscha, noch lange mit dem Oberst Reute, Kommandeur des 42. Jäger-Regiments, einem altbewährten mit Land und Leuten hier sehr vertrauten Officier, über die Wahrscheinlichkeit des baldigen Ausbruches eines Krieges mit Persien und seine Wahrnehmungen vermehrten noch meine Besorgnisse, welche ich in dieser Hinsicht hegte. Auch auf meinem Rückweg von Schuscha nach Derbent, wo ich eine halbe Sotnie Kosacken zur Eskorte hatte, konnte ich deutlich bemerken, wie sehr sich jetzt die Stimmung gegen uns verändert habe. Die Tartaren der Gegend, welche sich sonst demüthig verneigten sobald sie nur die Uniform eines russischen Stabsofficiers erblickten, waren jetzt voll Hohn und Trotz, und mehrfach mußten die Kosacken die Piken einlegen, um uns den Weg mit Gewalt durch die zusammengelaufenen Volksmassen zu bahnen. Wiederholt fielen Schüsse aus dem Hinterhalt auf uns, und wir sahen wie auf den Bergpässen Verhaue angelegt und rohe Steinmauern zur besseren

Vertheidigung aufgethürmt wurden, waren aber zu schwach, um diesen Unfug zu hindern. Da ich meine Eskorte zuletzt entlassen mußte, weil ihr sonst leicht der Rückweg nach der Station abgeschnitten werden konnte, legte ich die letzte Hälfte des Wegs allein, und nur von einem Officier und zwei Ordonnanzen begleitet zurück. Glücklicher Weise hatte ich einen tartarischen Führer, der mir ebenso treu ergeben wie der Gegend vollständig kundig war, da er lange das Geschäft eines Schleichhändlers getrieben hatte. Er führte uns durch die einsamsten Schluchten des Gebirges und wir mußten oft Wege erklimmen, welche so schmal waren, daß ein Fehltritt uns in den Abgrund gestürzt hätte und so steil, daß wir absitzen und die Thiere am Zügel hinter uns her führen mußten. Nur ein Pferd, welches von Jugend auf im Gebirge erzogen ist, wie dies bei den Rossen der Tscherkessen und Kosacken der Linie des Kubans und des Tereks der Fall ist, vermag hier wirklich ausdauernde und sichere Dienste zu leisten, die besten Pferde der Steppe haben aber nur geringen Werth.

Ich kam glücklich wieder nach Derbent und fand, daß auch hier große Aufregung in der tartarischen und persischen Bevölkerung herrschte, welche durch Emissäre des Schah Abbas-Mirza aufgewiegelt, sehr geneigt war in offenen Aufruhr auszubrechen. Glücklicher Weise war die Festung jetzt in guten Stand gesetzt, armirt und verproviantirt und ihre Kanonen konnten ganz Derbent beschießen und jeden etwaigen

Aufruhr zügeln. Auch beherrschte die russische Kriegsflotte noch immer das ganze kaspische Meer und eine Corvette mit schweren Geschützen, hielt von der Seeseite her, die Stadt in Zaum. Um aber einen etwaigen heimlichen Ueberfall der Festung zu verhindern, ließ der Kommandant jetzt die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln treffen. Ein Drittel der freilich sehr schwachen Garnison, stand fortwährend unter den Waffen, alle Geschütze waren scharf geladen, die Thore der Festung geschlossen und allen Tartaren und Persern, wenn sie nicht eine ganz besondere Erlaubniß hatten, der Eintritt unbedingt verwehrt. So konnten wir schon allen heimlichen Ueberfalls-Versuchen, die wie wir zuverlässig erfuhren, auch hier gemacht waren, trotzen und befanden uns in der verhältnißmäßig größten Sicherheit. Da es jedoch sehr leicht möglich war, daß der Krieg sich bis hierher ausdehnen könnte, obgleich ich persönlich Derbent für gesichert hielt, so benutzte ich doch eine zuverlässige Gelegenheit mit einem Transportschiff der Kriegsflotte, meine Frau und Kinder nach Astrachan zurückzusenden. Dort waren sie in vollkommener Sicherheit und konnten unter der Obhut Gregors, die heiße Jahreszeit am Meere verleben. Es war ein schmerzlicher Abschied für mich, als ich von Frau und Kindern scheiden mußte und lange noch schaute ich dem Schiffe nach, welches Alles was mir auf dieser Welt theuer war, forttrug. Und doch fühlte ich mich jetzt viel freier und selbstständiger und konnte allen Ereignissen die

da kommen sollten, ungleich rücksichtsloser die Stirne bieten, da ich die Meinigen unter allen Umständen in Sicherheit wußte.

Was längst vorauszusehen war, geschah jetzt. Mitte Juli fiel Abbas-Mirza ohne die mindeste vorherige Kriegserklärung mit einem Heere, welches angeblich 40,000 Mann betragen sollte, in die russische Grenzprovinz Karabagh ein. Er hatte sich der unbewachten Brücke bei Chudoperin unweit Schuscha bemächtigt und war in aller Ruhe über den Araxes, welcher hier die Grenze bildete, gegangen. Zugleich brach der Aufstand der Tartaren und Perser in allen Grenzdistrikten los. So hatten wir denn den Krieg und ich muß gestehen, daß sowohl ich und mit mir die große Mehrzahl aller russischen Officiere, frei aufathmeten, da wir jetzt von diesem schwülen und ungewissen Zustand erlöst waren, und der Gefahr frei in das Auge schauen konnten. Und gar bei mir, regte sich wie ich nicht läugnen will, jetzt die Kriegslust des alten napoleonischen Soldaten ganz gewaltig, ich konnte kaum den Augenblick erwarten, der mich aus Derbent fort und in das offene Feld führte.

Daß übrigens für den ersten Augenblick die Lage der russischen Truppen in Karabagh eine sehr ungünstige war, konnte man nicht läugnen. Glücklicher Weise war Abbas-Mirza zwar ein sehr intriguanter Mensch, aber ein äußerst schlechter Feldherr und die Perser die erbärmlichsten Soldaten der Welt, und so hofften wir der ungeheuren Uebermacht zu trotzen. Das

42. Jäger-Regiment in seiner ganz exponirten Stellung, hatte den ersten Angriff des Feindes auszuhalten. Mit dem einen Bataillon gelang es dem Oberst von Reute, sich durch die mehr als zwanzigfache feindliche Uebermacht glücklich durchzuschlagen und obwohl nicht ohne harte Verluste die Festung Schuscha glücklich zu gewinnen. Hierher zogen sich auch die 3 Sotnien des Moltow'schen Regiments der donischen Kosacken, welche in Karabagh standen, glücklich zurück. Das erste Bataillon des 42. Jäger-Regiments war minder glücklich. Es ward von einer so großen feindlichen Uebermacht und dazu in einer ungünstigen Stellung umzingelt, daß alle Anstrengungen der braven Soldaten sich durchzuschlagen nicht gelingen wollten. Fast die Hälfte aller Officiere wie Mannschaften war schon gefallen, den Uebrigen die Munition ausgegangen, da stürzten die Feinde auf die erschöpften Soldaten los, entwaffneten sie und führten sie in die Gefangenschaft.

In Schuscha rüstete sich der Oberst von Reute jetzt zur energischsten Vertheidigung. Mit einem Belagerungsheer von über 20,000 Mann lag Abbas-Mirza wochenlang vor dieser elenden Festung, welche freilich durch ihre Lage auf einem hohen isolirten Berge, eine große natürliche Festigkeit hat und vermochte sie nicht einzunehmen. Alle Stürme schlug der Oberst von Reute ab, trotzte auch dem Hunger und ließ zuletzt sämmtliche Pferde schlachten, um seine Soldaten zu ernähren. So blieb die russische Fahne

stolz auf den Zinnen von Schuscha wehen und Abbas-Mirza mußte endlich mit Schande und Spott wieder abziehen, nachdem er wochenlang die Belagerung vergeblich geführt und einige Tausend Mann seiner besten regulären Infanterie, nutzlos geopfert hatte. Ein neuer Beweis, welche Kraft der Vertheidigung ein energischer Kommandant mit einer tapferen Besatzung, auch einer sonst schwachen Festung zu verleihen vermag.

Als der General-Gouverneur durch Eilboten über Eilboten, in Tiflis die Nachricht erhielt, daß Abbas-Mirza wirklich ohne vorhergegangene Kriegserklärung in Karabagh eingefallen sei, zog er in der größten Eile alle ihm zu Gebote stehenden Truppen zusammen, um mit einer möglichst starken Macht, dem Feinde entgegen zu gehen. Zu spät sah er nun ein, daß er sich getäuscht habe zu glauben, sein persönliches Ansehen sei so groß und er flöße den Persern solche Furcht ein, um sie von einem Kriege zurückzuhalten. Diese Täuschung ward ihm in Petersburg als eine schwere Schuld angerechnet und veranlaßte, daß der General-Adjutant des Kaisers Nikolaus, der General Paskewitsch hierher gesandt wurde, um den Oberbefehl über die Truppen im Kriege gegen die Perser zu übernehmen und bald auch ganz an Jermoloffs Stelle, der nach Moskau zurückging, zu treten.

Ich empfing Ende Juli in Derbent den Befehl mich den aktiven Truppen als Ingenieur-Officier anzuschließen. Es war mir dies sehr erwünscht, denn

jetzt, da ich Frau und Kinder in Sicherheit wußte, sehnte ich mich dringend nach einer Thätigkeit im freien Felde. Der Weg von Derbent nach Tiflis war aber jetzt ungemein gefährlich und konnte nur mit Hülfe einiger Eingeborenen, die der Sache Rußlands treu ergeben blieben, zurückgelegt werden. In Uniform durfte ich nicht sein, sondern mußte mich als armenischer Kaufmann, welcher heimlich Pulver einschwärzen wollte, verkleiden, da ich sonst der feindselig gesinnten Bevölkerung, zu sehr aufgefallen wäre. Auch meine Pferde und Waffen konnte ich nicht mitnehmen und legte den ganzen Weg durch das daghestanische Gebirge theils zu Fuß, theils auf gemietheten Pferden zurück. Da ich alle bewohnten Ortschaften möglichst vermeiden wollte, bivouakirte ich wiederholt im Freien und schlief in Felsenhöhlen, oder suchte des Nachts bei der größten Dunkelheit sehr gefährliche Gebirgswege auf. Dabei war ich keine Stunde meines Lebens sicher und mußte stets befürchten, einer feindlichen Streifschaar in die Hände zu fallen. Körperlich äußerst ermüdet und geistig sehr abgespannt, langte ich endlich glücklich in Tiflis an. Ich fühlte doch, daß ich jetzt im 57. Lebensjahr nicht mehr die körperliche Kraft und geistige Frische besitze, um dergleichen beschwerliche und gefährliche Unternehmungen längere Zeit durchführen zu können. Was mir mit 30 Jahren eine Lust und ein Vergnügen gewesen sein würde, ward mir jetzt oft unsäglich schwer und nur das Gefühl der Pflicht und Ehre und daß

jeder brave Officier den letzten Hauch seines Lebens daran setzen müsse, um den ihm gewordenen Befehl auch getreulich durchzuführen, verlieh mir Kraft zur Ertragung solcher Strapazen. In Tiflis hatte man nicht geglaubt, daß es mir möglich sein würde den direkten Weg durch das Gebirge von Derbent her zurückzulegen, sondern daß ich den Umweg über Astrachan nehmen müsse und man empfing mich daher mit großem Erstaunen. Viele Zeit zum Ausruhen und Erholen sollte mir daselbst nicht bleiben. Ich mußte mich in Eile so gut es gehen wollte, equipiren, mit Pferden und sonstigen Ausrüstungsgegenständen für den Krieg versehen und erhielt dann den Befehl mich den aktiven Operationstruppen anzuschließen. Ein besonderes Kommando hatte ich nicht und nur der Umstand, daß man wußte, ich habe mich in den letzten 4 Jahren viel mit den politischen, historischen und geographischen Verhältnissen von Persien beschäftigt, auch als früherer französischer Ingenieur-Officier sowohl der Vertheidigung wie Belagerung von mehr als einem Dutzend Festungen ersten Ranges beigewohnt, veranlaßte meine jetzige Stellung.

Es war ein Heer von 15, zum Theil sehr schwachen Infanterie-Bataillonen nebst 16—1700 Kosacken und einigen Batterien bei Tiflis zusammengezogen worden, über welches der General Paskewitsch den Befehl übernahm. Die höchste Zeit zum Abmarsch war gekommen, wenn Schuscha noch entsetzt werden sollte, und so brachen wir denn Ende August

auf. Unsere Avantgarde befehligte der General Fürst Madatof, ein Armenier, aus diesem Lande gebürtig, der ganz vorzüglich zu manövriren verstand. Besonders kannte er die Feigheit und Erbärmlichkeit der Perser aus vielfacher eigener Erfahrung und so beschloß er, sie sogleich möglichst rücksichtslos anzugreifen und auf ihre bedeutende numerische Ueberlegenheit weiter nicht zu achten. Am 2. September kam es am Fluß Schamschor zuerst zu einem ziemlich heftigen Gefecht, welchem ich als Zuschauer beiwohnte. Die Perser waren 2000 Mann reguläre Infanterie, 8000 Mann irreguläre Reiterei und an 20 Geschütze stark, während der General Madatof kaum über 2000 Mann, unter denen sich 800 Kosacken und eine leichte Gebirgsbatterie befanden, zu verfügen hatte. Trotz dieser großen Minderzahl erfolgte der Angriff der Russen sogleich auf die kräftigste Weise. Die leichte Batterie fuhr auf beste Schußweite von den Feinden auf, und eröffnete ein wohlgezieltes Kartätschenfeuer auf deren Reiterei. Kaum zwei Salven hielten die ungeordneten Haufen von Letzterer aus, als sich ihre Reihen löſten und Alle in wilder Flucht von dannen jagten. Jetzt brachen auch die Kosacken mit lautem Hurrah und eingelegten Piken hervor, warfen das persische Fußvolk über den Haufen und verfolgten die Fliehenden noch eine ganze Strecke weit. Es war mir ein ganz eigenthümliches Gefühl als ich jetzt bei dieser Gelegenheit zuerst wieder den Kanonendonner scharf feuernder Batterien hörte. Wie oft hatte ich

früher diese Töne vernommen, und nun waren schon 13 Jahre vergangen, seit ich sie zuletzt bei Danzig hörte. Der Sieg, welchen die Russen hier am Fluß Schamschor erfochten, war ein vollständiger, denn in wilder ungeordneter Flucht eilte die gesammte persische Armee, die hier gefochten hatte, von dannen, ihr ganzes Gepäck und die meisten Geschütze zurücklassend. Ich schloß mich den verfolgenden Kosacken an und erbeutete bei dieser Gelegenheit ein sehr schönes persisches Roß mit reichgesticktem Sattelzeug, welches einem höheren Officier gehört haben mußte, und reiterlos umherlief. Da ich mich in Tiflis in der Eile nur sehr mittelmäßig hatte beritten machen können, so war dies Pferd jetzt von großem Werth. Die reiche Beute, welche die Kosacken bei dieser Gelegenheit machten, veranlaßte, daß sie die Verfolgung der fliehenden Feinde nur sehr nachlässig und langsam betrieben. Das verlassene Schlachtfeld mit seinen vielen Sachen hatte einen zu großen Reiz für sie, als daß sie davon fortgebracht werden konnten. So entkam das fliehende feindliche Heer nach der Stadt Elisabethopol, obgleich bei eifriger Verfolgung der Rückzug dahin ihm hätte abgeschnitten werden können. Am 3. September brachen wir auch dahin auf und langten am nächsten Tage vor Elisabethopol an. Wir glaubten, die Perser würden diese Stadt vertheidigen, was sie sehr leicht gekonnt hätten, denn wir führten nur eine Batterie leichter Geschütze bei uns, allein ihr Schrecken war so groß, daß sie bei

unserer Annäherung Hals über Kopf den Ort räumten und allen ihren Proviant, nebst vieler Munition hier zurückließen. So konnten wir denn ohne Blutvergießen in Elisabethopol einrücken und fanden reiche Beute daselbst. Die Lage der Stadt bot übrigens so viele natürliche Vortheile, daß ein paar hundert entschlossene Soldaten sich hier leicht hätten gegen die gesammten Truppen des Generals Madatof vertheidigen können; für uns war der Besitz von Elisabethopol von großer Wichtigkeit, da wir hier einen Stützpunkt für alle unsere ferneren Operationen in diesen Gegenden gewonnen hatten. Ich erhielt daher den Befehl vorläufig hier zu bleiben, um die sehr verfallenen Befestigungswerke wieder herzustellen und ein Paar neue Schanzen anzulegen, im Fall, daß der Ort vielleicht eine Belagerung durch die Feinde aushalten müsse, obgleich dies ziemlich unwahrscheinlich war. Als Arbeiter hatte ich einige hundert gefangene Perser, lauter erbärmliches Gesindel, während unberittene Kosacken, denen ihre Pferde getödtet oder marode geworden, die Eskortemannschaft bildeten. Daß mit solcher unzuverlässigen und ungeschickten Mannschaft nicht viel beschafft werden konnte, war natürlich, doch war dies auch im Ganzen nicht nöthig. Hier in Elisabethopol fanden wir eine junge persische Sclavin von seltener Schönheit, welche ein geflohener Khan zurückgelassen hatte. Das junge Mädchen war kaum 15 Jahre alt, und wie sich dies bald herausstellte, eine geborene Griechin von der Insel Samos,

welche von den Türken geraubt, in die Sclaverei nach Konstantinopel und später von Sclavenhändlern nach Persien verkauft war. Ich nahm mich der armen Kleinen, welche jetzt ganz schutzlos den oft gerade nicht zarten Nachstellungen der russischen Officiere preisgegeben war, kräftig an und sandte sie mit einem Transport, der russische Verwundete und erbeutete persische Geschütze nach Tiflis brachte, dahin zurück, wo sie vorläufig in dem Hause eines mir näher bekannten deutschen Apothekers Aufnahme fand. Später kam sie nach Astrachan zu meiner Frau, welche sie bald sehr lieb gewann und für ihre bessere Erziehung sorgte. Sie blieb einige Jahre in unserem Hause, bis sie 1830 in Odessa ein sehr reicher und vornehmer polnischer Graf kennen lernte, und von ihrer wahrhaft seltenen Schönheit entzückt, um ihr Herz und ihre Hand warb. Er erhielt Beides und führte seine glänzend schöne und mit allen Sitten der gebildeten Welt bekannte Frau, auf seine großen Herrschaften in Galizien, während er den Winter in Paris oder Wien zubringt. So ist diese arme persische Sclavin, jetzt eine der vornehmsten und elegantesten Damen der großen Welt geworden. Des Menschen Führungen sind oft wunderbar und ihre Schicksale gar verschieden. —

Der General Paskewitsch, traf mit dem Hauptheer, welches ungefähr 16,000 Mann zählen mochte, in Elisabethopol ein, während Abbas-Mirza, der die Belagerung von Schuscha aufgegeben hatte, sich mit

40,000 Mann ebenfalls näherte. So konnten wir denn bald einer größeren Feldschlacht entgegensehen, und ich beeilte mich daher mit meinen Werken fertig zu werden, damit, wenn der General Paskewitsch wirklich geschlagen werden sollte — was freilich Niemand von uns nur im Entferntesten glaubte, Elisabethopol desto besser vertheidigt werden konnte. Am 13. September fand die Schlacht, ungefähr $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen von der Stadt entfernt, statt. Nach ihrer Gewohnheit schlugen sich die Perser wieder auf das Erbärmlichste und wurden trotz ihrer großen numerischen Ueberlegenheit, schon nach Verlauf von kaum einer Stunde, vollständig besiegt. In wilder Flucht zog sich die geschlagene persische Armee zurück, den siegenden Russen reiche Beute aller Art und darunter fast ihr gesammtes Feldgeräth überlassend. Wäre die russische Kavallerie stärker gewesen und hätten die Kosacken nach ihrer nun einmal unvertilgbaren Gewohnheit, nicht lieber das persische Gepäck geplündert, wie eifrig verfolgt, würde die Hälfte aller Perser von uns gefangen genommen sein. Selbst Abbas-Mirza rettete sich nur durch die Schnelligkeit seines trefflichen Rosses. Ich war von Elisabethopol hinausgeritten, um ein Augenzeuge der Schlacht zu sein und konnte von einem nahen Hügel das ganze Schauspiel bequem übersehen. Besonders die Ruhe, mit welcher die russische Infanterie vorrückte und die Gleichmäßigkeit ihres Feuers gefielen mir sehr. Auch die russische Artillerie manövrirte schnell und überwand durch

kühnes Fahren alle Hindernisse des sehr schwierigen Terrains, wenn freilich ihr Feuer nicht so exact war, wie ich dies früher von der vortrefflichen französischen Artillerie des Kaisers Napoleon gewohnt gewesen war. Bei der persischen Armee war Alles schlecht und nur einige irreguläre Reiterhaufen, aus Kurden bestehend, zeigten vielen Muth und versuchten wiederholt kühne Angriffe auf die russische Infanterie, wurden aber von deren regelmäßigen Salven sehr bald und unter großem Verlust zurückgeworfen. Diese Kurden sind ein schöner, kriegerischer Volksstamm und ihre Reiterei, mit blinkenden Panzern aus Stahldraht, mit wehenden Gewändern, auf reichgeschmückten Rossen edelster Zucht, gewährt einen prächtigen, echt mittelalterlichen Anblick. Könnte diese Kavallerie nur im Mindesten manövriren und besonders auch in geschlossenen Gliedern attaquiren, so würden ihre Angriffe unwiderstehlich sein; da sie dies aber nicht vermag und die Reiter in unordentlichen Haufen drauflos jagen, wirft das feste Salvenfeuer geschlossener Infanterie, ihre auch noch so ungestümen Angriffe stets zurück, ebenso wie auch die Kosacken niemals einer festen und geschlossenen Infanterie gefährlich werden können.

Abbas-Mirza mit seinem total geschlagenen Heer ruhte nicht bis er wieder über den Araxes zurück war und diesen zwar seichten aber ziemlich breiten Fluß zwischen sich und den Russen wußte. Hier schlug er eine Meile vom Fluß sein Lager auf, suchte sein Heer wieder zu sammeln und zu neuen Kämpfen vorzubereiten.

Da Abbas-Mirza, wie fast alle Perser, ebenso grausam wie feige war, bestrafte er viele Anführer, die seiner Meinung nach sich in der Schlacht schlecht benommen hatten, mit der äußersten Strenge. Ein halb Dutzend Khans ließ er sogleich aufhängen, anderen Officieren die Ohren abschneiden, die Bastonade geben oder auf ähnliche Weise züchtigen. Diese Strenge hatte zur Folge, daß zahlreiche Desertionen aus dem persischen Lager stattfanden und besonders Tartaren, Kurden und Turkomanen, zu vielen Hunderten zu uns desertirten. Der General Paskewitsch hatte mit seinem siegreichen Heer bei dem Dorfe Tscherakan unweit des Araxes, ein Lager aufgeschlagen, so daß er sich kaum 2 Meilen von den Feinden befand. Er wartete nur auf Befehle, um über den Fluß zu gehen und die Perser dann in ihrem eigenen Lande anzugreifen.

Zu größeren Feindseligkeiten kam es auf diesem Punkte des Kriegsschauplatzes vorläufig in den nächsten Wochen nicht mehr. Da jetzt an einen Angriff der Perser auf Elisabethopol nicht mehr zu denken war, erhielt ich den Befehl meine weiteren Befestigungsarbeiten daselbst einzustellen. So befand ich mich denn so ziemlich ohne Thätigkeit im russischen Lager und führte ein ganz müßiges Leben, was mir auf die Länge nicht recht behagte. Um übrigens doch etwas zu thun zu haben, zeichnete ich verschiedene Pläne und Karten, unter anderen auch einen recht hübschen Plan der letzten Schlacht und überreichte solchen dem General

Paskewitsch; derselbe gefiel ihm so sehr, daß ich eine Kopie davon anfertigen mußte, welche dann nach St. Petersburg an den Kaiser Nikolaus eingesandt wurde. Ich kam hierdurch in vielfach nähere Berührung mit dem General Paskewitsch, wurde häufig von ihm zur Tafel eingeladen und gewann mir einen angenehmen und wohlwollenden Vorgesetzten in ihm.

Auch auf anderen Theilen des Kriegsschauplatzes wurden die Perser geschlagen und überall von dem russischen Gebiet zurückgedrängt. Es war jetzt ein Kourier von St. Petersburg angekommen, welcher den Befehl überbrachte über den Araxes zu gehen und den Krieg auf persischem Gebiete zu führen. Die Engländer in ihrer bekannten hochmüthigen Weise und mit ihrer Sucht sich in alle Verhältnisse zu mischen, hatten es anfänglich sogar wagen wollen, dieses zu verhindern. Unser Kaiser Nikolaus war aber glücklicher Weise nicht der Mann, der sich durch englische Drohnoten nur im Allermindesten schrecken ließ und den Worten und Rathschlägen eines Gesandten Englands in St. Petersburg, eine größere Beachtung schenkte wie solche verdienen, das heißt gar keine. Er hatte die Fortsetzung dieses Krieges in Persien selbst beschlossen und dieser Befehl ward in unserem ganzen Lager mit eben solcher allgemeinen wie gerechtfertigten Freude begrüßt. Hatten die Perser ihren Einbruch in die russischen Grenzprovinzen auf die frevelhafteste und treuloseste Weise begonnen, so war es jetzt auch vollkommen gerechtfertigt, daß wir

ihnen einen Besuch in ihrem eigenen Lande abstatteten.

Am 26. October sollte der Uebergang der Vorhut über den Araxes stattfinden, und ich hatte von General Paskewitsch den Befehl erhalten, mich dieser anzuschließen, um nöthigenfalls Pläne aufzunehmen. Bei dem Dorfe Maraljan war eine Furt über den wohl 300 Schritte breiten, aber flachen Fluß, wo das Wasser den Pferden kaum bis an den Bauch reichte. Einige hundert Kosacken, 2 Schwadronen Dragoner und 6 Bataillone des 41. Jäger-, des 7. Karabiniers- und des Linien-Regiments Schirvan, bildeten nebst einer leichten Batterie die Truppe, welche zuerst übergehen sollte. Um die Infanterie trocken durch das Wasser zu bringen, mußte jeder Reiter einen Mann hinter sich auf die Kruppe seines Pferdes nehmen. Auch ich nahm einen jungen Unterlieutenant des 41. Jäger-Regiments zu mir auf mein edles persisches Roß, und so wurde der Uebergang glücklich ausgeführt. Allgemeine Lust und Freude herrschte unter den russischen Officieren und Soldaten, diese frechen Perser jetzt in ihrem eigenen Lande heimzusuchen, und besonders Erstere träumten schon von einem Triumpheinzug in Ispahan und Teheran. Daß wir die persischen Truppen stets und unter allen Umständen vollständig besiegen würden, bezweifelte selbst der letzte Kosack nicht im Mindesten. Auf dem jenseitigen Ufer des Araxes angekommen, ritt ich mit 50 Kosacken zu einer weiteren Rekognoscirung vor. Es gewährte

mir ein eigenes Gefühl wieder in einem neuen Land als siegreicher Feind zu sein und die alten napoleonischen Erinnerungen, welche in letzter Zeit bei meinem glücklichen Familienleben schon sehr in den Hintergrund getreten waren, tauchten jetzt, wo ich mich wieder als Soldat in einem Kriegslager befand, mit neuer Stärke hervor. Und doch wie ganz anders war das Leben und Treiben in einem französischen Heereslager wie jetzt in dem russischen!

Mit den Kosacken ritt ich wohl eine deutsche Meile in das Land hinein ohne von den Persern das Mindeste zu hören und zu sehen. Aber es kamen wiederholt tartarische Reiter, von den Truppen des Abbas-Mirza desertirt, zu uns und meldeten übereinstimmend, daß Letzterer sein Lager in der größten Unordnung verlassen und sich weiter in das Innere des Landes zurückgezogen habe. Dies war eine Nachricht von der größten Wichtigkeit. Eine längere Rast, welche die Kosacken machten, um ihre Pferde, die seit sechszehn Stunden die Reiter ununterbrochen auf dem Rücken gehabt hatten, zu füttern, benutzte ich in aller Eile eine flüchtige Aufnahme der ganzen Gegend mit Bleistift zu zeichnen, welche ich später etwas genauer ausführte und dem General Paskewitsch überreichte.

Am nächsten Tage ging auch der General Paskewitsch mit seinem ganzen Gefolge über den Araxes und wir marschirten wohl an 4 Meilen weit in das Innere des Landes. Zahlreiche desertirte tartarische und armenische Reiter, stießen jetzt zu uns. Auch

am nächsten Tage setzten wir unseren Marsch durch theilweise sehr tiefe Gebirgsschluchten und über steile Höhen fort. Nur die Kraft und Ausdauer der russischen Pferde und die über alles Lob erhabene Geschicklichkeit im Fahren, welche durchweg die russischen Fuhrleute besitzen, ermöglichten es, daß wir unsere Batterien nebst den allernothwendigsten Munitionswagen auf solchen kaum für Fußgänger und Saumpferde passirbaren Wegen mitführen konnten. Französische Artillerie, welche unter allen mir bekannten Artillerien, am Ungeschicktesten fährt, aber dafür auch am Sichersten und Schnellsten schießt, hätte sicherlich diese Wege nicht passiren können. Es war diesmal nur die Absicht des Generals Paskewitsch gewesen eine Diversion in das feindliche Gebiet zu machen, um zu verhindern, daß die Perser nicht ein bedeutendes Korps, den Insurgenten in den schirvan'schen Provinzen zur Hülfe schicken konnten. Als diese Absicht glücklich erreicht war, befahl er den Rückzug, und die russischen Truppen bezogen aufs Neue ihr altes Lager bei dem Dorfe Tscherakan. Um wirklich einen weiteren Einmarsch in Persien zu machen, besaß das Korps des General Paskewitsch weder ausreichende Munition noch genügenden Proviant, denn Beides mußte mit großen Schwierigkeiten von Tiflis nachgeführt werden. Hier im Lager ward Alles möglichst gut für eine Ueberwinterung eingerichtet. Die Soldaten erbauten sich Erd- und Holzhütten und für die Officiere wurden Baracken aufgeschlagen,

in denen man so ziemlich bequem den Winter zubringen konnte. Auch an Proviant fehlte es nicht, obgleich dessen Herbeischaffung theilweise ganz ungemein große Schwierigkeiten machte, besonders als der tiefe Schnee die Wege bedeckte und jeder Verkehr fast aufhören mußte. Der eiserne Wille der Befehlenden und der blinde Gehorsam der Gehorchenden, ermöglicht in Rußland Vieles, was in anderen Staaten und Heeren zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Da während der Wintermonate bei dem tiefen Schnee im Gebirge, an eine weitere kriegerische Thätigkeit doch nicht zu denken war, so erhielt ich den Befehl mich nach Tiflis zu begeben, um Vorbereitungen über die Belagerung der persischen Festungen, welche im nächsten Frühling beginnen sollte, zu treffen. Dort war inzwischen auch der Befehl der Abberufung des General-Gouverneurs Jermoloff und der Ernennung des Generals Paskewitsch zu diesem Posten, angelangt. Mir persönlich that es leid, daß der alte General Jermoloff fortreiste, und als ich seine hohe, stolze Gestalt mit dem kriegerischen Gesicht, das Letztemal sah, betrauerte ich dies aufrichtig. Er hatte übrigens viele und erbitterte wie einflußreiche Feinde, besonders unter den höheren Officieren, dies war nicht zu läugnen. Doch wo hat ein energischer General solche nicht und nun gar besonders bei den eigenthümlichen Verhältnissen des russischen Heeres?

In Tiflis erhielt ich den Befehl über Wladikakas auf dem Landwege nach Astrachan zu reisen, um dort

große Transporte von Munition und Belagerungsgeräthschaften, welche auf der Wolga ankommen sollten, zu übernehmen und auf dem Wasserwege nach Baku zu bringen. Zwar war die Winterreise ungemein beschwerlich, ja selbst gefährlich, mehr wie einmal blieb ich im tiefen Schnee stecken und wir konnten uns nur mit Mühe wieder herausarbeiten, und doch übernahm ich diesen Auftrag mit Freuden und sah es als eine Gunst an, daß solcher mir ertheilt wurde. Winkte mir dabei doch das unbeschreiblich schöne Ziel, Frau und Kinder an mein Herz drücken zu können. Halb erfroren und aufs Aeußerste mitgenommen, langte ich grade am russischen Neujahrstag in Astrachan an und traf zu meiner größten Freude alle Meinigen gesund und munter. Dieser Empfang war sehr schön und ließ mich Alles was ich auf dieser Winterfahrt hatte erdulden müssen, leicht vergessen. Die Strapazen dabei waren jedoch so groß gewesen, daß ich 4 Wochen krank lag und noch lange an deren Nachwirkungen zu leiden hatte. Mein Körper war doch nicht mehr der alte und seine frühere Kraft schwand immer mehr, dies empfand ich jetzt sehr merklich. Vorläufig übrigens stellte mich die liebevolle Pflege und treffliche Fürsorge im Kreise der Meinigen bald wieder her.

In Astrachan übernahm ich 200 Pionier-Soldaten, eine Menge Schanzwerkzeuge und was sonst zur Belagerung einer Festung gehört und schiffte mich Mitte März auf einem Transportschiff der kaiserlichen Flotte,

nach Baku ein. Wir hatten sehr heftige Stürme, unser Schiff ward tagelang umhergeworfen und nur mit äußerster Mühe und wirklich nur von einem Zufall begünstigt, entgingen wir dem harten Schicksal, einen vollständigen Schiffbruch zu erleiden.

Am 5. April langte ich wieder beim General Paskewitsch an und empfing von diesem den Befehl, mich dem russischen Korps, welches zur Belagerung der wichtigen persischen Festung Erivan bestimmt war, anzuschließen. In einem entsetzlichen Wetter wo der Sturm heulte und ein dichtes Schneegestöber herrschte, trat der General Graf Benkendorf II., welcher dies Korps, was aus 7 Bataillonen Infanterie, 2 Kompagnien Pionieren, 1 leichten Batterie und 2 Kosacken-Regimentern bestand, befehligte, seinen Marsch an. Wirklich in dem geduldigen Ertragen aller möglichen Strapazen suchen die russischen Soldaten ihres Gleichen und sind die ersten der Welt. Kälte und Schneegestöber, brennende Hitze und unerträgliche Staubwolken, Hunger und Durst, stete Bivouaks ohne Feuer und warme Nahrung in Schnee und Eis, oder ohne Wasser und Schatten in den glühend heißen Wüsten der Steppen, alles, alles was den Soldaten im Felde nur Schweres treffen kann, ertragen diese prächtigen Krieger ohne Murren mit einem wahrhaft stoischen Gleichmuth und auch ohne bemerkliche Nachtheile für ihre felsenfeste Gesundheit. Ist erst die Intelligenz aller Officiere und Soldaten mehr ausgebildet, und ihre jetzige oft zu passive Indolenz, welche nur grade

das thun läßt was befohlen ist, jedes freiwillige Sich-auszeichnen aber verhindert, mehr gehoben, so wird die russische Armee die erste der Welt sein und Europa kann vor ihr erzittern; dies ist meine feste Ueberzeugung. Freilich können immerhin noch mehrere Decennien vergehen, bevor die militärische Ausbildung im gesammten russischen Officierkorps so allgemein verbreitet ist, wie dies in der französischen Armee durchweg der Fall.

Am 15. April bei einem so dichten Schneegestöber, daß man kaum auf 20 Schritt weit sehen konnte, erreichten wir das feste armenische Kloster Etschmiadsin. Hier kam es zu einem heftigen Gefecht mit den Feinden, welche diesmal ganz gegen ihre Gewohnheit überaus muthig fochten. Es waren Kurden, wie schon erwähnt weitaus der muthigste Theil des ganzen persischen Heeres, welche sich uns hier entgegenwarfen. Es ward theilweise Mann gegen Mann gekämpft, und die Bajonnette der russischen Infanteristen kreuzten sich mit den blanken Säbeln der kurdischen Reiter. Auch ich, der etwas vorausgeritten war, wurde von einem kurdischen Häuptling wüthend angegriffen und mußte zum erstenmal in diesem Kriege den Säbel ziehen. Mein Gegner in einem glänzenden Schuppen-harnisch und kostbaren Ueberwurf von rothem Sammet, ritt ein edles schwarzes Roß mit reichem Zaum- und Sattelzeug und mußte offenbar ein Häuptling von hohem Rang sein. Wir fochten eine Zeitlang mit gleicher Gewandtheit und gleicher Erbitterung und

Keiner konnte dem Anderen etwas anhaben, da ich alle meine früher in der besten französischen Fechterschule erlernten Fechterkünste zusammennahm. Als unser Zweikampf, denn ein solcher war es in der That, grade am heftigsten war, krachte plötzlich ein Schuß aus einer russischen Gebirgskanone dicht über unsere Köpfe. Das Roß meines Gegners schien zum erstenmal einen Kanonenschuß gehört zu haben, denn es bäumte hoch auf und machte dann plötzlich einen heftigen Seitensprung von großer Weite. In dem Augenblick kamen russische Infanteristen mit gefälltem Bajonnett in meine Nähe gestürmt und so war unser Zweikampf beendet, ohne daß auch nur das mindeste Resultat dabei herauskam. Mochten die Kurden an diesem Tage auch noch so tapfer kämpfen, so siegte die Ueberlegenheit der russischen Taktik doch zuletzt und wir eroberten das Kloster Etschmiadsin mit allen seinen Vorhöfen und Nebengebäuden. Dies war für uns ein großer Gewinn, denn nicht allein, daß wir hier sehr beträchtliche Vorräthe an Lebensmitteln fanden, sondern es konnte dies feste Kloster auch einen wichtigen Stützpunkt für alle ferneren kriegerischen Operationen in der Provinz Erivan bilden. Der General Benkendorf ließ deshalb eine starke Besatzung im Kloster und ertheilte mir den Befehl es durch Anlage von Schanzen und Pallisadenreihen noch zu verstärken. Ich vollendete meinen Auftrag in größter Eile, ließ Tag und Nacht arbeiten und machte das Kloster in einigen Tagen so fest,

daß sich wenige Bataillone hier mit der größten Leichtigkeit gegen eine zehnfache persische Uebermacht hätten vertheidigen können. Der General Benkendorf marschirte nun noch weiter in der persischen Provinz Erivan umher und hatte wiederholt blutige Gefechte mit der kurdischen Reiterei zu bestehen, konnte aber aus Mangel an Proviant und Munition, welche auf den steilen, engen, jetzt theilweise arg verschneiten Gebirgswegen nicht herbeizuschaffen waren, nicht viel ausrichten und kehrte bald wieder in das Kloster zurück.

Am 23. April, als das Wetter sich gebessert hatte, der Schnee geschmolzen und auch eine Zufuhr von Munition, unter theilweise großen Schwierigkeiten eingetroffen war, brachen wir gegen die Festung Erivan auf. Ich gehörte mit zu der Vorhut, um sobald als möglich Rekognoscirungen über die Werke von Erivan, unbedingt die stärkste persische Festung, anzustellen. Unter einem heftigen Gefecht mit kurdischer Reiterei, setzten wir am 24. April über den Fluß Sanga, welcher durch den geschmolzenen Schnee des Gebirges stark angeschwollen war. Die Kosacken mußten wieder auf ihren Pferden Infanteristen aufnehmen, und so geschah der Uebergang nicht ohne große Schwierigkeiten und einige Verluste. Wir kamen nun im Angesicht der Festung an und bereits in der Nacht auf den 25. April erstürmte die russische Infanterie mit der größten Bravour den Heraklius-Berg, der vor der Festung liegt. Dieser Besitz

war für uns von der größten Wichtigkeit, denn es war der günstigste Platz von dem man mit Batterien das eigentliche Erivan beschießen konnte. Einige in der Festung anwesende englische Artillerie- und Ingenieur-Officiere, welche die Wichtigkeit des Heraklius-Berges auch sehr gut einsahen, bestürmten den Kommandanten von Erivan, durch Ausfälle diese Position wieder zu nehmen. So machten denn die Perser wiederholt sehr heftige Ausfälle, und es kam zu hitzigen Kämpfen, bei denen aber die taktische Ueberlegenheit der russischen Infanterie stets den Sieg davon trug. Da es uns aber an Belagerungsgeschütz, Munition und den Werkzeugen zum Schanzbau fehlte, konnte in den nächsten Wochen noch immer kein ernsthafter Angriff auf die Festung stattfinden. Anfang Juni kam der Oberbefehlshaber General Paskewitsch selbst hier an, und da jetzt die Wege passirbar waren, so trafen auch bald Belagerungsgeschütz, Munition und sonstige Werkzeuge ein, so daß jetzt die Belagerung wirklich ernsthaft beginnen konnte. Mit der Leitung der nöthigen Arbeiten ward der Generalmajor im Ingenieur-Korps Trusson beauftragt, während der Generallieutenant Krassowski, die Truppen welche hier zurückblieben, befehligte, und der General Paskewitsch weitere Streifzüge in die Provinz Erivan unternahm. Da das Klima in diesen Gegenden sich gewöhnlich in den größten Gegensätzen gefällt, so trat jetzt plötzlich eine brennende Sonnengluth, wie ich solche in den Tropen nicht ärger gekannt hatte, ein,

während 6 Wochen früher noch überall tiefer Schnee gelegen hatte. Ich erhielt jetzt den Befehl mich nach dem Kloster Etschmiadsin zu begeben, um daselbst regelmäßigere und solidere Vertheidigungswerke errichten zu lassen, wie es im April in der Eile geschehen konnte. Da ich an funfzig geübte Pioniere und tüchtiges Schanzzeug bei mir hatte, konnte dies nun auch mit gutem Erfolg geschehen, und von welcher großen Wichtigkeit es war, sollte sich nur zu bald herausstellen. Ein starkes persisches Korps von 5000 Mann und 8 Geschützen, rückte plötzlich gegen das Kloster an, welches nur eine Besatzung von kaum 600 Soldaten der verschiedensten Waffengattungen, und außerdem an 8—900 Kranke enthielt, da hier ein Hauptlazareth errichtet war. Wir kamen jetzt in die größte Gefahr und wenn die Perser auch nur die mindeste Geschicklichkeit im Belagerungskrieg besessen hätten, was glücklicher Weise aber nicht der Fall, so wäre es ganz unmöglich gewesen, daß wir die Belagerung hätten aushalten können. Jetzt aber vertheidigten wir uns mit der größten Kaltblütigkeit und meine angelegten Wälle und Schanzen erwiesen sich als ganz vorzüglich und leisteten gegen die schlechten persischen Kanonen den besten Widerstand. Wir mußten uns jedoch stark anstrengen, um stets alle Posten zu besetzen, und ich selbst kam mehrere Tage und Nächte nicht von dem Hauptwall und verrichtete die Dienste gewöhnlicher Artilleristen bei den Geschützen, da es an solchen

sehr fehlte. Für einen alten Veteranen wie ich, am Ende der funfziger Jahre, ist so etwas gerade kein Vergnügen und meine Knochen verspürten es zuletzt gar merklich. Doch Noth kennt kein Gebot, heißt es ja. Wir hätten der ungeheuren Uebermacht auf die Länge nicht widerstehen können, wenn nicht der General Krassowski uns mit kühnem Heldenmuthe zu Hülfe gekommen wäre. Ohne auf die brennende Sonnengluth und den Wassermangel in den jetzt größtentheils ausgetrockneten Flüssen zu achten, marschirte er in Eilmärschen vom Belagerungskorps bei Erivan ab, um uns die erwünschte Hülfe und Rettung zu bringen. Nur vier sehr schwache Bataillone Infanterie, einige Sotnien Kosacken und sechs leichte Feldgeschütze war sein Korps stark, und doch wagte er es, 10,000 Mann Infanterie und 15,000 Mann Kavallerie welche Abbas-Mirza persönlich befehligte, am 17. August anzugreifen. Es war eine mörderische Schlacht, welche 10 Stunden dauerte und in welcher mit furchtbarer gegenseitiger Erbitterung gekämpft sein soll. Fast ein Drittel der Russen ward getödtet oder verwundet, denn die kurdische Reiterei war ein sehr gefährlicher Feind, allein trotzdem gelang es dem General Krassowski, der persönlich ziemlich schwer verwundet wurde, sich durchzuschlagen und das Kloster Etschmiadsin zu erreichen. Wir hatten hier wohl den Kanonendonner des eine deutsche Meile entfernten Kampfes gehört, solchen selbst aber nicht sehen können, da ein Hügelzug dazwischen lag. Mit welchem

Jubel wir daher die einziehenden Truppen als unsere Retter und Befreier begrüßten, läßt sich kaum beschreiben. Die Soldaten waren entsetzlich mitgenommen und konnten sich vor Ermattung kaum noch auf den Füßen halten, und dies will bei den so sehr abgehärteten russischen Kriegern, wirklich viel sagen. Glücklicher Weise hatten wir im Kloster noch reichen Proviant und konnten unsere Befreier daher recht gut verpflegen. Nur der Raum begann jetzt sehr zu mangeln, denn es lagen an 16—1700 Verwundete und Kranke im Gebäude und war bei der glühenden Hitze daher eine entsetzliche Luft in den überfüllten Sälen und Gängen, wo die Kranken, auf weniges Stroh gebettet, eng an einander geschichtet lagen.

Als der General Paskewitsch die Nachricht erhielt, daß es dem General Krassowski gelungen sei, sich zu uns durchzuschlagen, brach er sogleich mit 4 Regimentern Infanterie, 2 Dragoner-Regimentern, 20 Geschützen und einigen tausend Kosacken auf, um uns zu Hülfe zu eilen. Er machte bedeutende Eilmärsche und kam am 5. September vor dem Kloster an. Dieser Macht fühlte sich Abbas-Mirza nicht gewachsen und er zog sich daher in Eile aus der Provinz Erivan zurück, so daß wir gänzlich von Feinden befreiet wurden. Es war dies ein ungeheurer Gewinn für uns im Kloster, denn wir konnten nun viele Kranke und Verwundete in Zelten und leichten Baracken außerhalb der Mauern und Wälle unterbringen und dadurch einen günstigeren Gesundheitszustand herstellen.

Jetzt ward eine Unternehmung gegen die persische Festung Sserdarabad, welche durch Hassan-Khan mit 2000 Mann besetzt war, unternommen, und ich erhielt Befehl mich den dazu verwandten Truppen anzuschließen. Am 14. September langten wir vor der Festung an, und schon in den nächsten Nächten wurden unter meiner Oberleitung 2 Batterien erbaut, die mit 20 Geschützen armirt waren. Am 19. September begann ein heftiges Feuer aus diesen Batterien und schon nach wenigen Stunden war ein Theil der Mauer in der Festung eingestürzt. Hassan-Khan suchte in der nächsten sehr dunklen Nacht, mit 1500 Mann seiner besten Truppen zu entfliehen, ward aber von den stets wachsamen Kosacken eingeholt. Es kam zu einem heftigen Kampfe, in dem die Perser hundert Mann verloren, während die Uebrigen sich in die Gebirge zerstreuten. Wir zogen nun in die Festung Sserdarabad, ohne weiteren Kampf ein und fanden dort reiche Beute an Getreide und auch an alten bronzenen Geschützen.

Da sich nun keine Feinde mehr in der ganzen Provinz Erivan befanden, so beschloß der Obergeneral Paskewitsch, die Belagerung der Festung Erivan, die in den letzten Monaten ganz in's Stocken gerathen war, mit neuem Nachdruck zu betreiben. Er marschirte mit seiner gesammten Truppenmacht, welche in letzter Zeit noch bedeutende Verstärkungen aus Rußland erhalten hatte, dahin ab und langte am 24. September vor der Festung an. Es war jetzt alles Material,

was zur Belagerung gehörte, in ausreichender Menge und guter Beschaffenheit vorhanden, und konnte diese denn auch nachdrücklich begonnen werden. Schon am nächsten Tage wurde mit der Anlage von Laufgräben angefangen und so eifrig daran gearbeitet, daß diese bereits am 27. September eröffnet werden konnten. Ich selbst hatte Befehl erhalten den Bau einer Batterie für 6 schwere Belagerungsgeschütze, welche mit unsäglichen Schwierigkeiten hieher transportirt waren, zu leiten. Da mir hinreichende Arbeitskräfte zu Gebote standen, schritt der Bau schnell vorwärts und bereits am 28. September konnte die Batterie ihr Feuer beginnen. Gegen ein solches Geschützfeuer waren die Mauern von Erivan nicht fest genug und schon in zwei Tagen wurde eine sturmfreie Bresche freigelegt. Auch andere Batterien hatten ihre Wirkung gethan und so war der 1. October zur Erstürmung bestimmt. Es befand sich jetzt beim Korps des Generals Paskewitsch, das vereinigte Leibgarde-Grenadier-Regiment, welches sich bei der bekannten Militärrevolution am 14. December 1825 in Petersburg, durch seine Insubordination, besonders berüchtigt gemacht hatte. Auf Befehl des Kaisers Nikolaus mußte dasselbe jetzt diesen persischen Krieg mitmachen, um in dem Blute der Feinde, die Schmach, welche es seiner Fahne zugefügt hatte, wieder abzuwaschen. Dies Regiment, aus lauter ausgesucht schönen und kräftigen Soldaten bestehend, hatte gebeten, zuerst die Bresche erstürmen zu dürfen und der General Pas-

kewitsch auch diese Bitte bewilligt. Eine todesmuthige Entschlossenheit lag auf den Gesichtern der bärtigen Grenadiere, und man sah ihnen den festen Entschluß an, entweder zu siegen oder zu sterben, um so das schwere Verbrechen, dessen sie sich, durch infame Verführer verleitet, schuldig gemacht hatten, möglichst wieder zu sühnen. Ich befand mich an dem Tage an welchem der Sturm beginnen sollte, und alles dazu auf das Sorgfältigste vorbereitet war, in der vordersten russischen Batterie, deren Wurfgeschütze so große Zerstörungen in Erivan angerichtet hatten. Mit einem Fernglase lehnte ich mich über die Brüstung der Schanze um mir die Bresche welche schon in der nächsten Viertelstunde erklettert werden sollte, etwas genauer anzusehen, als plötzlich einige persische Sarbasen oder Scharfschützen, welche sich zwischen den Trümmern der Bresche versteckt hielten, mit ihren langen Flinten auf uns schossen. Warnend rief mir der Batterie-Kommandant, ein sehr tüchtiger Major der Artillerie zu, mich diesen Schüssen nicht zu exponiren; ich wollte zurücktreten, als ich plötzlich fühlte, daß eine Kugel meinen linken Unterarm mit welchem ich das Fernglas gehalten hatte, dicht unter dem Ellbogen getroffen hatte. Der Arm sank kraftlos nieder und das Fernglas entfiel meiner Hand. Es war dies die 9. Wunde, welche ich in meiner kriegerischen Dienstzeit vor dem Feinde erhalten hatte, und sollte auch die letzte sein. Daß der Armknochen durch die Flintenkugel, welche ein sehr großes Kaliber hatte,

getroffen sei, fühlte ich sogleich an dem heftigen Schmerz der Wunde. Zwar wollte ich die Batterie ungern verlassen, da ich dringend wünschte ein Augenzeuge des Sturmangriffes zu sein, allein der Schmerz und der Blutverlust waren zu groß, als daß mein Dortbleiben möglich gewesen wäre. Auf den Arm eines Soldaten gestützt, verließ ich die Batterie, um einen Arzt aufzusuchen, der mich verbinden sollte. Unterwegs begegnete mir ein Adjutant des Generals Paskewitsch, der mir die frohe Nachricht mittheilte, die Festung Erivan habe soeben um eine Kapitulation nachgesucht. Das letzte Bombardement hatte solchen Schrecken unter der Einwohnerschaft und Besatzung der Stadt verbreitet, daß ein Widerstand länger unmöglich war. So hatte der Befehlshaber der Festung Hassan-Khan die Uebergabe des Platzes beschlossen und ein Abgesandter von ihm war eben bei dem General Paskewitsch eingetroffen. Die Unterhandlungen begannen und wurden bald beendet, der schon befohlene Sturm unterblieb und am Nachmittag zogen unsere Truppen als Sieger in diese stärkste und wichtigste Grenzfestung Persiens ein. So hatte fast der letzte Schuß, der von dort fiel, mich getroffen und meinen Unterarm zerschmettert. Daß der Sturm unterbleiben konnte, war aber im Interesse der Menschheit ein großes Glück, denn bei der großen Erbitterung, welche sich aller Truppen so leicht bei der Erstürmung einer belagerten Festung zu bemächtigen pflegt, sind Gräuelthaten und Roheiten dann fast

unvermeidlich. Mit der Eroberung von Erivan, auf dessen Zinnen fortan die stolze kaiserliche russische Flagge für immer wehen sollte, war der ganze persische Krieg im Wesentlichen beendet. Einige kleinere Expeditionen fielen freilich noch vor, allein sie waren ohne Bedeutung. Der Schah von Persien hatte die Ueberlegenheit der russischen Waffen zu sehr gefühlt, als daß er nicht um Frieden bitten sollte. Die Friedensverhandlungen zogen sich zwar noch eine Weile hin, endeten aber schließlich damit, daß Persien die Kriegskosten an Rußland zahlte, und die ganze persische Provinz Erivan mit der gleichnamigen Stadt und Festung, an letzteres abtrat. Der Besitz von Erivan ist aber ein wesentlicher Stützpunkt für die russische Macht in Asien und erleichtert ein weiteres Vordringen in diesen Welttheil ungemein. Wenn ich es auch nicht mehr erleben dürfte, so werden meine Kinder oder Kindeskinder doch hoffentlich noch an dem Kampfe, der sich zwischen Rußland und England über kurz oder lang um die Suprematie in Asien entspinnen wird, ja selbst nothgedrungen entspinnen muß, theilnehmen können.

Was nun meine Verwundung anbetraf, so bestätigte die Untersuchung des Arztes, was ich selbst schon mit Bestimmtheit gefühlt hatte, daß der Knochen meines linken Unterarmes von der Kugel getroffen und zerschmettert, und eine Amputation bis zum Ellbogen nothwendig sei. Ein sehr geschickter deutscher Militärarzt, der im russischen Heere diente, vollzog

solche mit großer Meisterschaft. Daß ich freilich furchtbare Schmerzen dabei litt, war unvermeidlich. Auch sonst war ich anfänglich recht schwach und matt und konnte erst Ende October die Festung Erivan, wo ich in einem Privathause ganz gut untergebracht war, verlassen, um mich nach Derbent und von dort zu Schiff nach Astrachan zu begeben. Meine Reise ward diesmal von der Witterung sehr begünstigt und Mitte November langte ich, zwar nur mit einem Arm, aber sonst den Umständen nach ganz wohlbehalten und ziemlich gekräftigt, bei den Meinen in Astrachan an. Es war ein Wiedersehen bei dem Freude und Schmerz, Jubel und Trauer wechselten.

Meine militärische Laufbahn war jetzt beendet. Ich bat um meinen Abschied und erhielt solchen unter Verleihung des Titels als Oberst, des Georgsordens, der nur im Kriege erworben werden kann und der gesetzlichen Invaliden-Pension. Da das Vermögen meiner Frau sich in letzter Zeit durch eine Erbschaft vermehrt hatte, besaßen wir eine genügende Einnahme, um zwar nicht in Glanz und Reichthum, aber doch in sorgenfreier Behaglichkeit mit unseren 3 Kindern fernerhin leben zu können. Mehr verlangten wir nicht. Um in einem möglichst warmen Klima zu leben und zugleich unseren Kindern die Hülfsmittel einer größeren Stadt bei ihrer Erziehung gewähren zu können, beschlossen wir unseren ferneren Aufenthalt in Odessa zu nehmen.

Im Besitz eines freundlichen Hauses mit der

Aussicht auf das freie Meer, lebe ich nun hier in zufriedener Ruhe und dem glücklichsten Familienkreise, hoffend auch so die letzten Tage meines irdischen Daseins verbringen zu dürfen. Und werfe ich einen Rückblick auf die mannigfachen Ereignisse meines vielbewegten Lebens, so habe ich vollen Grund, Gott meinen Herrn und Schöpfer, inbrünstig für die reiche Gnade, die er mir unverdientermaßen stets erwiesen, zu preisen, und seine Allgüte, die mich auf oft vielverschlungenen Wegen, zuletzt doch noch zu einem so schönen Ziele führte, zu segnen. Was der Leichtsinn meiner unerfahrenen Jugend verschuldete, mußte ich später durch strenge Buße sühnen, aber mein Streben, mir durch eigene Kraft eine ehrenvolle Stellung in der menschlichen Gesellschaft zu erringen, gelang mir mit Gottes Gnade vollkommen, und daß dies geschah und mir zuletzt noch ein so reiches Familienleben zu Theil ward, wird bis zum letzten Athemzug meine Brust mit gerechtem Dank erfüllen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ein preußischer Officier.

Nach den Aufzeichnungen eines im Felde Gebliebenen

bearbeitet von

Julius von Wickede.

Drei Bände. Octav. Elegant geheftet $4^1/_2$ Thlr.

Inhalt.

I.

Erstes Kapitel. Die Schicksale meiner Vorfahren, so weit sie mir bekannt sind. Mein Vater und sein Tod im Herbst 1851.

Zweites Kapitel. Meine frohe Jugendzeit in einer kleinen Residenzstadt in Thüringen. Anfängliche Absicht mich dem geistlichen Berufe zu widmen. Vorbereitung hierzu. Gründe, die mich schließlich dazu bewogen, Soldat zu werden.

Drittes Kapitel. Meine Wanderung an den Rhein. Eintritt in das Regiment. Der dicke Hauptmann und der dürre Feldwebel meiner Kompagnie. Anfängliches Unbehagen im Soldatenstand. Jugendfreundschaften. Beförderung zum Unterofficier. Manöverzeit. Ein dienststrenger Hauptmann.

Viertes Kapitel. Leben und Treiben auf der Kriegsschule. Verschiedene Persönlichkeiten unter den Fähnrichen. Mein erstes Duell. Fahrt nach Berlin zur Ablegung des Officiersexamens. Gutes Examen und Rückkehr zum Regiment. Urlaub nach Hause. Erste Liebe.

II.

Vortreffliche Einrichtung daselbst. Langsame Wiederherstellung. Fahrt nach Prag. Verschlimmerung meiner Wunde durch ein Umwerfen des Wagens. Aufnahme in einen gräflichen Palast in Prag.

Achtes Kapitel. Marsch durch Böhmen nach Dresden. Ernennung zum Bataillons-Adjutanten. Militärische und sociale Verhältnisse in Dresden. Die enragirten Sachsinnen. Urlaubsreise zum Hochzeitsfest meiner ältesten Schwester in Thüringen. Zusammentreffen mit Miß Mary in Dresden. Reise nach Teplitz.

III.

Erstes Kapitel. Völlige Herstellung in Teplitz. Uebertritt fremder Officiere in unsere Regimenter. Verschmelzung der meisten kleinen deutschen Contingente mit dem preußischen Heere. Meine Commandirung als Bataillons-Adjutant in ein kleinstaatliches Contingent. Dienstliche und sociale Verhältnisse daselbst.

Zweites Kapitel. Ernennung zum militärischen Lehrer des Erbprinzen. Meine Zurückversetzung zu meinem früheren Regiment. Veränderungen daselbst. Herbstmanöver. Meine Verlobung. Besuch mit meiner Braut bei meiner Mutter. Kriegsaussichten. Mobilmachung. Abschied von meinen Angehörigen.

Drittes Kapitel. Der Abmarsch in den Krieg. Der Uebergang über den Rhein. Allgemeine Begeisterung des Volkes. Quartier und Leben in der Rheinpfalz. Gute Kameradschaft mit den baierischen Truppen. Weitere Vorkommnisse im Felde.

Viertes Kapitel. Erwartung des Einmarsches der Franzosen in Deutschland. Eindruck der Nachricht über das Gefecht von Weißenburg bei den deutschen Truppen. Eine nächtliche Patrouille längs der französischen Grenze. Der Einmarsch in Frankreich. Die Erstürmung der Spicherer Höhen. Blutiger aber siegreicher Kampf daselbst. Das Bivouak in der erstürmten feindlichen Lagerstätte. Transport französischer Gefangener nach Koblenz.

Schwaig